Neuere Geschichte

der

Chineser, Japaner, Indier, Persier, Türken, Russen und Amerikaner ꝛc.

als eine Fortsetzung

der alten

Rollinschen Geschichte.

Vom 12ten Theile an

von Herrn Richer

fortgeführt.

Aus dem Französischen.

Zwanzigster Theil.

Berlin,
bey Christian Friedrich Voß,
1775.

Inhalt.

Viertes Kapitel.

Neuspanien.

Erster Artikel.

Neumexiko. 2

§. 1. Das eigentlich genannte Neumexiko. 2

§. 2. Neuleon. 5

§. 3. Neunavarra. 6

§. 4. Kalifornien. 7

Zweyter Artikel.

Altmexiko. 10

§. 1. Die Audiencia Mexiko. 11

§. 2. Die Audiencia Guadala-
jara. 41
§. 3. Die Audiencia Guatimala 47

Dritter Artikel.

Ursprung und Monarchie der Mexikaner. 74

§. 1. Art zu schreiben. Zeitrechnung der Mexikaner. 85
§. 2. Käyserlicher Hof. 90
§. 3. Regierung. 97

Vierter Artikel.

Religion, Gottheiten, Tempel, Priester, und mexikanische Feste. 103

Fünfter Artikel.

Gestalt, Kleidung, Charakter, Gebräuche, Sitten, Künste und mexikanische Sprache. 135

§. 1. Regierung, Gesetze, Sitten, Gewohnheiten, Religion verschiedner mexikanischer Nationen. 156

§. 2. Verschiedne Sprachen der Mexikaner. 173

Sechster Artikel.

Klima, Winde, Moräste, Bäume, Pflanzen, Früchte, Blumen, Thiere, Mineralien u. s. w. von Neuspanien. 179

§. 1. Klima, Winde und Ebbe 179

§. 2. Bäume, Pflanzen, Früchte und Blumen. 184

§. 3. Blumen. 225

§. 4. Fortkommen der spanischen Pflanzen in Mexiko. 229

§. 5. Mexikanische Vögel. 230

§. 6. Mexikanische vierfüßige Thiere. 241

§. 7. = giftige Thiere. 258

§. 8. = Fische. 267

§. 9. Bergwerke, Metalle, kostbare Steine, und andere mexikanische Produkte. 271

Siebender Artikel.

Entdeckung und Eroberung von Mexiko durch die Spanier. 283

Geschichte der Amerikaner.

Viertes Kapitel.

Neuspanien.

Dieser große Strich von Nordamerika erstreckt sich vom siebenden Grad nördlicher Breite bis zu dem fünf und vierzigsten, und von Abend gegen Morgen vom zwey hundert und funfzigsten bis zum zwey hundert und sechs und achtzigsten. Wir wollen es in Neu- und Alt-Mexiko eintheilen, und die Erdbeschreibung von jedem dieser Theile geben: hernach von den Sitten, den Gebräuchen, der Regierung, der Religion, und s. w. seiner alten Einwohner einen Begriff machen;

chen: auch einen kurzen Abriß der natürlichen Geschichte entwerfen, und mit der Geschichte der Eroberung endigen.

Erster Artikel.

Neumexiko.

Dieses Land liegt zwischen dem 30sten und 45sten Grad nördlicher Breite, und vom 65sten bis zum hundert und zehnten westlicher Länge. Es gränzt gegen Morgen an Luisiana, gegen Mittag an Altmexiko, gegen Abend an dem Südmeere. Die nordlichen Gränzen aber sind unbekannt.

Die Spanier, die Besitzer dieses Lands, haben es in achtzehn Distrikte oder Provinzen getheilt; aber es ist ihnen noch vieles übrig sich unterwürfig zu machen. Wir wollen es in fünf Hauptheile theilen, welche sind das eigentlich genannte Neumexiko, Neuleon, Neunavarra und Kalifornien.

§. 1.

Das eigentlich genannte Neumexiko.

Dieser Theil von Neuspanien ist überhaupt sehr wenig bekannt; er ist zwischen dem dreyßigsten und fünf und vierzigsten

Grad

Grad nördlicher Breite und zwischen dem 85sten und 90sten der westlichen Länge.

Der Fluß del Norte oder des Nords durchströmt es von Norden gegen Mittag. Die Spanier haben da viele Flecken, davon der vornehmste Santa Fe ist, welcher gegen Norden dieses Lands liegt. Es ist die Hauptstadt von Neumexiko. Sie liegt in den Gebürgen an einem Flusse, welcher sich zehn Meilen gegen Südwest in den Nordfluß ergießt. Viele Erdbeschreiber vermeynen, daß es darinn ein Bischofthum gebe; allein Dom Vaissette in seiner historischen, kirchlichen und bürgerlichen Erdbeschreibung sagt, daß man von seinem Daseyn gar keinen Beweis habe. Der Gouverneur hat daselbst seinen Aufenthalt. Hübner (*) und der Abbe Langlet versichern, daß diese Stadt sehr schön und sehr wohl gebaut sey: der erste setzt noch hinzu, daß darinn sechs hundert Spanier wären, die funfzig tausend Indianer unter sich hätten. Da diese Umstände den Beschreibungen der übrigen Erdbeschreibern und fast aller Reisenden

(*) Hübner, der Erdbeschreiber, ist in Deutschland ein Kinderspott, und in Frankreich nennt man ihn noch neben dem Abbe Langlet. Wenn sie das an dürren deutschen Holze thun, was werden sie nicht an grünen thun?

Uebersetzer.

entgegen sind, so haben wir gar kein Bedenken, sie in Zweifel zu ziehen.

Wilde in Neumexiko.

Man findet in diesem großen weiten Land viele indische Nationen. Die beträchtlichste sind wohl die Apachen. Sie theilen sich in vier Stämme, und bewohnen die beyden Küsten des Nordflusses an der Nordseite. Sie haben keine beständigen Wohnungen, wohnen untern Zeltern, sind sehr brav, beten die Sonne und den Mond an, haben eine besondere Sprache, heyrathen viele Frauen; aber bestrafen die Ehebrecher sehr scharf; sie schneiden ihnen Nase und Ohren ab.

Gegen Abend derselben sind die **Cibalas.** Sie haben beständige Wohnungen. Man zählt in dem Lande, das sie bewohnen, auf die sieben Flecken: der größte enthält fünf hundert Hütten. Diese Flecken sind höchstens vier Meilen von einander entfernt, so daß sie in weniger Zeit einander wechselseitige Hülfe leisten können. Die Hütten haben drey bis vier Stockwerk, und Höhlen oder Gewölber, die die Indianer im Winter bewohnen.

Diese Wilden sind fast ganz nackend, und lassen ihre Haare über den Rücken herunter hengen. Sie haben einen vortheilhaften Körper, und sind sehr geschwind.

Man

Man findet in dieser Gegend noch eine dritte Art Wilde, welche die Ufer des Nordflusses bewohnen. Sie unterscheiden sich von den andern gar sehr an Sprache und Sitten. Ihr Gesicht ist bleyfärbig; sie sind klein und die meisten Abgötter. Einige irren mit ihren Heerden herum; andere bewohnen Dörfer und Flecken und sind ihren Kaziken unterthänig.

Dieses Land, ob es gleich in der gemäßigten Zone liegt, ist so kalt, daß man daselbst nicht viel Früchte einsammlet: aber der Maiz kömmt da sehr gut fort und die Weiden sind vortreflich. Weil es da wenige Wälder giebt, so sind auch die wilden Thiere sehr selten: doch findet man einige auf den Gebürgen.

§. 2.

Neuleon.

Dieses Land, nach des Herrn von Anville Charte von Nordamerika, grenzt gegen Morgen an den merikanischen Meerbusen, gegen Mittag an einem Theil von Altmexiko, gegen Abend an Neubiscaya, gegen Norden an Neumexiko. Es verbreitet sich vom 25sten bis 30sten Grad der Breite, und vom 80sten bis zum 85sten der westlichen Länge. Es ist sehr wenig bekannt: die Spanier haben daselbst keine beträchtliche Kolonie. Der

Nordfluß durchströmt es von Norden gegen Südost, und ergießt sich in den merikanischen Meerbusen.

Man versichert, es sey voller Gebürge und sehr reicher Goldbergwerke.

§. 3.

Neunavarra.

Eben dieser Erdbeschreiber setzt Neunavarra zwischen den 25sten Grad 30 Minuten und 35sten Grad der Breite, und zwischen dem 90sten und hunderten der Länge. Es gränzt gegen Morgen theils an Neumeriko, theils an Biscaya, gegen Mittag an der Provinz Kuliacan; und das rothe Meer oder der kalifornische Meerbusen umschließt es gegen Abend.

Die Eingebornen dieses Lands sind groß, stark und muthig: sie bedienen sich vergifteter Pfeile. Sie bewohnen Flecken, welche an den Ufern der in diesem Lande befindlichen Flüsse liegen. Sie kleiden sich, beynahe wie die Merikaner, die vornehmste Nation führt den Namen Pimas, wovon eine große Strecke Lands Pimaria heißt.

Die Spanier unterwarfen sich dieses Land 1552. und fanden vielen Widerstand von Seiten der Indianer. Seitdem sie Meister davon sind, haben sie es

in viele Distrikte oder kleine Provinzen getheilt, welche längst der Morgenküste des kalifornischen Meerbusens sind. Die mitternächtlichste ist Sonora, wo es sehr reiche Bergwerke geben soll. Pitquin ist der Hauptort darinn. Pistra ist die Wohnung der Mißionaren. San Juan de Cinaloa ist der Hauptflecken des ganzen Lands, und an dem Ufer eines Flusses gleiches Namens gelegen. Der Distrikt dieser Stadt ist ein sehr schönes Land.

§. 4.

Kalifornien.

Viele Erdbeschreiber haben versichert, daß dieses Land eine Insel sey. Aber der verstorbene Herr de l'Isle bewies durch die 1750. und 1752. herausgegebenen Charten, daß Kalifornien einen Theil des festen Lands von Nordamerika ausmache. Es erstreckt sich nemlich von dem Wendecirkel des Krebses bis gegen den fünf und vierzigsten Grad der nördlichen Breite, und zwischen dem zwey hundert und sechszigsten bis den zwey hundert und siebzigsten der Länge. Es gränzt gegen Westen an dem Kaloradofluß, welcher sich in den kalifornischen Meerbusen ergießt, gegen Norden an den hohen Gebürgen, gegen Abend und Mittag an dem südlichen Meere. Der mitternächtliche Theil die-

ses Lands macht eine große Halbinsel, welche fast die Gestalt eines Kegels hat, dessen Basis von der Mündung des Koloradoflusses in das rothe Meer geht, und am Kap St. Lukas sich endiget.

Kalifornien ist sehr bevölkert, vornemlich gegen die Nordseite. Man sieht daselbst eine große Anzahl Flecken, die zwanzig, dreyßig, vierzig, ja manchmal funfzig Familien enthalten. Diese Völker sind von Natur faul, bringen die Tage unter Bäumen zu, wohin sie sich vor der Sonne verbergen, und die Nacht unter Arten von Dächern, die aus Aesten und Blättern bestehn, und mit langen Stangen ohne die geringste Art von Mauer gestützt werden. Im Winter graben sie sich unter der Erde Wohnungen, und viele leben darinn mit einander wie das Vieh. Die Männer sind ganz nackend; die Weiber bedecken sich vom Gürtel bis auf die Knie mit einer Art Schürze, die von sehr feinen Garn gewebt ist. Sie bedecken sich auch das Haupt mit dem nemlichen Garne, und haben Arm- und Halsbänder.

Diese Völker sind sehr lebhaft, aber gelehrig. Jede Familie regiert sich nach ihrem Belieben: die Flecken führen gegen einander Krieg. Die Waffen sind der Bogen, der Pfeil und der Wurfspieß.

Die

Die Kalifornier beten den Mond an: sie haben Priester, aber man weiß nicht die Beschaffenheit ihres Gottesdiensts.

Die Ostküste dieser Halbinsel ist von den Gebürgen uneben, und großer Hitze ausgesetzt; aber in dem Innern des Lands ist die Luft viel gemäßigter. Sie ist sehr gesund. In gewissen Monaten des Jahrs fällt häufiger Regen: in andern wieder ein so starker Thau, daß er die Küste sehr fruchtbar macht. Man sammlet daselbst viel Getreyde, Früchte und Zugemüse. Die Flüsse und das Meer verschaffen in Menge Fische. Es giebt vierfüßige Thiere und verschiedene Arten Vögel. Man fischt auch viele Perlen an den Küsten.

Nachdem Ferdinand Cortez Altmexiko erobert hatte, so versuchte er neue Entdekkungen in den benachbarten Ländern, entdeckte 1534. das Ende der Halbinsel Kalifornien. 1539. schickte er den Franciskus von Ulloa mit zwey Schiffen aus, die Entdeckungen fortzusetzen. Er untersuchte die Ostküste von Kalifornien, gieng in den Meerbusen und kam bis in den Grund hinein. Seit dieser Zeit haben die Spanier Reisen dahin gethan, und den Vorgebürgen und Häven Namen gegeben. 1683. ließ der Vicekönig von Mexiko ein Fort und eine Kirche in diesem Lande erbauen. Die Jesuiten giengen nach Ka-

Hr. de l'Isle Dissertation, Kalifornien betreffend.

lifornien und erbauten daselbst Wohnungen. Nach ihren Aussagen ist es eines der schönsten Länder der Welt: der Boden trägt hier reichlich ohne alle Anbauung. Man würde daraus ein Großes ziehen, wenn man alle gehörige Aufmerksamkeit darauf verwendete. Zu Anfange dieses Jahrhunderts haben die Spanier daselbst ein Fort mit vier Bastionen erbaut. Man weiß nicht, von wem das Haus der Jesuiten besetzt ist.

Zweyter Artikel.

Altmexiko.

Dieser Theil von Nordamerika liegt zwischen dem sieben und dreyßigsten Grad nördlicher Breite, und dem zwey hundert und drey und sechszigsten bis zwey hundert und vier und neunzigsten der Länge. In seinem größten Umfange, welcher von Nordwest gegen Südwest geht, enthält es mehr als sechs hundert Meilen; und seine Breite, welche sehr unregelmäßig ist, hat nicht mehr als zwey hundert und funfzig. Gegen Morgen gränzt es an den mexikanischen Meerbusen, gegen Norden an Neumexiko und Luisiana an dem rothen Meer, oder dem kalifornischen Meerbusen, gegen Mittag an dem südlichen Meere.

Wir

Wir werden der Eintheilung der Spanier folgen. Nach ihnen hat Altmexiko drey Statthalterschaften, welche Audiencias oder Governacions heissen und zwey und zwanzig Provinzen enthalten, die alle unter einem Vicekönig stehn.

1) Die Audiencia Mexico ist die erste. Sie liegt mitten in den beyden andern und hat sieben Provinzen: die Provinz Mexiko, Mechoacan, Panuco, Tlascala, Guapaka, Tabasko, Yucatan.

2) Die Audiencia Guadalajara, gegen Abend von Mexiko gelegen. Sie enthält sieben Provinzen: Guadalajara, los Zacatecas, Nueva Biscaia, oder Neu Biscaja, Cinaola, Culiacan, Chiametlan, Xalisco, oder Neugallicien.

3) Die Audiencia Guatimala liegt gegen Morgen von Mexiko: sie enthält acht Provinzen, welche sind Soconusco, Chiapa, Vera Paz Guatimala, Honduras oder Hibueras, Nicaragua, losta ricca und Veragua.

§. 1.

Die Audiencia Mexiko.

Bevor wir die Beschreibung dieser Provinz geben, wovon diese Audiencia den Namen führt, glauben wir ein Gemälde von dem berühmten mexikanischen See machen zu müssen. Er liegt in einem sehr

wenig

wenig zählingen Thale, welches vierzehn in der Länge von Norden gegen Süden, sieben in der Breite, und ungefehr vierzig Meilen im Umfange haben kann. Dieser See besteht aus zwey gleichen Theilen, welche nur durch einen sehr engen Raum geschieden werden; einer ist von süssen Wasser, voller Fische, und höher als der andere, in welchen das Wasser sich ergießt. Der zweyte Theil hat salziges Wasser, keine Fische, und ist sehr heftigen Bewegungen unterworfen. Dieses Wasser soll von einem Berge kommen, welcher gegen Südwest von Meriko liegt, und das, was das Wasser salzig macht, ist der Boden, welcher voller Salz ist. Für die ganze Provinz macht man auch davon hinlänglichen Vorrath; man bringt auch eine sehr beträchtliche Menge desselben alle Jahre nach den philippinischen Inseln. Um den mexikanischen See findet man vier andere kleine, welche nur von einander durch breit gepflasterte und mit Quatersteinen versehene Dämme geschieden sind. Die Ufer dieses Sees machten vor der Eroberung, ein reizendes Schauspiel: man fand daran mehr als funfzig Städte.

Die Audiencia oder Provinz Meriko liegt mitten in Altmeriko, oder Neuspanien. Sie gränzet gegen Morgen an Tlascala, gegen Mittag an dem Südmeere,

meere, gegen Abend an der Provinz Mechoacan, und gegen Norden in Guasteca.

Beschreibung der Stadt Mexico.

Die Stadt Meriko ist die Hauptstadt dieser Provinz, so gar von ganz Neuspanien. Ueber den Ursprung ihres Namens sind die Meynungen verschieden. Einige geben vor, ein Theil führe den Namen **Tlateluco**, welches Insel bedeutet, der andere **Mixitli**, alter Prinz oder alter Götze der Mexikaner. Das ganze Reich selbst führte diesen letzten Namen, welchen die Spanier in Meriko verwandelt haben.

Diese berühmte Stadt liegt an dem Norduser des salzigen Sees. Nach ihrer Gestalt und Menge ihrer Kanäle scheint sie gänzlich in den See gebaut zu seyn, so wie Venedig in das Meer.

Alt Mexiko.

Die alte Stadt enthielt ungefehr zwanzig tausend Häuser, und man unterschied daselbst drey Arten Straßen, alle sehr breit und schön. Einige waren von Kanälen, über die Brücken giengen; andere waren auf dem Lande; andere endlich halb auf dem Wasser halb auf dem Lande, das ist, diese letzten bildeten gleichsam eine Art Brustwehren. Die meisten Häuser hatten zwey Thüren, eine nach dem Damm zu, die andere nach dem Wasser. Sie waren enge, niedrig und ohne Fenster, Kraft der Policeyverordnung, die bloßen

Privat-

Privatleuten nicht erlaubte, sich so zu erheben, wie große Herren; aber sie waren reinlich, bequem und viele Familien konnten darinn zugleich wohnen. Die ersten Nachrichten der Spanier machen Mexico zweymal größer, als Meyland, und versichern, daß es Venedig weit übertroffen; welches von der großen Menge der Pallä-ste ihrer Kayser und Großen herkömmt, welche mit schönen Gärten und erbauten Tempeln umgeben waren.

Obgleich diese Stadt das Wasser umfließt, so fehlte es doch den Einwohnern daran zu ihrem Gebrauche, weil sie sich nicht des Seewassers, nicht einmal des Theils des süßen Wassers bedienen konnten. Das, was sie trunken, kam durch Wasserleitungen aus gebrannten Steinen von einem drey Meilen von der Stadt gelegenen kleinen Berge. Die Spanier bekommen es noch von dem nemlichen Ort durch zwey Röhren, welche von steinern Schwiebbögen getragen werden, die eine schöne Brücke bilden. Meriko hatte nur drey Eingänge, den Tacuba, welcher auf der Morgenseite war, und zu welchem man auf einen eine halbe Meile langen Damm kam; den Jztacpalapa, dessen eine Meile großer Damm von Süd-ost und dem Steindamm kam, der das süße Wasser von dem Salzwasser scheidete; und den Cuyoacan, durch welchen

Cortez

Cortez seinen Einzug hielt, und zu welchen man von Südwest auf einem Damme von zwey Meilen gelangte. Die Spanier haben noch zwey hinzugefügt. Diese fünf Dämme, welche heut zu Tage zum Eingange nach Meriko dienen, heissen Piedad, St. Anton, Guadelupe, St. Come, und Chiapultepeque. Der, wodurch Cortez die Stadt einnahm, ist nicht mehr: man hat einen andern dafür angebracht.

Der vornehmste der kaiserlichen Pallä- Pallast
ste hieß Tepac: er war von einer Größe des Kaisers.
und Pracht, dessen Beschreibung Erstaunen erregt. Man zählte da zwanzig schöne große Thoren, die auf eben so viel Gassen giengen: über dem vornehmsten war das kaiserliche Wappen. Es war ein großes Schild, auf welchem man die Figur von einer Art Greif sah, davon die Hälfte des Körpers einen Adler vorstellte, die andere einen Löwen: er hatte die Flügel ausgebreitet, als wenn er fliehen wollte, und hielt mit seinen Klauen einen Tieger, der sich mit Wuth loszureissen schien. Der Theil des Gebäudes, welches für den Kaiser bestimmt war, enthielt drey Höfe, davon jeder mit einem schönen Springbrunnen gezieret war, hundert Kammern, die fünf und zwanzig bis dreyßig Fuß in der Länge hatten, und hundert Bäder. Ob man gleich in dem ganzen

Baue

Baue des Gebäudes keinen Nagel sah, so war doch alles von solcher Dauerhaftigkeit, daß die Spanier es nicht genug bewundern konnten. Die Mauern waren von allerhand Marmor, Jaspis, Porphyr und andern Steinen, deren einige schwarz, rothstreifig, andere aber ganz weiß waren und einen erstaunenden Glanz von sich gaben. Die Dächer waren von Bretern, die mit vieler Kunst zusammengefügt und sehr feste waren, ob gleich nur sehr dünne. Der Fußboden aller Gemächer war vortreflich mit Zeder- und Cyperholz ausgelegt, und die Wände bis an die Fenster hoch getäfelt. Einige Kammern waren mit Gemälden und geschnitzter Arbeit geziert, welches verschiedne Arten Thiere vorstellte; andere waren mit schönen kattunen Tapeten, Kaninchenhaare und unterschiedlichen Blumen bekleidet. Doch entsprachen die Betten nicht diesem Anscheine von Ueberfluß und Größe. Sie bestunden nur in bloßen über die Matten ausgebreiteten Decken. Wenige Menschen schliefen in diesem Pallaste: die Weiber des Kaisers blieben des Abends allein darinn. Ihre Anzahl belief sich auf drey tausend, Mägdchen und Sklaven dazu gerechnet. Es war gar nichts seltenes, hundert und funfzig davon auf einmal schwanger zu sehen: aber das Thronerbe gehörte nur den Kin-

Anzahl der Weiber des Kaisers.

dern der drey ersten Weiber, die allein den Tittel Kaiserinnen führten; die andern hatten in Gewohnheit, die Geburt abzutreiben, die meisten waren Töchter der vornehmsten Herren, aus welchen sich der Kaiser diejenigen wählte, die ihm gefielen. Sie wurden in eben so großer Pracht als Ueberfluß unterhalten: aber die geringsten Fehler, die sie begiengen, wurden strenge bestraft. Montezuma schenkte einige davon an die Officiere des Cortez.

Ausser diesem prächtigen Pallaste hatte der Kaiser noch viele andere in der Stadt, und jeder insbesondere machte ein besonderes Schauspiel. Einer enthielt große Gallerien auf jaspischen Säulen, an denen man alle Gattungen von Vögeln sah, die nach Mexiko kommen, und welche sowohl wegen ihres Gefieders als ihres Gesanges geschätzt werden. Die Seevögel wurden in einem Teiche von Salzwasser ernährt, und die Flußvögel in großen Behältern süßen Wassers. Jede Gallerie war mit Wald- und Feldvögeln bevölkert. Es fanden sich einige, deren Gattung den Spaniern gänzlich unbekannt waren. Man berupfte sie zu gewissen Jahrszeiten, und zog daraus einen großen Nutzen. Man machte daraus Stoffe, Gemälde und verschiedne Zierrathen. Mehr als drey hundert Menschen wurden zu diesen Thieren gebraucht. In einem andern

Pallaste war das Jagdgeräthe des Kaisers. Es bestand aus einer großen Anzahl Raubvögel: einige waren in mit Matten ausgezierten Käfigen; andere auf Stangen, und zu allen Falkenierübungen abgerichtet. In einem zweyten Hofe eben dieses Pallasts, sah man eine unglaubliche Menge wilder Thiere, als Löwen, Tieger, Bäre und unterschiedene andere in Europa unbekannte Thiere: sie waren alle nach Ordnung in schönen hölzernen Käfigen gestellt. Einige Reisenden setzen in diese Zahl eine Art Stiere, welchen sie den **mexikanischen Stier** nennen und der die Eigenschaften vieler andern Thiere vereinigt. Er hat, wie das Kameel, Buckel auf dem Rücken, eine magere und eingezogene Seite, einen dicken Schwanz und mit langen Mähnen versehnen Hals, wie der Ochse, Hörner und gespaltne Füsse, und über das alles Stärke und Wildheit. Eben diese Schriftsteller versichern, ein dritter Hof habe in Gefäßen, Behältern und andern Oertern eine erschreckliche Menge Ottern, Scorpionen, Klapperschlangen und Krocodille enthalten, welche man mit dem Blute der geopferten Menschen ernährte. Als die Spanier in diesen Pallast traten, so erschracken sie über das Schlangengezische, Löwengeheule und Ochsengebrülle und das

Herrera T. I. Thomas Gage l. 1.

Ge-

Geheule der andern Thiere, wozu sie der Hunger oder ihre Gefangenschaft zwang.

In den obern Gemächern dieses Pallasts ernährte man die Possenmacher, Gaukler, Zwerge, Bucklichte, Blinde und andere Personen, welche mit auf die Welt eine oder die andere ungeheure Besonderheit gebracht hatten. Sie bekamen ihre Lehrmeister, die sie in den feinen Stückchen, die ihren natürlichen Fehlern zu statten kamen, unterrichteten. Die Sorge, welche man für sie trug, machte ihren Zustand so angenehm, daß sich Väter fanden, die ihre Kinder verstümmelten, um ihnen ein friedliches Leben und die Ehre zu verschaffen, ihrem Beherrscher zum Zeitvertreibe zu dienen.

Der Kaiser hatte diesen Pallast zu seiner Religionsübung erwählt. Man sah daselbst eine Kapelle, dessen Gewölbe mit goldnen und silbernen Platten bekleidet und mit einer großen Anzahl kostbarer Steine bereichert war. Er begab sich alle Nächte dahin, um seine Götter, mitten unter diesem Blöcken und Geheule der Thiere, um Rath zu fragen.

In einem andern dieser Palläste verfertigte man die Waffen; die geschicktesten Arbeiter wurden darinn, jeder mit seiner Werkstatt und der seinen Talenten zukommenden Ehre, unterhalten. Die ge-

meinste Kunst war, Pfeile zu machen und Steine zu spitzen, um damit jene zu beschlagen. Man theilte deren eine wunderbare Menge in der Armee und in den Gränzstätten aus: aber es blieben noch viele stets in den Magazinen übrig. Die andern Waffen waren Bogen, Köcher, Keule, mit spitzigen Steinen besetzte Degen, Wurfspieße, Zagayen, Schleudern, und die Steine, welche man warf, Küraſſe, Helme von gesteppten Kattun, welche den Pfeilen widerstunden, kleine und große lederne Schilde, welche den ganzen Körper bedeckten, und welche man auf den Schultern aufgewickelt trug, um sich bey Gelegenheit ihrer zu bedienen. Alle diese Waffen wurden in einen Pallast gebracht, welcher zum Magazine diente. Die, welche für den Kaiser bestimmt waren, wurden in einem besondern Gemache ordentlich gestellt, mit Gold- und Silberblättchen, seltnen Blumen und kostbaren Steinen geziert, welches ein sehr glänzendes Schauspiel machte. Die Spanier wurden gar nicht müde, diese militärische Niederlage zu bewundern: sie fanden sie des größten Monarchen würdig.

Der Pallast, welcher ihnen die größte Bewunderung erregte, war ein großes Gebäude, welches die Mexikaner das Trauerhaus nennten. Wenn der Kaiser einen Verwandten oder eine geliebte

Frau verloren hatte, so begab er sich dahin mit wenigem Gefolge. Der bloße Anblick dieses Hauses flößte die Gesinnungen ein, die er dahin brachte. Das Dach, die Mauern und die Möbeln waren schwarz; die Fenster klein und mit einer Art so eng gewirkter Jalousien verschlossen, daß kaum das Tageslicht durchkommen konnte. Er blieb auch so lange darinn, als sein Verdruß dauerte.

Die übrigen kaiserlichen Häuser waren mit wohlangelegten Gärten geziert. Alle Gartenfrüchte waren daraus verbannt, weil man sie auf dem Markte verkaufte, und nach einem von der Nation angenommenen Grundsatze, der Kaiser kein Vergnügen in dem suchen durfte, welches ein Gegenstand des Gewinns für seine Unterthanen war. Aber man sah darinn die schönsten Blumen einer schönen Himmelsgegend, und alle Kräuter, welche Mexiko in so großer Verschiedenheit und großem Reichthume hervorbringt. Der Monarch gab Befehl an seine Bachen, daß die Kranken so viel Kräuter daraus nehmen konnten, als sie bedurften. Alle seine Gärten hatten viele Springbrunnen, die ihr süßes Wasser von zwey großen Wasserleitungen durch abgesonderte Röhren erhielten.

Die Anzahl der Pallåste von einem geringern Range gegen die kaiserlichen, war

sehr beträchtlich. Es gab im Reiche drey tausend Kaziken oder Herren von Städten, welche einen Theil des Jahrs in der Hauptstadt verleben mußten. Man sah auch in dieser Stadt Häuser, welche für den niedern Adel und die Schloßbedienten bestimmet waren. Sie waren von Steinen gebaut, mit Gärten und allen Bequemlichkeiten umgeben, welche das Glück und die Größe begleiten.

Die öffentlichen Gebäude, vornemlich die Tempel, waren nicht weniger prächtig. Wir werden davon an einem andern Orte die Beschreibung geben.

Die öffentliche Plätze gaben Meriko eine große Zierde, und dienten zu Marktplätzen. Es war unter andern einer von einem so großen Umfange, daß sich, während der an gewissen Tagen des Jahres einfallenden Messen, mehr als hundert tausend Menschen daselbst versammleten. Man brachte dahin alle Produkte des Reichs. Er war mit schnurgleich an einander so enge gesetzten Zeltern bedeckt, daß kaum zum Gehen Platz war. Jeder Kaufmann kannte seinen Posten: die Buden sicherten kattune Tücher vor Sonne und Regen. Die gemeinsten Waaren waren verschiedene Arten Matten, gemalte oder gefirnißte irdene Gefäße, Häute verschiedner Thiere, vornemlich Hirschfelle,

felle, die rauh und glatt zubereitet und verschiedentlich gemalt waren; Vögel an Federn von verschiednen Gattungen und allen Farben; Federn, die man den Vögeln zu gewissen Jahrszeiten ausrupfte; Salz, Leinewand und kattune Tücher; aus Blättern und Baumrinden, Hasenhaaren und Blumen verfertigte Leinen; aus Hasenhaaren und Blumen gemachter und allerley farbigter Zwirn. Es waren zwey Oerter zu den Waaren bestimmt, welche vielen Platz einnahmen, als Steine, Kalk, Ziegel und andere Baumaterialien.

Die reichste Gegend des Markts war diejenige, wo man Arbeiten von Gold und Federn verkaufte. Man fand da alles, was in Federn von allerhand Farben nach der Natur vorgestellt werden konnte. Die Mexikaner hatten diese Kunst so weit getrieben, daß die Thiere, die Bäume, die Pflanzen, die Blumen u. s. w., welche sie auf diese Art vorstellten, den Spaniern Bewunderung machten. Ihre Fertigkeit war eine Frucht ihrer Geduld und Anwendung. Ein Arbeiter in dieser Art brachte einen ganzen Tag zu, ohne zu essen, um eine Blume an seinen Ort zu setzen. Ihre Goldarbeit war auch sehr schön. Sie formten auch sehr schöne Werke und schnitten mit Grabeisen von Kieselstein darnach hinein. Sie verfer-

tigten Schüssel mit acht Seiten, jede von einem verschiednen Metalle. Sie formten auch Fische, deren Schuppen von Gold oder Silber waren; Pappageyen, an welchen sie den Kopf, die Zunge, und die Flügel beweglich gemacht hatten; Affen, welche verschiedne Uebungen konnten, als mit dem Spindel spinnen, Aepfel essen u. s. w. Man fand auch auf diesem Markte emaillirte Arbeit, und allerhand verarbeitete kostbare Steine. Kurz, die Spanier fanden in diesem Welttheile die Künste hergestellt. Man fand an dem nemlichen Orte Farben verschiedner Art; schöne Tinten, aus dem Safte der Blumen, Früchte, mit den Baumrinden und andern Vegetabilien zusammengesetzt.

Auf diesem Markte befand sich auch ein Quartier für die Kräuter, Wurzeln und Getreide. In einem andern verkaufte man allerhand Arten grüner und reifer Früchte. Ein anderer Platz war auch zum Fleischverkauf angewiesen. Man verkaufte daselbst im Ganzen und Stückweise, als Rehe, Hirsche, Hasen, wilde Hunde, und andere Thiere, welche man auf der Jagd bekam. Man fand daselbst Schlangen, welchen man den Kopf abgeschnitten, kleine Hunde, Mäuse, Ratzen und lange Würmer.

Man verkaufte eine ungeheure Menge einer Erde oder staubigten Leims, welcher

zu gewisser Jahrszeit im Wasser der See gesammlet wurde, und dem Meerschaume glich, aber wenn er in Netzen aufgehoben und haufenweise gesetzt wurde, konnte man platte Kuchen, in Gestalt der Ziegelsteine, daraus machen. Diese Waare wurde von allen mexikanischen Einwohnern gesucht, und weit in die Provinzen verschickt, wo sie so sehr geschätzt war, als es in Europa die besten Käse sind. Man glaubte so gar, daß es die Güte dieses Schaums sey, welche so viel Vögel auf den See lockte. Man sah daselbst zu aller Zeit eine sehr große Menge derselben; aber im Winter war sie unendlich

Alle Kaufleute zahlten dem Kaiser für ihre Buden eine Abgabe: dadurch waren sie vor Räubern sicher: es waren Officianten gesetzt, die für die Sicherheit ihres Handels wachen mußten. Mitten auf diesem Markte stand ein Gebäude, wovon man alles mit ansehn konnte, was sich auf demselben zutrug: zwölf Alte hielten daselbst Gerichte und entschieden alle Arten von Processe und Streitigkeiten. Der größte und meiste Handel geschah durch Tauschen. Man gab eine Henne für ein Bündel Maiz, Leinewand für Salz, die Kakaokörner dienten zur gangbaren Münze, um die verwahrloseten Güter zu ersetzen. Es gab hölzerne Gefäße, um das Korn zu messen, Maaße

von Stricken für die Kräuter, und irdene Gefäße, Oel, Honig und andere Liqueurs zu messen. Alle Uebertretungen der natürlichen Gerechtigkeit wurden mit der äußersten Strenge bestraft. Die Regierung bezeugte denen viele Hochachtung, welche neue Waaren aus fremden Landen brachten.

Zur völligen Beschreibung von Mexiko füge man noch hinzu zwey hundert tausend Kähne von verschiedner Größe, welche auf dem See unaufhörlich zur Gemeinschaft beyder Ufer kreuzten, und mehr als funfzig tausend, welche unaufhörlich in den bloßen Kanälen beschäftigt waren. Von den Veränderungen, die die Spanier in dieser berühmten Stadt angerichtet, werden wir nachher reden, wenn wir die Geschichte der Eroberung von Mexiko durch Ferdinand Cortez liefern werden.

Andere Städte der Provinz Mexiko.

Die Provinz Mexiko enthält, ausser dieser Hauptstadt, viele andere Städte, davon die meisten den Namen behalten, welchen sie vor der Eroberung hatten, vornemlich die, welcher den See umgeben; aber jetzt sind sie fast Wüsten: die meisten können so gar nur für Flecken gehalten werden, deren Einwohner kaum hinreichend sind, das Land herum anzubauen.

Tezcuco war eine sehr große und blühende Stadt: aber kaum zählt man darinn hundert Spanier, und drey hundert Indianer, welche von dem Einkommen der Früchte und Zugemüßen leben, die sie alle Tage auf den Markt nach Mexiko schicken.

Tacuba ist ein sehr angenehmer Flecken; La Vietad ein anderer. Er wurde von den Spaniern am Ende eines neuen Damms, der diesen Namen führt, erbaut. Er ist sehr bevölkert, weil darinn ein Bild der Jungfrau ist, für welches die Mexikaner große Ehrfurcht haben und welchem sie beträchtliche Opfer bringen.

Toluco ist ein gegen Mittag gelegener Flecken: es wird daselbst ein beträchtlicher Handel mit Schinken und eingesalznen Schweinefleisch getrieben. Escapuzalco ist wegen des Pallasts seines alten Kaziken berühmt: aber an sich selbst sehr unbeträchtlich. Er erhält sich nur durch ein Dominikanerkloster. Kurz, alle diese Städte, Flecken oder Dörfer, welche um Mexiko sind, vergehn Tag täglich mehr und mehr durch die beständigen Arbeiten, die man den Indianern auflegt. Ein sicherer Beweis davon ist die Arbeit, der sie sich unterziehn mußten, um einen neuen Weg durch die Berge zu machen, und worüber eine Million Menschen umkamen.

Acapulco. Ob gleich der berühmte Haven Acapulco von Natur der Provinz Guaxaca oder Mechoacan zugehört, zwischen welchen er liegt, so setzen ihn doch alle Reisende in die Provinz Merico. Man hat keine andere Ursache dazu, als weil er unmittelbar vom Vicekönig von Neuspanien, als der wichtigste Ort seiner Statthalterschaft, abhängt; denn er dient den Reichthümern von Ostindien und den mittäglichen Theilen von Amerika zum Eingange, welche alle Jahre nach Meriko auf philippinischen und peruanischen Schiffen kommen.

Carreri. Acapulco liegt im siebenzehnten Grad der Breite weniger einigen Minuten, und im zwey hundert und vier und sechzigsten der Länge an dem Fuße vieler sehr hohen Berge, welche ihn von der Ostseite decken, aber ihn zugleich sehr ungesund machen. Es ist daselbst eine so ausserordentliche Hitze und der herumliegende Boden so unfruchtbar, daß man das für die Einwohner benöthigte Getreide sehr weit herholen muß, wodurch es sehr theuer wird.

Man muß sich wundern, daß ein Ort, wo die erste Messe des Südmeers und der Stapel von China ist, nur ein elendes Dorf ist. Seine Einwohner sind nur Mulatten und Schwarzen. Alle Kaufleute entfernen sich weiter weg, wenn der

 Han-

Handel gemacht ist. Die königlichen Bedienten, der Statthalter selbst thut ein gleiches, um nicht der schlimmen Luft ausgesetzt zu seyn. Acapulco hat nichts merkwürdiges, als seinen Haven. Der Grund ist gleich: die Schiffe sind wie in einem Hofe eingeschlossen. Man kömmt durch zwey Mündungen hinein: eine ist gegen Nordwest, die andere gegen Südost. Er wird durch ein Schloß vertheidigt, welches zwey und vierzig gegoßne Kanonen und sechszig Mann Besatzung hat.

Ungeachtet der Unfruchtbarkeit des Bodens findet man doch da eine große Menge Hirsche, Hasen, Papageyen, Amseln, Enten, Turteltauben, welche letztere viel kleiner sind, als die unsrigen.

Mechoacan, 2te Provinz von Mexiko.

Die Provinz **Mechoacan** ist gegen Nordwest von Meriko, und hat im Umfange achtzig Meilen. Sie erstreckt sich bis an das Südmeer, und hat an ihren Ufern viele Städte, als **Sakatula** und **Colima**. Ihre Hauptstadt hieß sonst **Mechoacan**, itzt aber heißt sie **Valladolid**: sie ist ein sehr reiches Erzbisthum. **Pascuan**, **St. Miguel** und **St. Philippo** sind drey andere sehr vortheilhaft gelegene Städte, und alle drey sehr bevölkert. Dieses Land ist an Seide, Kattun, Leinen, Kakao, Vanille, Honig und Früchten fruchtbar. Es giebt auch darinn silberne und kupferne Bergwerke.

Panuco, 3te Provinz.

Panuco hat ihren Namen von der alten indischen Stadt, den sie noch führt, ob gleich ihr die Spanier den Namen San-Stilvara del Puerto und den Titel der Hauptstadt der Provinz gerne geben wollen. Sie liegt im dreyßigsten Grad vier und zwanzig Minuten nördlicher Breite, und im zwey hundert und sieben und siebzigsten der Länge. Ausser der besagten Hauptstadt giebt es viele Flecken, welche kaum den Namen Städte verdienen. Diese Provinz wird von einem schönen Fluß benetzt, welcher sich in den mexikanischen Meerbusen ergießt, und Panuco heißt.

Tlascala, 4te Provinz.

Tlascala erstreckt sich weit ins platte Land hinein. Sie gränzt gegen Nordost an den mexikanischen Meerbusen, geht bis Mechoacan und an die Gebürge, welche den mexikanischen See umgeben. Ihre vornehmsten Oerter sind la Puebla de los Angeles, welche heut zu Tage die Hauptstadt der Provinz Cholula ist: Tlascala war sonst die Hauptstadt. Vera Cruz ist der vornehmste Haven von Neuspanien am Meerbusen. Angeles ist ein sehr beträchtliches Bisthum. Sie liegt fünf und zwanzig Meilen von Mexiko, und drey von Tlascala in einem sehr angenehmen Thale. Die Gebäude darinn sind sehr schön: die Straßen sind grade, und kreuzen sich gegen die vier Hauptwinde.

winde. Der große Platz wird von drey Seiten durch einförmige Gänge eingeschlossen, unter welchen reiche Buden stehn. Die Hauptkirche macht die vierte Seite, hat ein prächtiges Portal und sehr schöne Thürme. In dieser Stadt giebt es auch viele Pfarren und eine sehr große Menge Klöster.

Angeles ist sehr bevölkert, weil die Luft daselbst sehr gesund ist. Man verfertigt daselbst Tücher, welche so sehr als die Segorischen geschätzt werden, vortrefliche Hütte und Gläser, deren Handel um desto beträchtlicher wird, da es die einzige Glashütte in dieser Gegend ist. Man verarbeitet hier die Hälfte des Silbers, welches aus den Zacatecaschen Bergwerken kömmt. Das Land ist an allen Arten Getreide, Zugemüßen, Zuckerröhren fruchtbar und voller schönen Meyereyen, auf denen eine wunderbare Menge Neger von einem und dem andern Geschlechte unterhalten werden.

Tlascala liegt am Ufer eines Flusses, welcher von einem Berge kömmt, der Atlantepeke heißt, und der, nachdem er den größten Theil der Provinz benetzt, sich in den Meerbusen durch Zacatulan stürzt. Die Indianer, welche diese Stadt bewohnten, erhielten von Karl dem fünften eine Befreyung aller Abgaben. Diese Gunst schien zu ihrer Bevölkerung beyzu-

tragen: aber ihre Lage ist immer eine Hinderung gewesen. Man macht daselbst irdene Gefäße, welche in Europa bewundert werden. Der Goldschmiede und Federschmücker giebt es hier gleichfalls eine Menge. Fast alle diese Künstler sind Indianer. Man redet drey Sprachen in dieser Stadt. Eine heißt die Hofsprache, und diese reden die vornehmen Indianer: die zweyte ist die Sprache des Volks: die dritte der Künstler, die nur in einer Gegend der Stadt bekannt ist.

Diese Stadt machte vor Zeiten eine berühmte Republik unter den Indianern aus. Sie enthielt zwar nur acht und zwanzig Flecken: aber man zählte darinn hundert und funfzig Familienhäupter. Sie widerstund stets den Waffen der mexikanischen Kaiser, und unterstützte den Cortez sehr in seinen Eroberungen, wie man in der Folge sehen wird.

Guaxaca, ste Provinz.

Die fünfte Provinz der Audiencia Mexico führt den Namen Guaxaca, den sie von ihrer Hauptstadt hat. Sie enthält auch viele andere Städte, deren vornehmste sind Antequera, Nixapa, San-Jago, Aguatulco, oder Guatulco, Tucutula, Capalita, und Tecoantepeque. Sie hat überdieß viele Haven an dem Südmeere, welche ihr den Handel mit Peru sehr erleichtern. Man findet daselbst

selbst goldne, silberne und crystallne Bergwerke.

Guaxaca ist eben nicht groß, kann aber für eine schöne Stadt paßiren. Ihre Lage ist sechszig Meilen von Mexiko in einem schönen Thale, welches Karl der fünfte dem Cortez mit dem Titel, Marquis del Valle, schenkte. Dieses Thal hat funfzehn Meilen in der Länge, und zehn in der Breite: es wird von einem sehr fischreichen Fluß benetzt, dessen Ufer stets mit einer großen Menge Thiere bedeckt sind. Der Zucker ist da so gut, daß man die guaxacaschen Konfituren für die besten von ganz Amerika hält.

Es giebt nicht mehr als zwey tausend Einwohner in der Stadt: man findet daselbst weder Befestigung noch Artillerie. Sie hat einen Bischof, sechs Klöster von beyden Geschlechten, die sehr reich sind. Das Kloster St. Dominiko behauptet den ersten Rang in Ansehung seiner Kirche und seines großen Reichthums, welcher mehr als drey Millionen betragen soll.

Anteguera ist ein großer von Indianern bewohnter Flecken. Mixapa ist an dem Arme eines Flusses, Alvarado genannt, erbaut, und treibt einen sehr guten Handel. Die Anzahl seiner Einwohner erstreckt sich ungefehr auf tausend, sowohl Indianer, als Spanier. Man sammlet

in ihrem Gebiete viel Indigo, Cochenille, Zucker, Cakao, und Achiote, woraus man die Chokolate macht.

Tecoantepeque ist ein Seeplatz, dessen Haven den kleinen Schiffen zur Zuflucht dient. Die Fischerey ist da sehr häufig. Dieser Haven liegt im funfzehnten Grad dreyßig Minuten nördlicher Breite. Eine Meile vom Eingange desselben findet man von der Ostseite eine kleine Insel, welche sehr nahe am Lande ist, und von der Westseite einen dicken ausgehöhlten Felsen, wo das Meer beständig zu- und abläuft, indem es ein sehr erschrecklicher und weit und breit zu hörendes Geräusch macht. Jede Welle, welche in diesen Felsen tritt, treibt durch ein kleines Loch, welches am Gipfel ist, Wasser heraus, wie durch eine Röhre, und es macht fast die nemliche Figur, welche das Wasser macht, das die Wallfische werfen. Bey der Seestille wirft das Meer auch durch dieses Loch Wasser, daß es zu aller Zeit für ein Merkmal des Havens dient, welcher drey Meilen in der Länge und eine in der Breite hat. Die Gegend ist mit großen und schönen Bäumen geziert, welche fast immer blühen und von weiten eine angenehme Wirkung thun. Zu diesen Annehmlichkeiten kömmt noch diese, daß man die schönsten Weiden von der Welt sieht, die mit Ochsen, Schaafen, allerhand Wild-

pret und Geflügel bedeckt sind. Dieses Land hat überdieß viel Bäche, welche unaufhörlich das Land befeuchten, und eine ungeheure Menge schöner und guter Fische geben. Die Pomeranzen, Limonen, Feigen und eine Menge anderer Früchte zeigen sich von allen Seiten, und die Bäume geben genug Schatten, um für die Sonnenhitze zu bewahren.

Es scheint, daß sich die Natur ein Spiel daraus gemacht, ein so angenehmes Land mit den schrecklichen Gebürgen, Quelenes, zu begränzen. Die, welche sie besteigen wollen, sind oft in Lebensgefahr. Es finden sich da so enge und so beträchtlich hohe Wege, daß die Reisenden den Stößen des stürmenden Winds ausgesetzt sind: Vieh und Menschen werden manchmal von dieser Höhe in die schrecklichsten Tiefen gestürzt, wo sie sich entweder zu tode fallen, oder aus Mangel der Hülfe umkommen müssen.

Tabasko heißt die sechste Provinz dieser Audiencia: sie nimmt eine große Küste an dem merikanischen Meerbusen ein: man giebt ihr vierzig Meilen in der Länge, und eben so viel in der Breite. Gegen Norden gränzt sie an der Kampescheban, gegen Osten an Yukatan, gegen Süden an die Provinz Chiapa, und gegen Westen an Guaxaca. Im Lande giebt es Tabasko, 6te Provinz.

nur eine Stadt, wovon die Provinz ihren Namen führt, und worinn sich ein Bischofthum, zwey Pfarren, ein Kloster und eine Kapelle befindet. Sie enthält ohngefehr fünf hundert Familien, sowohl Spanier, Mulatten, als Indianer. Ihre Häußer sind sehr groß, von Steinen gebaut, und mit Blättern bedeckt. Ueberdieß findet man viele Flecken mit civilisirten Indianern. Das Land ist flach, feuchte, und doch sehr fruchtbar.

Yukatan, 7te Provinz.

Die siebende Provinz von Mexiko ist Yukatán, eine große Halbinsel zwischen dem Meerbusen Kampesche und Honduras. Sie stößt gegen Südwest an die Provinz Tabasko und gegen Norden bis an die Audiencia Guatimala, von dem sechszehnten Grad zwanzig Minuten nördlicher Breite bis ein und zwanzigsten zehn Minuten, und vom siebenzigsten bis sechs und siebenzigsten westlicher Länge. Sie hat im Umfange hundert und vierzig Meilen von Südwest gegen Nordost, und fünf und achtzig von Morgen gegen Abend.

Ihre Hauptstadt heißt **Merida**, und ist die Residenz des Statthalters und des Bischofs der ganzen Provinz. Sie liegt zwanzig Grade zehn Minuten nördlicher Breite, und zwölf Meilen vom Meere. Sie ist mit Spaniern und Indiern angefüllt.

Kampesche oder San Francisco, Valladolid und Simancas sind Städte dieser nemlichen Provinz. Die erste ist wegen ihres Färbeholzhandels berühmt. Sie liegt an der Ostküste der Kampeschebay im neunzehnten Grad zwanzig Minuten nördlicher Breite. Die Abendteurer haben sie verschiedne male überfallen, vornemlich 1685: sie verbrannten sie, nachdem sie die Citadelle in die Luft gesprengt. Sie hat sich von ihren Unglücksfällen so sehr erholt, daß man sie jetzt unter die schönen Städte zählen kann. Sie ist die einzige, welche man vom Kap Cotoche bis nach Vera Cruz findet. Ihre Häuser sind nicht hoch, aber alle von Stein, und mit Ziegeln bedeckt. Sie wird von einer Citadelle beschützt, wo der Gouverneur mit einer kleinen Besatzung wohnt. Man macht daselbst Kattune, womit die Spanier aus Indien sich kleiden, und welche auch auswärts zu Schiffsegeln verkauft werden. Kampesche hat in ihrem Gebiete Salzgruben, welche einem großen Theile von Merico Salz geben. Man gewinnt es aus einem großen Teiche. Um es zuzubereiten, versammlen sich die Indier am Ufer dieses Teichs in den Monaten May und Junius, weil die Sonne durch ihre Hitze das Salz körnicht macht. Sie nehmen daraus so viel, als sie können, sammlen es in großen Haufen von pyramidali-

Kampeschesalz.

scher Gestalt, bedecken es mit trocknen Kräutern und Rohr, und legen darunter Feuer an. Ist die Oberfläche abgebrannt, so wird sie zu einer solchen schwarzen Rinde, daß sie das Salz vor den Regen bewahrt, und es beständig trocken hält, selbst in den feuchtesten Jahrszeiten. Dieses Salz macht einen großen Theil des Handels der Stadt Kampesche. Sie ist auch die Niederlage des Färbeholzes, wovon sie auch ihren Namen hat: allein dieses Holz findet sich erst zwölf bis vierzehn Meilen von der Stadt.

Valladolid ist an den nicaraguaschen Gränzen dreyzehn Grade dreyßig Minuten, und zehn Meilen von der Ostküste des Meerbusens Honduras. Es ist daselbst ein sehr schönes Franciskanerkloster, und man zählt daselbst funfzig tausend Tribut zahlende Indianer.

Simancas ist eine kleine Stadt oder vielmehr ein an eben dem Meerbusen gelegener Flecken.

Der Boden dieser Provinz ist feuchte und voller Mangelbäumen, vornemlich am Meere und den Seen: aber kömmt man weiter ins Land hinein, so ist er trockner und fester, weil er nur in der Regenzeit überschwemmt wird. Es wachsen darauf viele Bäume von allerley Art, welche weder hoch noch dicke sind. Die, welche

che zum Färben gebraucht werden und Campecheholz heißen, kommen daselbst am besten fort, und man findet sie so gar an den Orten nicht, wo der Boden fett ist. Dieser Baum gleicht gar sehr unserm Weißdorne; aber er ist viel dicker. Die Rinde der jungen Aeste ist weiß und glatt; doch giebt es Spitzen, die von einer und der andern Seite herausſprossen. Der Stamm und die alten Aeste sind schwärzlich: die Rinde davon ist ein wenig höckerigt, und man findet wenig Spitzen daran. Die Blätter sind klein, gleichen den Weißdornblättern, und haben eine blaßgrüne Farbe. Man wählt die alten Bäume, welche eine schwarze Rinde haben, weil sie weniger Saft halten und leichter abzuhauen sind. Der Saft dieses Baums ist stets weiß, und das Innere roth, welches Innere man eigentlich zum Färben gebraucht. Um es nach Europa zu schaffen, zieht man allen weißen Saft aus. Nach einiger Zeit, daß es gehauen ist, wird es ganz dunkelschwarz. Wenn man es in das Wasser legt, so macht es dasselbe so schwarz, daß man es zum Schreiben gebrauchen kann. Es finden sich Bäume dieser Art, die im Umfange fünf bis sechs Fuß haben. Dieses Holz ist überhaupt sehr hart; aber es brennt sehr gut, macht ein helles, brennendes und lange dauerndes Feuer. Die

Freybeuter bedienen sich dieses Feuers, um den Lauf ihrer Flinten zu härten, wenn er sehr zart ist.

Dampier sagt, daß der Regen in dieser Gegend im Monat Junius anfange, und bis zu Ende des Augusts fortdaure. In dieser Zeit treten die Flüsse aus: alle Savannen sind mit Wasser bedeckt: gegen den October kömmt ein solcher heftiger Nordwind, daß er den Lauf der Ebbe und Flut verhindert, den Strom der Flüsse aufhält und die Ueberschwemmungen vermehrt. In der Hälfte des Januars nimmt er ab; das Wasser fließt in die niedrigen Oerter, und in der Mitte des Februars ist alles trocken. Im Merz findet man kaum Wasser zum Trinken, selbst in den Savannen, welche sechs Wochen vorher ein Meer zu seyn schienen. Gegen den April sind alle Teiche trocken, und die Fremden, welche die Landeshülfsmittel nicht kennen, werden vom Durst geplagt. Die Eingebornen des Landes oder diejenigen, welche seit langer Zeit daselbst wohnen, gehn in den Wald und suchen sich Wasser, welches man in den Blättern eines Baums findet, den Dampier die wilde Fichte nennt, weil er einige Aehnlichkeit mit der wahren Fichte hat. Seine Frucht wächst auf den Höckern, Knoten und Auswächsen des Baums, ist mit dicken und zehn bis zwölf Zoll lan-

gen Blättern umgeben, die so dicht zusammen sind, daß sie Regenwasser halten, und jedes Blatt anderthalb Kannen trägt. Man sticht unten mit einem Messer hinein, um es herauslaufen zu lassen. Die Natur hat unendliche Mittel, die Nothdurft der Menschen zu begnügen.

§. 2.

Die Audiencia Guadalajara.

Man kennt die Provinzen dieser Audiencia wenig, weil die Reisenden davon nur unbestimmte Nachrichten gegeben haben. Da wir nicht Muthmaßungen für Wahrheiten vorzulegen gesonnen sind, so können wir uns auch über dieses Land nicht weitläufig einlassen. Es gränzet gegen Morgen und Mitternacht an Neumexiko, und gegen Abend an die Küste des südlichen und rothen Meers.

Guadalajara, die Provinz.

Die erste Provinz dieser Audiencia giebt ihren Namen der Audiencia und der Hauptstadt. Das Land soll gesund und fruchtbar seyn. Man findet auch Silberbergwerke darinn. Die Stadt Guadalajara liegt am Flusse Barania, welcher sich sechszig Meilen herunter in das Südmeer verliert. Es ist der Sitz des Statthalters und eines Weihbischofs des mexikanischen Erzbischofs. Man setzt diese Stadt in den zwanzigsten Grad

zwanzig Minuten der Breite, und in den zwey hundert und ein und siebenzigsten Grad vierzig Minuten der Länge. Sie liegt ungefehr von Meriko neunzig Meilen.

Los Zacatecas, 2te Provinz.

Diese Provinz hat ihren Namen von ihren alten Einwohnern. Ihre Hauptstadt ist der Sitz eines Statthalters und Bischofs. Die übrigen Städte dieser Provinz sind Xeres de la Frontera, Errena oder Llerena, Nombre de Dios und Avino. Diese letzte ist wegen ihrer Bergwerke berühmt, die sich in ihrem Gebiete befinden. Dieses Land ist trocken und bergigt, aber in den Thälern fruchtbar und voller Silberbergwerke. Es erstreckt sich von Norden gegen Süden, von dem merikanischen Meerbusen bis an die Provinz Guaxaca.

Nueva Biscaja, oder Neubiscaja, 3te Provinz.

Diese Provinz stößt gegen Morgen an Neuleon, gegen Norden an Neumexico, gegen Mittag an die Provinzen Mechoacan und Gualaxara, gegen Abend an Neugallicien und Culiacan. Sie erstreckt sich vom fünf und zwanzigsten Grad acht und zwanzig Minuten der Breite bis über den 30sten hinaus. Ihre Hauptstadt ist Durango, sonst *Nueſtra Segnora de los Zacatecas* genannt. Sie liegt unten an den Bergen. Man zählt darinn fünf hundert Spanier, und eben so viel Sklaven. Sie ward gegen das Jahr 1620.

zu einer bischöflichen Stadt gemacht. Ihr Kirchsprengel erstreckt sich über die ganze Provinz. Die Jesuiten hatten vor Zeiten daselbst eine Schule, und die Franciskaner ein Kloster.

Die Luft ist da sehr gesund, und der Boden von verschiednen Flüssen benetzt, und sehr fruchtbar. Man findet auch darum Salzgruben: die St. Lukasgruben sind nicht weit davon entfernt.

Die Provinz **Chinaola** ist die nördlichste von ganz Neuspanien. Sie liegt am kalifornischen Meere, und stößt an Neumexiko. Ob gleich die Luft daselbst sehr gesund, und der Boden sehr fruchtbar an Früchten, Zugemüßen und Baumwolle ist, so hat sie dennoch sehr wenig Einwohner. Man zählt daselbst zwey Städte, St. Yago und St. Philippo: allein man kennt sie nur dem Namen nach. Chinaola, 4te Provinz.

Diese Provinz ist nicht mehr bekannt, als die vorhergehende. Doch giebt man ihr zwey Städte, **Culiacan**, ihre Hauptstadt, und St. Miguel. Da die Reisenden auf eine sehr unbestimmte Weise davon geredet, so kann man für die Geographie wenig Nutzen ziehn. Man weiß blos, daß sie gegen Westen an dem kalifornischen Meerbusen oder dem rothen Meere gränzt. Culiacan, 5te Provinz.

Die

Chiametlan, 6te Provinz.

Die Provinz Chiametlan liegt am Ufer des Meers. Die Spanier haben daselbst zwey Städte, St. Sebastian, als die Hauptstadt dieser Provinz, und Aguacera: die übrigen Einwohner sind alle Indianer. Man rühmt die Fruchtbarkeit ihres Bodens, ihren Honig, ihr Wachs und ihre Silberbergwerke, welche Ursache waren, daß sich daselbst zwey spanische Kolonien 1554. niederliessen. Es giebt an der Küste Inseln, welche von dieser Provinz ihren Namen haben, und ihr zugehören.

Xalisco, 7te u. letzte Provinz.

Die siebende und letzte Provinz dieser Audiencia heißt Xalisco, welches der alte Name ist, bey dem sie sich erhalten. Sie liegt zum Theile am Südmeere. Ihre Hauptstadt wird Compostella-Nueva genannt. Sie ward 1531. von Nugnez Gusmann erbaut, der einen Theil dieser Gegend eroberte. Die Stadt Kompostella ist unter dem ein und zwanzigsten Grad nördlicher Breite, und zwey hundert und siebenzigsten Grad funfzehn Minuten der Länge. Sie war vor Zeiten ein bischöflicher Sitz, aber wegen der bösen Luft wurde er nach Guadalajara verlegt, welche dreyßig Meilen davon liegt. Xalisco und Purification sind zwey andere Städte eben dieser Provinz: aber sie sind sehr wenig beträchtlich.

In diese Provinz setzt man auch das Vorgebürge Corrientes unter dem zwanzigsten Grad ein und zwanzig Minuten. Hier kamen gemeiniglich die Freybeuter zusammen, wenn sie aus dem Südmeer nach Ostindien gehen wollten. Bey Annäherung in diesem Vorgebürge ist der Boden sehr hoch und mit weißen Felsen begränzt. Das Innere des Lands ist voller unfruchtbaren und für das Auge unangenehmen Gebürge. Eine Kette anderer Berge, die mit dieser Küste parallel laufen, schließt sich gegen Westen mit einem schönen Abhange: aber gegen Morgen behalten sie ihre Erhöhung, und endigen sich mit einer steilen Höhe, welche sich in drey kleine spitzige Gipfel theilet, die die Spanier Coronada benennet haben. Die Höhe des Vorgebürgs ist mittelmäßig: der Gipfel platt und eben; aber ist wegen der steilen Felsen, welche bis ins Meer vorgehen, merkwürdig. Zwischen diesem Vorgebürge und der Spitze Pentique findet man eine tiefe und zur Landung bequeme Sandbay. Am Ende dieser Bay ist ein Thal von drey Meilen lang, welcher Valderas oder Val d'Iris heißt. Daraus geht ein Fluß, auf den Schaluppen sehr gut gehen können; aber im Februar, Merz und einem Theile des Aprils ist er trocken, und das Wasser ein wenig salzig.

Man

Man findet in diesem Thale schöne Weiden und Waldungen, wo man Guaven, Pomeranzen, Limonen sieht: es scheint, daß die Natur daraus einen Garten machen wollen. Die Weiden sind voller Vieh.

Man weiß nicht, ob man in diese Provinz, oder nach Xalisco den Fluß und die indische Stadt Rosario, deren Höhe man unter den zwey und zwanzigsten Grad funfzig Minuten bringt, und das Seedorf Massatlan setzen soll. Mitten im Lande sieht man einen Berg in Gestalt eines Zuckerbrods.

Vier Meilen von der Küste haben die Spanier eine Stadt, St. Pecaque, welche in einer Ebne nahe an einem Walde liegt. Sie ist nicht groß, aber sehr regelmäßig, und der Einwohner meistes Gewerbe ist der Ackerbau, ausser einigen Fuhrleuten, die die kompostellschen Kaufleute zu den Bergwerken gebrauchen. Man rechnet ein und zwanzig Meilen von St. Pecaque nach Kompostell, und fünf bis sechs nach den Bergwerken. Das Silber von ganz Neuspanien wird für feiner als das Peruanische gehalten. Die Fuhrleute von St. Pecaque bringen es nach Kompostell zur Feinirung, und liefern den in Bergwerken arbeitenden Sklaven ihren Vorrath an Maiz, daran das Land Ueberfluß hat. Man findet auch

daselbst Salz, Zucker und eingesalzne Fische. An dem andern Ende dieser Provinz befindet sich der Feuerberg Colima. Er ist sehr hoch, liegt im achtzehnten Grad sechs und dreyßig Minuten nördlicher Breite, fünf bis sechs Meilen vom Meer, mitten in einem angenehmen Thale. Man sieht darauf zwey kleine Spitzen, aus welchen beständig Flammen und Rauch aufsteigen. Die Stadt gleiches Namens liegt in einem benachbarten Thale, welches für das angenehmste und fruchtbarste von Mexiko gehalten wird. Sie ist nahe am Meere, und hat nicht weniger, als zehn Meilen in der Breite. Man versichert, die Stadt sey groß und reich. Es giebt noch zwey oder drey andere um diese Gegend, worunter sich Sallagua ausnimmt.

§. 3.

Die Audiencia Guatimala.

Diese Audiencia ist die letzte Gegend von Nordamerika. Sie liegt zwischen dem siebzehnten Grad nördlicher Breite und dem fünften. Der mexikanische Meerbusen begränzt sie gegen Norden und Osten, das Meer von Süden gegen Mittag, die Provinz Guaxaca gegen Abend. Ihre größte Weite ist von Südost bis Nordwest zwischen dem nördlichen und südlichen Meere, und kann zwey hundert

und

und funfzig Meilen enthalten; ihre Breite ist achtzehn.

Soconusco, 1ste Provinz.

Die Erdbeschreiber und Reisenden geben den ersten Rang in dieser Audiencia der Provinz Soconusco. Sie gränzt gegen Norden an Chiapa, gegen Osten an Guatimala, gegen Mittag an das südliche Meer und gegen Westen an die Provinz Guaxa. Ihre Länge ist ohngefehr fünf und dreyßig Meilen, und in der Breite fast eben so. Dieses Land ist platt und offen: die Spanier aber haben doch darinn nur eine Stadt, mit Namen Soconusco. In dem Innersten des Lands giebt es ein großes indisches Dorf, welches man Schutepeque nennt. Man findet an der Küste einen kleinen Haven, den die Erdbeschreiber unterm achtzehnten Grad der Breite setzen.

Chiapa, 2te Provinz.

Die Provinz Chiapa ist bekannter; sie wird in drey Theile getheilt, welche Chiapa, Zoques und los Zeldales heißen. Der erste enthält zwey Städte, welche von Chiapa den Namen führen, viele Flecken und Dörfer.

Chiapa des Espagnols oder Ciudad Real ist eine sehr beträchtliche Stadt. Sie hat nur vier hundert spanische Familien und hundert indianische Häußer, welche an der Stadt liegen, und gleichsam die Vorstadt ausmachen. Es giebt nur ei-

nen Dom darinn, welcher zugleich zur Pfarrkirche dient; aber zugleich zwey Mannsklöster, als das St. Dominiko und St. Francisko, und ein Nonnenkloster, welches sehr arm ist. Der vornehmste Handel dieser Stadt besteht in Kattun und Coschenille, welche die Einwohner der Stadt in den benachbarten Feldern einkaufen und als Kramwaare bezahlen. Ihre Buden sind auf einem kleinen Platze, welcher vor der Pfarrkirche ist. Die Indianer verkaufen daselbst gewisse Arten Spezereyen und abgezogene Wasser. Einige dieser Kaufleute gehn nach Tabasko, woher sie spanische Weine, Leinewand, Feigen, Rosinen, Oliven und Eisen bringen; aber sie nehmen davon nicht viel, weil sie es nicht los zu werden befürchten. Der gröste Theil selbst ist für die beyden Mannsklöster, welche die einzigen Oerter der Stadt sind, wo Ueberfluß und Freude herrscht. Der Statthalter treibt fast allein den Handel des Cacao und der Coschenille, welcher ihm einen beträchtlichen Nutzen bringt. Man schätzt die Einkünfte des Bischofs auf acht tausend Dukaten, davon der gröste Theil in Opfern besteht, welche er in den grösten indianischen Dörfern erhält, wo er den Kindern die Firmung giebt.

Es ist in dieser Stadt ein beträchtlich starker Adel: er ist zum Sprichwort ge-

worden, um Müßiggänger anzudeuten. Er affektirt ein wichtiges Ansehn, ob er gleich arm und unwissend ist. Sie wollen alle von Herzogen oder den ersten Eroberern abstammen. Sie führen pompöse Namen, als Cortez von Velasko, von Toledo, von Zerna, von Mendoza: die einzige Beschäftigung dieser hohen Personen ist, Vieh zu treiben oder zu halten.

Chiapa dos Indos ist eine der größten Städte, welche die Indianer in Amerika haben. Man zählt darinn wenigstens vier tausend Familien, und die Könige von Spanien haben ihr einige Freyheiten verwilligt. Ob sie gleich von Indianern regiert wird, so hängt sie doch stets von der Regierung von Chiapa el Real ab, welche die Beamten dieser Nation ernennt, und über ihre Aufführung wacht. Das Haupt der Indianer in dieser Gegend, welchen man auch Gouverneur nennt, hat auch das Recht, Degen und Dolch zu tragen. Der, welcher diese Stelle hatte, da Gage in diesem Lande war, besaß unermeßliche Reichthümer. Nachdem er den Proceß für die Freyheiten seiner Stadt gewonnen, stellte er eben solche glänzende Lustbarkeiten an, als der König von Spanien nur thun können. Die Indianer, welche in dieser Stadt wohnen, sind alle reich: sie lassen auf dem Flusse, der die Stadt be-

netzt,

netzt, Schiffe bauen, errichten Flotten, und üben sich in der Kunst sich zu vertheidigen und anzugreifen, auch im Stiergefechte, in der Lagerungskunst, in der Musik, im Tanze und in allen Leibesübungen. Sie bauen hölzerne Städte und Schlösser, bedecken sie mit gemalter Leinewand und belagern sie. Es kann noch einmal kommen, daß es die Spanier bereuen, ihnen für die Kriegeskunst diesen Geschmack eingeflößt zu haben. Diese Indianer haben auch Theater und Komödien, und es ist ihr gewöhnlicher Zeitvertreib. Um die Einwohner der benachbarten Flecken und Dörfer herbey zu ziehen, und die Anzahl der Zuschauer zu vermehren, so geben sie öffentliche Mahle, wo alle, welche sich einfinden, gespeiset werden. Diese Stadt ist sehr reich: alle Einwohner legen sich um die Wette auf die Künste. Ueberdieß fehlt es an keiner nöthigen Bequemlichkeit des Lebens. Unter einer großen Anzahl Mönche, welche hier Niederlassungen angelegt, haben die St. Dominicoschen den ersten Rang in Ansehung des Ueberflusses und der Schönheit ihrer Häußer. Nicht weit von der Stadt haben sie Zuckerbauereyen, in welchen sie auf die zwey hundert Neger und eine Menge Indianer brauchen. Um eine der angenehmsten Städte in Neuspanien zu seyn, brauchte sie nur eine gemäßig-

tere Luft zu haben: aber am Tage ist die Hitze ausserordentlich. In den kühlen Abenden beschäftigen sich die Einwohner mit den Uebungen, die sie lieben, oder spatzieren in den Gärten, die sie am Ufer des Flusses haben.

Land der Zoquen.

Das Land der Zoquen ist die reichste Gegend der Provinz Chiapa. Es erstreckt sich von einer Seite bis nach Tabasko. Die Flecken sind darinn nicht groß: aber alle Einwohner reich, weil sie eine ungeheure Menge Seide und die beste Coschenille von Amerika gewinnen. Alle Gärten der Indianer sind mit Bäumen angefüllt, die diese zwey kostbaren Waaren geben. Sie machen Tapeten von allerhand Farben: die Spanier kaufen sie, um sie nach Spanien zu schicken. Sie sollen so schön seyn, daß sie die europäischen Arbeiter zu Mustern nehmen könnten. An der Küste ist die Luft sehr heiß: aber mitten im Lande sehr gemäßigt. Der Maiz wächst daselbst im Ueberfluß, und der Weizen kommt nicht fort; auch sind die Thiere darinn seltner, als in dem Lande Chiapa. Das Geflügle und Wildpret ist hier auch so gemein, als nur in einer andern Gegend von Neuspanien.

Land der Zeldalen.

Das Land der Zeldalen liegt hinter dem Zoquenlande: es erstreckt sich vom Nordmeere bis nach Chiapa, und stößt

an einigen Orten, gegen Nordwest, an die Gegend von Comitlan. Gegen Westen wird es von demjenigen Lande der Indianer begränzt, das noch nicht unter dem Joche der Spanier ist. Die Hauptstadt dieser Gegend heißt Ococingo, und dient zur Gränzfestung gegen die Barbaren. Dieses Land bringt viel Kakao, Maiz und Honig hervor: das Wildpret und Geflügel ist auch da sehr gemein. Die Spanier haben daselbst Weizen gesäet, der sehr gut fortkömmt. Ueberhaupt ist dieses Land sehr reich. Es kann wohl dreyßig Flecken haben.

Die Provinz Vera-Paz gränzt gegen Morgen an dem Meerbusen Honduras und die Provinz Guatimala, gegen Norden an Yucatan, gegen Süden an die Provinz Sokonusko, und gegen Osten an Chiapa. Sie kann fünf und dreyßig Meilen in der Länge, und eben so viel in der Breite haben. Es ist ein gebürgiges und holzreiches Land. Doch findet man darinn auch Maiz und alles nothdürftige des Lebens. Sie hat ihren Namen von der Leichtigkeit, mit der es sich den Spaniern nach der Eroberung von Guatimala unterwarf. Doch giebt es zwischen dieser Provinz und Yucatan eine große Anzahl Barbaren, welche noch nicht unterwürfig gemacht worden sind. Das von ihnen beseßne Land ist fruchtbarer, als das

Vera-Paz, 3te Provinz.

unterworfene. Es giebt Städte, die an die zwölf tausend Einwohner enthalten.

Die Hauptstadt dieser Provinz heißt Vera-Paz: einige Reisende geben ihr auch den Namen Coban. Sie war vor Zeiten ein Bischofthum; aber es wurde 1707. mit dem Guatimalaschen vereinigt. Der Alcade-Major der Provinz hat hier seine Wohnung: aber er hängt von der königlichen Audiencia Guatimala ab. Es giebt auch da ein Dominikanerkloster. Man findet in dieser Provinz viele sehr beträchtliche Flecken: sie liegen fast alle in Bergen. Viere davon sind merkwürdig, der erste davon heißt St. Jayo, und enthält mehr als fünf hundert Familien; der zweyte, mit Namen St. Peter, sechs hundert; der dritte, St. Johann, eben so viel; der vierte, welcher St. Dominico de Senaco heißt, kann deren drey hundert enthalten. Diese vier Städte sind sehr reich. Ob gleich dieses Land sehr bergigt ist, so bringt es doch Weizen und Maiz in so großer Menge hervor, daß es seine Einwohner ernähren kann. Es ist da viel Wildpret und Geflügel. Die Flüsse, womit es benetzt wird, giebt eine ungeheure Menge Fische. Die Indianer dieses Distrikts sind von einem fröhlichen Charakter.

Die Provinz Guatimala ist eine der grösten und reichsten in Neuspanien. Ihre Hauptstadt führt eben den Namen: es ist der Sitz der Audiencia, und ihre Gerichtsbarkeit erstreckt sich in einem Raume von drey hundert Meilen gegen Süden, und zehn bis zwölfen gegen Westen. Diese Gegend ist wegen ihres Indigobaues und der Menge des daselbst gehaltenen Viehs sehr reich. Die vornehmsten Städte nach der Hauptstadt sind St. Salvador, St. Miguel, die Dreyfaltigkeit, Acaxutla, Amatitlan, Mixco, Pinola u. s. w. Ausserdem giebt es noch eine groſe Menge Flecken. Guatimala, 4te Provinz.

Die Stadt Guatimala liegt in einem Thale, welcher in der Breite noch gar nicht eine Meile hat: sie wird von zwey Seiten durch hohe Berge eingeschlossen; aber an dem Orte, wo die Stadt liegt, wird sie breiter: die Berge verlieren sich nach und nach, und lassen ein bis an das Südmeer offnes Land. Die zwey Berge, welche Guatimala am nächsten liegen, führen den Namen **Feuerberge**; aber Gage, unser Führer, sagte, man könnte einen den **Wasserberg** nennen, weil von ihm eine unbeschreibliche Menge Bäche entstehn, die einen groſen See mit süſen Wasser nahe an Amatitlan bilden. Er ist für das Auge sehr angenehm mit seinem Grün, womit er stets bedeckt ist.

Man findet daselbst mit Maiz besäete Felder; und in einer Menge kleiner Dörfer, die die Abhänge und Gipfel einnehmen, sieht man eine Menge Rosen, Lilien u. s. w. und süße Früchte. So angenehm dieser Berg für das Auge ist: so schrecklich ist der Anblick des andern. Man sieht darauf nichts als Asche und calcinirte Steine. Niemals erblickt man darauf einiges Grün. Man hört unaufhörlich ein Geräusch, das dem Donnergetöse gleicht, und sieht daraus Flammen mit entbrannten Schwefelgüssen aufsteigen, die einen unerträglichen Gestank verbreiten. Guatimala liegt, nach der Sprache des Lands, zwischen Paradies und Hölle.

Die, welche zu Guatimala einige Zeit wohnen, gewöhnen sich unvermerkt an diesen entsetzlichen Feuerspeyer, und finden, daß die Stadt ein reizender Aufenthalt ist. Das Klima ist hier gemäßigt; die Lebensmittel im Ueberfluß und sehr wohlfeil. Alle Tage ist Markt, auf welchem man alles findet, was zum nothdürftigen, ja gar zum angenehmen Leben gehört. Man zählt in der Stadt sieben tausend Familien, worunter sich einige befinden, deren Vermögen auf mehr als fünf hundert Dukaten steigt. Zu Lande zieht sie die besten Waaren von Neuspanien, und zur See hat sie mit Peru Gemein-

meinschaft. Der Statthalter aller umliegenden Provinzen hängt von seiner Kanzeley oder Audiencia ab. Dieses Gerichte besteht aus dem Statthalter, zwey Präsidenten, sechs Räthen und einem königlichen Procurator. Ob gleich der Statthalter nicht den Titel eines Vicekönigs hat, so ist seine Macht doch nicht weniger uneingeschränkt. Seine Besoldung steigt nur auf zwölf tausend Dukaten; aber durch den Handel kann er dreyfach so viel gewinnen. Die übrigen Tribunalsbedienten empfangen jährlich nur vier tausend Dukaten; aber die Geschenke, die sie erhalten, betragen beträchtliche Summen.

In dieser Stadt ist nur eine Pfarrkirche, die die größte Zierde des großen Platzes macht; aber man zählt darinn eine große Menge Klöster. Das Jakobiner- Franciskaner- und der barmherzigen Brüder Kloster ist von einer ausserordentlichen Pracht, und jedes enthält hundert Mönche. Das jährliche Einkommen der Jakobiner ist dreyßig tausend Dukaten: der Reichthum ihrer Kirche an Gold und Silber steigt an hundert tausend. Die übrigen Klöster sind auch sehr reich; aber das Kloster der Frauen der Empfängniß übertrift sie alle an Reichthum. Man zählt darinn tausend Personen, sowohl Nonnen und junge Mädchen, die von ihnen

unterrichtet werden, als auch zu ihrer Bedienung bestellte Bedienten. Man sagt, daß der Reichthum und der Luxus die Laster in diese Stadt eingeführt, vornemlich unter den Frauen, sowohl Spanierinnen als Indianerinnen.

Nicht weit von dieser Stadt findet man zwey Flüsse, welche Goldstaub führen. Sechs Meilen davon findet man ein reizendes Thal, welches fünf Meilen lang, und auf vier Meilen breit seyn kann. Man erndtet hier den besten Weizen vor Neuspanien ein. Aus dieser Gegend zieht man auch allen Zwieback, den die im mexikanischen Meerbusen gehende Schiffe bedürfen. Es giebt in diesem Thale zwey sehr beträchtliche Flecken, nemlich **Mexiko** und **Pinola**. Die Einwohner sind sehr reich. In einiger Entfernung findet man einen andern Flecken, mit Namen **Petapa**: er liegt an einem See, der ihm eine ungeheure Menge Fische verschaft. Man zählt darinn fünf hundert spanische und indianische Familien. Er wird von Vater auf Sohn von einer Familie regiert, die man für Abkömmlinge der alten Könige des Lands hält: die Spanier haben sie mit dem Namen Gusmann beehrt. Der Gouverneur dieses Flecken hat aber doch nicht eben das Vorrecht, das der zu Chiapa dos Indos hat, nemlich einen Degen zu tragen: aber er kann alle

Tage

Tage eine gewisse Anzahl Einwohner ernennen, um ihm bey der Tafel aufzuwarten, und ihm Fische, Holz und andere Bequemlichkeiten zu bringen. Seine Macht ist nur durch einen spanischen Mönch eingeschränkt, welcher den ersten Rang nach ihm hat, und von dem er Rath und Einwilligung in allem nehmen muß, was die Regierung betrift. Dieser geistliche Beamte lebt mit der Pracht eines Bischofs.

Amatitlan, zweyter Flecken gegen Westen des Thals, ist von Petapa nur eine Meile entfernt. Seine Straßen sind breit, grade und sehr regelmäßig. Die Dominikaner haben darinn eine Kirche, die für ein sehr schönes Kunststück paßirt. Ihr Kloster ist so reich, daß sie es zu einer Priorey erhoben, deren Gewalt sich über alle Dörfer des Thals erstreckt. Um aus diesem Flecken nach Guatimala zu kommen, muß man durch einen großen Flecken, mit Namen St. Lucar. Die Luft ist daselbst immer kalt, und man weiß davon keine andere Ursache anzugeben, als seine Lage, welche ein gegen Norden gelegenes Gebürge ist. Es hat den Vortheil, das Kornmagazin des Lands zu seyn, weil es sich hier besser hält, als anderwärts. Auf dem Reste der Straße bis zur Hauptstadt findet man viele kleine Dörfer, deren jedes nicht mehr als zwanzig Häußer hat.

Diese

Diese Provinz stellt von der Mittagsseite ein sehr ungleiches Land vor. In der Mitte findet man einen Berg, der wegen seiner Weide, und Wirthshäußer berühmt ist, die die Reisenden daselbst antreffen. Er ist fünf Meilen von Petapa. Vier Meilen davon findet man ein großes Dorf Indianer, welches die Sklaven heißt. Dieser Name hat sich durch eine alte Gewohnheit erhalten, die sie nöthigte, die Pakete und vornemlich die Briefe der Amatitlaner zu tragen. Gage bemerkt, daß Amatitlan aus zwey Worten besteht, nemlich aus Amat, welches ein Brief heißt, und Itlan, welches Stadt bedeutet. Er sagte, vor der Eroberung habe sie wirklich den Namen Briefstadt verdient, weil man sich daselbst auf die Kunst, auf Baumrinden zu schreiben, vortreflich verstanden, das heißt, man habe die hieroglyphischen Charaktere, welche die Schrift dieser Gegend ausmachen, einzugraben verstanden.

An dem Südmeer befindet sich ein Haven, welcher Dreyeinigkeit genennt wird. Er ist nicht sowohl durch seine Seevortheile, als durch eine Art eines Feuerbergs berühmt, der nur eine halbe Meile davon liegt. Es ist nicht ein Berg, wie die gewöhnlichen Feuerberge; es ist ein niedriges Landstück, aus welchem stets dicker und schwarzer Rauch aufsteigt, welcher

einen

einen Schwefelgeruch von sich giebt, und unter welchen sich oft Flammen mischen. Die Indianer kommen ihm niemals nahe. Einige Reisende haben es zwar gewagt: aber sie sind auf der Stelle des Todes gewesen, oder sind von Krankheiten angefallen, die sie zu einem siechen Leben auf stets gebracht haben. Gage sagt, einer seiner Freunde habe es auch zu versuchen erkühnt, und sey in der Entfernung von zwey hundert und funfzig Schritte von einem so dicken und stinkenden Rauch überfallen worden, daß er in Ohnmacht hingefallen sey. Er erholte sich einige Zeit darauf: aber er bekam ein so heftiges Fieber, daß sein Leben in Gefahr war. Der Dreyeinigkeitshaven ist auch noch wegen seiner Töpferarbeit berühmt, welche noch für besser, als die mexikanische gehalten wird.

Vier und zwanzig Meilen von Guatimala, stets von der Mittagsseite der Provinz, findet man San Salvador oder Cuzcatlan, eine spanische Stadt, in welcher eine sehr große Menge armer Indianer sind. In ihrem Gebiete baut man das Zuckerrohr. Es giebt auch große Pachtereyen, auf welchen eine unbeschreibliche Anzahl Thiere gehalten werden. Zehn Meilen weiter findet man einen großen Fluß, mit Namen Rio de Lampa. Gage sagt, er habe das beson-

dere Vorzugsrecht, daß diejenigen, welche ihn überfahren haben, weder wegen Schulden noch Verbrechen verfolget würden; das heiß, er mache die Gränzen von beyden Seiten, über welche hinaus weder Verbrecher noch Schuldner verfolgt werden könnten.

Honduras, oder Hibueras, ste Provinz.

Die fünfte Provinz dieser Audiencia heißt Honduras oder Hibueras. Sie liegt am Meerbusen gleiches Namens, welchen sie fast gegen Norden, beynahe an Südost von Guatimala, gegen Osten von Vera-Paz, und gegen Nordost von Nicaragua hat. Man giebt ihr hundert und funfzig Meilen in der Länge, und auf die vier und zwanzig in der Breite. Sie ist beynahe wüste, ob sie gleich an Maiz fruchtbar ist, und eine Menge Thiere hat. Sie war vor Zeiten ein sehr bevölkertes Land. Die Verringerung ihrer Einwohner kann man nur der Grausamkeit der Spanier zuschreiben. Doch findet man viele Städte; die vornehmsten davon sind Truxillo Valladolid oder Comayagua, ein Bischofssitz, dessen Bischof den Titel Bischof von Honduras führt, San Pedro, Puerto de Cavallos, Naco und Triumfo de la Cruz.

Truxillo liegt an einem Hügel, nicht weit vom Meere. Man rechnet sie hundert Meilen von Guatimala. Dieser

Platz

Platz ist ohne Befestigung. Das Gebiete dieser Stadt ist voller Holz und Gebürge. An Waaren findet man hier nur Leder, Cassia und Sasseparil. Man ißt daselbst nur Cassare; sie ist auch noch so trocken, daß man sie in Wasser, Brühe oder Wein tunken muß.

Valladolid, Hauptstadt der Provinz, liegt an den Gränzen von Nicaragua unterm vierzehnten Grad zwanzig Minuten der Breite, und siebenzigsten Grad dreyßig Minuten der westlichen Länge. Das Bisthum von Truxillo ward 1550. dahin verlegt: dieser Kirchsprengel begreift die ganze Provinz. Ob gleich Valladolid in einem angenehmen Thale liegt, wo die Luft gemäßigt und gesund ist, so hat sie doch nicht mehr, als fünf hundert Einwohner. Die umliegenden Triften sind sehr fett: und es giebt auch daselbst silberne Bergwerke. Die Mönche der Gnade haben ein schönes Kloster in dieser Stadt; und der Gouverneur und die übrigen königlichen Bedienten wohnen daselbst. Die übrigen Städte sind wenig beträchtlich.

Dieser Strich Lands ist einer der ärmsten von Amerika. Doch flieſſen darinn viele beträchtliche Flüsse, und er war sonst von den Indianern sehr bevölkert: aber die Kriege, die sie wider die Spanier und wider ihre Eingebornen führen müssen,

haben

haben einen groſsen Theil aufgerieben. Christoph Kolombo und sein Bruder Bartholomäus entdeckten 1502. die Küsten dieser Provinz.

Nicaragua 6te Provinz.

Die Provinz Nicaragua hat einen Umfang von vierzig Meilen gegen Morgen an dem Nordmeer, und am Südmeer gegen Südwest mehr als sechzig Meilen. Die Provinz Costa-Rica begränzt sie gegen Mittag und Honduras gegen Norden. Ihre gröſste Ausbreitung von Mittag gegen Norden ist sechszig Meilen, und hundert und zwanzig Meilen von Morgen gegen Abend. Diese Provinz wird für eine der schönsten von Neuspanien gehalten: aber die Hitze darinn ist so groß, daß man des Sommers am Tage nicht reisen kann. Es regnet da unaufhörlich sechs Monate, und diese Jahrszeit, welche man den Winter heißt, fängt in May an. Die übrige Zeit des Jahrs ist eine beständige Trockenheit, und doch hindert sie nicht den Ueberfluß an Wachs, Honig und Früchten. Es sind darinn so dicke Bäume, daß zwölf Menschen einen kaum umfassen können. Das Rindvieh ist selten; aber die Schweine, welche von Spanien dahin gebracht worden, haben sich ausserordentlich vermehrt. Kurz, um des Ueberflusses und der Ruhe wegen, die daselbst herrscht, hat sie den Namen des irdischen Paradieses bekommen:

men: auch sind die Einwohner da sehr wollüstig. Die Hauptstadt dieser Provinz heißt Leon von Nicaragua: ihre übrigen Städte am Südmeer sind Grenada, Segovia Nueva, Nicaragua, Realejo oder Rialexa, Nicoya, Masoya oder Masava, Johann und Porto-San Jouan.

Leon ist unterm zwölften Grad fünfund zwanzig Minuten nördlicher Breite zwischen Realejo und Grenada, eine Tagereise von diesen Plätzen am Ufer eines grossen Sees, der die Provinz in seiner größten Länge durchgeht, und in den mitternächtlichen Ocean fällt. Die Häußer sind ziemlich gut gebaut, aber niedrig, weil man in einer beständigen Furcht vor Erdbeben lebt. Man zählt deren darinn mehr, als zwolf hundert; alle mit schönen Kohl- und Obstgärten geziert. Der Handel beyder Meere erweckt hier den Ueberfluß: die Schönheit des Klima verbindet sich mit der Fruchtbarkeit des Lands, um die Einwohner glücklich zu machen. Sie überlassen sich fast alle der Weichlichkeit, verbringen den größten Theil der Zeit in ihren Gärten, wo sie schlafen, Vögel halten, und prächtige Malzeiten geben.

Da es nie Vergnügen ohne Bitterkeit giebt, so beunruhigt die Einwohner von Leon von Nicaragua eine beständige

Furcht, welche ihnen ein benachbarter Feuerberg verursacht, der ihnen oft viel Verwüstung angerichtet hat. Viele Spanier haben sich eingebildet, daß die Materie des Feuers dieses Bergs Gold sey, und haben große Mühe angewendet, es daraus zu ziehen. Ein Mönch von den barmherzigen Brüdern ließ sich einen sehr dicken Kessel machen, und ihn an eine eiserne Kette anlegen: ließ ihn in die Oefnung des Feuerbergs herunter und glaubte, daraus geschmolzenes Gold zu ziehen: aber die Gewalt des Feuers schmelzete den Kessel.

Grenade liegt zwanzig Meilen von Leon: sie ist größer, besser gebaut, bevölkerter und reicher. Die Klöster genießen da beträchtliche Einkünfte. Es ist nur ein Jungferkloster daselbst, aber sein Reichthum ist ausserordentlich. Die Kirchen überhaupt sind sehr schön. Die Pfarrkirche übertrift die leonsche Hauptkirche, weil der Bischof den grenadischen Aufenthalt dem leonschen vorzieht.

Der vornehmste Handel dieser Stadt ist nach Carthagena, Guatimala, San Salvador, und Lomagagua.

Die übrigen Städte haben nichts merkwürdiges, ausgenommen Nicaragua, welche am Ufer einer See liegt, und der gegen über eine sehr schöne Insel ist, dessen

Frucht-

Fruchtbarkeit an Wat, Kakao, Scharlachfarbe und Früchten von vortreflichem Geschmacke, gerühmt wird. Einige Meilen von Leon, nahe an der Küste, findet man ein großes Dorf Indianer, in welchem man mehr als zwanzig tausend Personen zählt. Es giebt in dieser Provinz viele sehr beträchtliche Häven.

Die Provinz Costa-Ricca gränzt gegen Morgen an dem Nordmeere, gegen Norden an der Provinz Nicaragua, gegen Westen an dem Südmeere und gegen Mittag an der Provinz Veragua. Es scheint, daß sie ihren Namen aus Spott bekommen habe, weil sie sehr wenig fruchtbar ist, ob es gleich darinn sehr gute Triften und eine große Menge Vieh giebt. In Ansehung des Geistlichen, steht sie unter dem leonschen Bischofthume. Costa-Ricca, 7te Provinz.

Die Hauptstadt von Costa-Ricca heißt Carthago. Sie enthält vier hundert Familien, welche sich mit dem Handel beschäftigen. Die übrigen Städte sind **Esperza, Aranguez,** und **Castro d'Austria.** Dieses Land wird von drey Flüssen benetzt, welche bey ihren Mündungen drey sehr bequeme Buchten zum Zufluchtsorte für kleine Schiffe bilden. Es giebt am Süd- und Nordmeere Häven. Das Innere des Lands kennt man wenig. Die daselbst ansäßigen Indianer werden für

äußerst barbarisch und für große Feinde der Spanier ausgegeben.

Veragua, 8te Provinz.

Veragua ist die achte und letzte guatimalasche Provinz. Sie stößt an die panamasche Erdenge, und liegt wie Costa-Ricca, zwischen dem Nord- und Südmeere. Man giebt ihr funfzig Meilen von Osten gegen Westen, und vier und zwanzig von Norden gegen Süden. Ihre vornehmsten Städte sind Conception, welche den Titel der Hauptstadt und einen sehr guten am Nordmeer gelegnen Haven hat; Trinitad, Santa-Fe, welche im Lande sind; Carlos, ein kleiner Haven am Südmeer, und Parita, ein Haven an eben dem Meere, der dem Meerbusen, in welchem er liegt, seinen Namen giebt.

Diese Provinz entdeckte 1502. Christoph Kolombo, für den man sie zu einem Herzogthum erhub, und von allen Gnadenbezeugungen, die ihm der spanische Hof erwies, war es die einzige, die auf seine Nachkommenschaft kam. Das Innere des Lands ist sehr wenig bekannt. Die spanischen Geschichtschreiber geben davon keine Beschreibung, aus Furcht ohne Zweifel, einen Weg aus dem Nordmeer nach dem Südmeer zu entdecken, und ihrem Handel zu schaden. Ueberdieß sind die Indianer dieses Lands noch nicht alle unterwürfig gemacht worden. Die Abendküste

küste wird von kleinen Inseln umgeben, die Wilde bewohnen, welche mit Europäern keinen Bund machen wollen. Die Freybeuter selbst unterstunden sich da nicht, Wasser zu holen. Die, welche es versucht haben, mußten sich mit Verlust vieler Mannschaft zurück begeben, welche man mit Pfeilen tödete, ohne daß man wußte, woher sie kamen. Diese Wilde laufen in den Wäldern mit unglaublicher Geschwindigkeit. Sie führen ein irrendes Leben, seitdem die Spanier sie unterwürfig haben machen wollen, und leben zum Theil auf dem festen Lande vom Jagen, zum Theil auf den Inseln von Fischen. Sie liegen stets gegen die unterjochten Indianer zu Felde, weil sie sie für eben so große Feinde ihrer Freyheit, als die Spanier halten.

An der Ostküste, nach dem Cap Gracios a Dios zu, findet man die Nation der Mosquiten oder Mesquitos. Sie haben den spanischen Waffen stets widerstanden, und ihnen einen ewigen Haß angelobet; aber die Franzosen und Engländer empfangen sie mit Freundschaft. Diese Art Verbindung schreibt sich von einem französischen Abendtheuerer her, welcher nach seiner Ankunft in ihrem Lande diesen Wilden Geschenke und andern Vorrath zum Tausche anbot. Bey der Abreise nahm er zwey Mannspersonen ih-

Die Mosquiten.

rer Nation mit, welchen er sehr gut begegnete, und die in kurzer Zeit die französische Sprache erlernten. Er führte sie selbst nach einiger Zeit in ihr Land zurück, wo sie so ein gutes Zeugniß von seiner Nation ablegten, daß die Indianer dieser Gegend den an ihrer Küste anlandenden Franzosen alle mögliche Karessen erwiesen: man lernte sich endlich durch Hülfe beyder Sprachen verstehn: die Franzosen hielten um indische Weiber an, und erhielten sie: sie verreiseten niemals, ohne einige Indianer bey sich zu haben. Die Engländer, welche diese Küsten umfuhren, fanden auch Mittel zum Handel mit den Mosquiten, und sollen sich eben so genau mit ihnen verbunden haben, als die Franzosen. So lange sie bey den Europäern sind, tragen sie Kleider, und machen sich aus ihrer Reinlichkeit so gar eine Ehre: aber so bald sie wieder in ihr Land zurück gekehrt sind, nehmen sie ihre alten Gewohnheiten wieder an, legen ihre Kleider ab, und tragen zu ihrem ganzen Putze nichts als ein schlechtes Stück Leinewand, welches mitten um den Leib und bis an die Knie herunter geht.

Die Regierung dieser Nation ist gänzlich republikanisch: sie erkennt nur eine Art von Ansehn. In den Kriegen, welche sie wider ihre Nachbaren behauptet, erwählt sie den bravsten und erfahrensten

ihrer

ihrer Krieger zum Heerführer: aber nach der Schlacht hört alle seine Gewalt auf. Diese Nation besteht ungefehr aus funfzehn hundert Mannspersonen; doch giebt es unter ihnen viel freye und unfreye Neger, die aus Guinea ursprünglich sind. Ein portugiesischer Schifshauptmann führte von Guinea nach Brasilien Neger: zu ihrer Bewachung brauchte er so wenige Vorsicht, daß sie sich Meister vom Schiffe machten, und ihre Führer ins Meer warfen: aber gänzlich der Schiffarth unwissend, überliessen sie sich dem Winde, der sie an das Kap Gracios a Dios trieb, wo sie in die Hände der Mosquiten fielen. Sie konnten der Sklaverey nicht entgehn: aber sie fanden sie gelinder, als ihr eben entgangenes Schicksal. Man meynt, es wären deren mehr, als zwey hundert, die die Sprache des Landes reden und ein sehr ruhiges Leben führen, ohne einen andern Zwang, als ihren Herren bey der Fischerey und bey den Arbeiten der Nation helfen zu müssen.

Wunderliche Religion der Mosquiten.

Die alten Mosquiten hatten Götter und brachten ihnen Opfer. Alle Jahre gaben sie ihren Priestern einen Sklaven, welcher ihre vornehmste Gottheit vorstellte. Nachdem sie ihn mit großer Sorgfalt gewaschen, gab man ihm die Kleider eines Götzens: er führte auch das ganze Jahr eben den Namen, und erhielt eben

die Ehrenbezeigungen. Eine Wache von zwölf Mann war stets um ihn, sowohl um ihn zu hindern zu fliehen, als ihm die nothwendigsten Dinge zu verschaffen, und ihm eine beständige Treue zu bezeugen. Er nahm die schönste Wohnung des Tempels ein. Bekam er Lust auszugehn, so ward er von einer Menge Hofleute und Anbeter begleitet. Man gab ihm eine kleine Flöte in die Hände, auf der er zuweilen spielte, um das Volk von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Auf diesen Klang kamen die Weiber heraus, hielten die Kinder in ihren Armen, und stellten sie zum Segnen dar. Alle Einwohner giengen in seinem Gefolge. In der Nacht legte man ihn in ein enges Gefängniß, das man das Heiligthum hieß, dessen Lage und die Wachsamkeit seiner Wache völlig seine Person sicherte. Diese Sorgfalt und Anbetung dauerte bis an den Festtag. Alsdann opferte man ihn in einer Versammlung der Nation.

Dampier. Orimilien.

Ein anderer wunderlicher Religionsgebrauch dieser Völker war, mit jedem Hausvater die Sklaven, den Priester und alle diejenigen zu begraben, die er in seinem Hause als Bediente gehabt hatte. Ein Portugiese war Sklave dieser Barbaren geworden, nachdem er im Streite ein Auge verloren, und überlebte seinen Herrn und ward zu seinem Begleiter ins

Grab

Grab ernannt. Er sollte eben erwürgt werden, als er anfieng ihnen vorzustellen, daß der Tode in jener Welt sehr wenig geachtet seyn würde, wenn er daselbst mit einem Einäugigen in seinem Gefolge erschien. Die Barbaren fanden Geschmack an diesem Grunde, und suchten ein anderes Opfer auf.

Diese Nation hat noch eine sonderbare Gewohnheit; die Wittwen, wenn sie ihren Mann begraben und ihm auf das Grab zu essen und zu trinken funfzehn Monden gebracht, müssen seine Gebeine ausgraben, sie sorgfältig waschen, sie zusammen binden, und so lange, als sie in der Erden gewesen, auf dem Rücken tragen. Hernach legen sie sie auf den Gipfel ihrer oder der nächsten Verwandten Hütten, und haben nicht die Freyheit, einen andern Mann eher zu nehmen, als nur, wenn sie sich dieser Pflicht entledigt. Alle diese Indianer haben wenig Geschmack für das, was wir Reichthum nennen: die, welche die Freybeuter in der Plünderung von Panama begleiteten, brachten ihnen alles Gold und Silber, das sie entdeckten, nahmen sich weder Kleider noch Zeuge, aus der einzigen Ursache, weil sie sie in ihrem Lande nicht nöthig hätten, wo sie die Luft gar nicht beschwerte. Sie suchen nur, was schlechterdings zum Leben nothwendig ist. Sie sollen, seit ihrer

Verbindung mit den Engländern und Franzosen, viel von ihrer Barbarey verloren haben.

In dem mittäglichen Theile der Provinz Veragua findet man sehr hohe Berge, in welchen es sehr reiche Goldgruben giebt. Die Gegend ist mit Kälbern, Schweinen, Geflügel, Maiz und Früchten angefüllt.

Dritter Artikel.

Ursprung und Monarchie der Mexikaner.

Die alten mexikanischen Geschichtschreiber geben eine Sündflut an, in der alle Menschen und alles Vieh umkam, bis auf einen Mann und eine Frau, welche sich in einem Schiffe retteten. Der Mensch hieß Coxcox, und die Frau Chichequetzal. Sie langten an am Fuße des Bergs Chulhuacan, einer derjenigen, die das Thal des Sees umgeben. Sie zeugten eine ungeheure Menge Kinder, welche alle stumm waren, da sie auf die Welt kamen. Eine Taube, welche sich auf einen hohen Baum setzte, gab ihnen die Fähigkeit, zu reden. Es fanden sich davon viele, die die Sprache der andern nicht verstunden, welches sie nöthigte, sich zu trennen. Funfzehn Familienhäupter, welche

das

das Glück hatten, eine Sprache zu reden, vereinigten sich, und suchten neue Wohnungen. Nachdem sie hundert und vier Jahr gereiset, kamen sie an den Ort, den sie Aztlan hießen, setzten ihre Reise fort, giengen durch Chiapultepeque, hernach durch Luthuacan, und kamen an dem Ufer des Sees an, wo sie den Grund zur Stadt Meriko legten. Man findet im Careri (*) die Kopie einer alten Handschrift, in welcher man ein Gemälde des Lands, in welchem sie gereiset waren, nebst den Hieroglyphen sieht, um den Namen der Oerter und anderer Besonderheiten anzuzeigen, deren Erklärung sich angezeigt befindt. Es scheint, der Gegenstand des merikanischen Verfassers war, zu zeigen, daß das Alterthum seiner Nation bis an die Sündfluth gehe, und daß die Stadt Meriko in dem Jahre gestiftet sey, welches die Merikaner Omeccagli nannten, welches dem 1325sten Jahre nach Erschaffung der Welt entspricht: aber man kann die Genauigkeit dieser Zeitrechnung bezweifeln: es ist zu wenig Zwischenzeit zwischen der Sündfluth und Stiftung der Stadt.

Die spanischen Geschichtschreiber geben vor, die ersten Einwohner von Meriko wären

(*) Als Careri in Meriko war, erhielt er diese Kopie von Dom Carl von Siguenza, der dieses Gemälde sehr kostbar bewahrte.

wären auf den Gebürgen zerstreute Wilde ohne Religion und Regierung gewesen, welche kein Feld gebaut, sich nur von Jagen und Wurzeln ernährt, daher die Namen Otomies und Chichimeques, und in Höhlen und Büschen geschlafen hätten. Die Weiber beschäftigten sich mit der nemlichen Uebung, und banden ihre Kinder unterdessen an die Bäume. Man findet noch heut zu Tage in diesem Lande Menschen von dieser Art, welche sich für Abkömmlinge des Coxcox und der Chichequetzal ausgeben. Sie sind in einem unfruchtbaren und bergigten Lande geblieben, und haben keine bequemere Wohnungen gesucht. Sie leben nur von der Jagd, und versammlen sich nur, um die Reisenden zu tödten. Die Spanier haben sie nicht unterjochen können, weil die Wälder zu dicke sind, und ihnen zur Sicherheit dienen.

Man giebt den Namen Navatlaquen einer andern Art feinerer und geselligerer Menschen, welche von den sieben der funfzehn Häupter abstammen wollen, die sich entschlossen, bessere Länder zu suchen. Sie kamen, nach eben den Schriftstellern, von einem gegen Norden entfernten Lande, welches man für dasjenige hält, das heut zu Tage Aztlan oder Teukul in Neu-Meriko heißt. Einige lassen sie 820. aus dieser Gegend gehen, und eine Zeit von

achtzig

achtzig Jahren herumstreifen, ehe sie nach Meriko kommen, wo sie 900. anlangten.

Diesen historischen Umständen widerspricht das Gemälde und die merikanischen Geschichtschreiber. Die Unterwürfigkeit, welche sie für einen ihrer Götzen hatten, war der einzige Beweggrund, daß sie zuweilen stille liegen blieben: er befahl ihnen, geben sie vor, gewisse Oerter zu bevölkern, und bestimmte ihnen die Zeit ihrer Abreise. Sie kamen nicht alle zugleich an den Ufern des merikanischen Sees an. Die Suchimilquen, welches Blumengärtner bedeutet, ließen sich zuerst an dem mittäglichen Ufer nieder, wo sie eine Stadt ihres Namens bauten. Die zweyten waren die Chalquen, das heißt, die Maulleute: sie kamen lange hernach, und stifteten eine Stadt ihres Namens, sehr nahe an der vorhergehenden. Die Tepeanequen oder Brückenleute, erschienen nachher, und bevölkerten sich so stark, daß ihre Stadt Azcapuhalco, das ist, Ameishaufen, genennt wurde. Die Stifter von Tezcuco, Culhuas oder Buckelleute genannt, weil in ihrer Gegend ein höckerichter Berg war, ließen sich gegen Morgen nieder. Also ward der See von diesen vier Nationen umgeben. Eine fünfte, welche den Namen Tatluquen führte, rettete sich jenseit der Berge in eine sehr fruchtbare Gegend, wo sie die Stadt

Guahuac anlegte, welches Adler bedeutet, und die heut zu Tage verstümmelt Guernavacca genannt wird. Die sechste Nation waren die Tlaskalanen, oder Brodleute, die auf die Gebürge gegen Orient giengen, und viele Städte bauten, deren Hauptstadt Tlaskala hieß. Da die übrigen Wilden sahen, daß diese sechs Nationen in Ueberfluß und Ruhe lebten, so veränderten sie ihre Lebensart, erbauten Hütten, und erwählten sich Obere: aber sie wollten niemals mit ihren Nachbaren in Handlung treten. Man meynt, daß die Einwohner verschiedner merikanischer Provinzen ihren Ursprung von diesen Wilden hätten.

Acosta, im siebenden Buche, glaubt, die sechs Nationen wären in dem Lande, das sie erwählt, drey hundert und zwey Jahr geblieben, nach deren Verlauf die Merikanische, welche ihren Namen von ihrem Haupte Mex führte, es dem Orakelspruch des Götzen Vitzilipuztli überlassen, ein mächtiges Reich zu errichten. Als sich diese Nation auf die Reise begab, um dieses Reich aufzusuchen, so stellten sich vier Priester an die Spitze und machten, daß sie sich an verschiednen Orten niederließen, um das Land zu bauen. In dieser Zeit fieng man an, menschliche Opfer zu opfern. Bey der Abreise ließen sie die Alten und Schwachen zurück, welche

nicht

nicht weniger verschiedne Gegenden bevölkerten.

Nachdem diese Völker viel Land durchstrichen, und viele Nationen unterwürfig gemacht, so befragten sie ihr Orakel, welches ihnen durch den Mund der Priester antwortete, sie müßten den Sitz ihres Reichs an einem Ort des Sees errichten, wo sie einen Adler auf einem Feigenbaum sitzend fänden, der auf einem Felsen Wurzel gefaßt. Die Priester zeigten auch wirklich einen an dem bezeichneten Orte. Da sie ihn sahen, neigten sie sich alle. Sie erbauten an diesem Orte eine Stadt, der sie den Namen Tetnuchitlan, das heißt, Feigenbaum auf dem Felsen, gaben. Daher hat die Hauptstadt von Meriko immer zum Wappen einen Adler behalten, der in die Sonne sieht, die Flügel ausgespreitet hat, in einem seiner Klauen eine Schlange hält, und mit dem andern Fuße auf dem Aste eines indianischen Feigenbaums steht. Man erbaute einen Tempel für den Götzen, und theilte die Stadt in vier Quartiere, davon die vornehmsten mit Namen Meriko und Tlateluco hießen; die erste Benennung kömmt von dem Namen ihres ersten Haupts: die andere heißt so viel als Insel, die sie von ihrer Lage hat.

Nach-

Nachdem die Mexikaner ihr Haupt verloren, und wohl merkten, daß sie einer weisen Regierung bedürften, um sich in ihren Besitzungen zu befestigen, so erwählten sie Acamapitchli, der von einem ihrer Fürsten und einer Tochter des Königs von Cuchuacan entsprossen. Sie vermehrten bald ihre Macht, so, daß sie ihren Nachbaren Eifersucht erweckten. Der König der Tepanaquen von Azcapuhalco, welcher der furchtbarste dieser Gegend war, suchte einen Vorwand, den Frieden mit ihnen zu brechen, und ließ ihnen sagen, er würde sie mit aller seiner Macht angreifen, wenn sie ihm nicht zu Erbauung einer Stadt, eine gewisse Anzahl Materialien, und in eben dem Wasser der See erzeugten Pflanzen lieferten. Die erste Bitte war leicht zu erfüllen: aber der andern Gnüge zu leisten, schien unmöglich. Die Mexikaner fürchteten ihn, und wollten sich mit ihm in keinen Krieg einlassen. Ihr Fleiß riß sie aus dieser Verwirrung. Sie machten in dem See ein Flechtwerk von Binsen und Rohr, bewarfen es mit Erde, säeten Zugemüßen und Getreide; als es reif war, brachten sie diesen schwimmenden Garten dem König, der sich nicht enthalten konnte, ihre Geschicklichkeit zu bewundern, und in seinem Erstaunen sagte, ihr Reich würde sich einmal über alle

Natio=

Nationen verbreiten. Er ließ sie ruhig, und machte so gar mit ihnen Bündniß.

Acamapichtli, welchen die Merikaner zu ihrem König erwählt, starb nach einer Regierung von vierzig Jahren. Das Volk erwählte, aus Erkenntlichkeit gegen seine Weisheit, einen seiner Söhne, **Vizipoluzi.** Dieser heyrathete die Tochter des Königs von **Azcapuzalco**, welches die Freundschaft dieser beyden Nationen befestigte. Dieser zweyte König der Merikaner regierte nur vierzehn Jahr. Das Volk erwählte nochmals einen seiner Söhne, mit Namen **Chimalpoporea.** Unter seiner Regierung wollten die Merikaner von ihren Nachbaren Steine und Kalk zu Erbauung der Wasserleitungen beytreiben. Diese ungerechte Forderung zog ihnen einen solchen schrecklichen Krieg nach, daß sie eine unglaubliche Menge Volk in den verschiednen Schlachten verloren, die sie liefern mußten. Sie schrieben die Ursache dieses Unglücks der Unfähigkeit ihres Königs zu, ermordeten ihn daher in seinem eignen Pallaste, und gaben ihm zum Nachfolger **Yzcoatl**, Sohn ihres ersten Königs Acamapichtli und einer gemeinen Sklavin. Sie betrogen sich in ihrer Wahl nicht. Er war kaum auf den Thron gestiegen, so stellte er sich an die Spitze seiner Truppen, schlug die Feinde, verfolgte sie bis in ihre Stadt, nahm sie

mit Sturm ein, und zwang sie, ihn für ihren Regenten zu erkennen. Durch diesen glücklichen Fortgang kühn gemacht, wagte er neue Unternehmungen, eroberte fünf benachbarte Städte, und war vom Anfange seiner Regierung Meister von allen Niederlassungen, die um Mexico herum entstanden waren. Er starb, nachdem er zehn Jahr regiert hatte. Sein Lieutenant, mit Namen Tlacaellel, schlug vor, die Wahl eines neuen Königs sechs Kaziken zu überlassen. Sie fiel auf einen der Neffen des Tlacaellel, welcher den Namen Montezuma, das heißt, gekrönter Prinz, annahm, der den barbarischen Gebrauch einführte, die Könige nicht ohne Opferung einiger Gefangnen zu krönen, die sie nach ihrer Wahl selbst zu machen verbunden waren. Er soll darinn dem Rathe seines Oheims gefolgt seyn, der dadurch den Geschmack am Kriege in der Nation zu unterhalten hofte.

Grausame Gebräuche.

Montezuma fand Vorwand, seine Nachbaren anzugreifen: er überwand sie, und machte von ihnen eine Menge Gefangne, welche am Tage seiner Krönung zu den Füssen der Götzen geopfert wurden. Die Weise dieser Opferung bestand darinn, daß man den Bauch des Gefangnen mit einem steinern Messer zerschnitt, um das Herz herauszureissen, und das Gesicht des Götzens damit zu reiben. Tlacaellel ver-

verhinderte aus anderer Politik seinen Neffen, die Provinz Tlaskala zu unterjochen. Er gab ihm zu verstehn, daß ein neues Reich sich nur durch die Waffen erhalten könne, und daß es von Wichtigkeit sey, beständig kriegerische Feinde zu haben, um den Muth der Merikaner zu erhalten; daß er überdieß seinen Nachfolgern die Nothwendigkeit auferlegt habe, Opfer zu den Opferungen beständig zu haben. Aus eben diesem Beweggrunde führt er auch den Gebrauch ein, sich an einem Theile des Körpers Ader zu lassen, und es in die zum Götzendienst gewidmete Becken fließen zu lassen. Denn nach dieses Kriegers Meynungen mußten die Opferungen allzeit blutig seyn. Wenn feindliches Blut fehlte, so war jeder Merikaner bereit, einen Theil des seinigen zu vergießen.

Montezuma, erster Kaiser von Mexico.

In der Regierung des ersten Montezuma fangen die Geschichtschreiber an, dem merikanischen Regenten den Titel eines Kaisers zu geben. Er foderte von allen unterwürfig gemachten Provinzen Tribut, ließ stolze Palläste bauen, führte einen Tempel für seinen vornehmsten Götzen auf, und errichtete verschiedne Gerichtshöfe, die ihre Vollkommenheit unter seinen Nachfolgern erhielten. Nach seinem Tode trugen die Churfürsten die Krone dem Tlacaellel an: aber er sagte, das Staats-

Interesse erfodere, daß sie auf das Haupt eines andern käme, welchem er seinen guten Rath zu geben fortfahren würde. Die Churfürsten überliessen ihm selbst zur Belohnung für seine Großmuth die Wahl des Monarchen. Er erwählte den Tico-Cic, einen Sohn des Itzcoatl: aber da die Mexikaner gar keine kriegerische Tugend an ihm bemerkten; so vergifteten sie ihn, und setzten selbst, nach dem Rathe des Tlacaellel, seinen Bruder Axayacac auf den Thron, welcher kurz darauf in dem höchsten Alter starb, aber von der ganzen Nation verehret wurde. Der neue König erklärte vor seiner Krönung der Provinz Tecoantepeque den Krieg, in der einzigen Absicht, um Opfer zu haben, die er seinen Götzen darbringen könnte. Er regierte nur zwölf Jahr.

Ahuitzotl, sein Nachfolger, vergoß zu den Füssen der Götzen das Blut einer ungeheuern Menge Opfer, welche er in verschiednen Provinzen erhob, erweiterte die Gränzen seines Reichs bis in das Land Guatimala, und ließ das Glück seiner Unterthanen nicht aus den Augen: er umschloß seine Hauptstadt mit Wasser, indem er den Arm eines sehr beträchtlichen Flusses dahin leiten ließ. Dem vornehmsten Götzen des Lands ließ er einen neuen Tempel bauen, und zu seiner Einweihung vier und sechszig tausend und achtzig Men-

schen opfern. Dieser barbarische König, der aber wegen seiner Eroberungen und Verschönerungen, die er in seiner Hauptstadt angebracht, berühmt war, starb nach einer Regierung von eilf Jahren.

Er hatte zum Nachfolger Montezuma II., der auf dem Throne saß, als die Spanier daselbst erschienen. Wir werden von ihm in der Folge dieses Werks reden.

Guanthincoc nahm seinen Platz, und lebte so wenige Zeit, daß sein Name kaum der Vergessenheit entgangen ist.

Guatimazin wurde nach dem Tode seines Vorgängers nur gekrönt, um den Spaniern ein glänzenders Opfer anzubieten. Er ist der letzte mexikanische Kaiser.

Das ist die Folge der Kaiser von Mexiko, so wie sie uns die Spanier nach den mexikanischen Zeitrechnungen gegeben.

§. 1.

Schreibart und Zeitrechnung der Mexikaner.

Da die Mexikaner keine Buchstaben hatten, so brauchten sie hieroglyphische Figuren, um körperliche Dinge, welche eine Form haben, auszudrücken, und zu Ausdrückung der Ideen bedienten sie sich verschiedner Charaktere. Ihre Art zu

schreiben war von unten herauf. Sie hatten eine Art gemalter Räder, welche den Raum eines Jahrhunderts enthielten. Die Jahre waren durch kennbare Zeichen angegeben: man zeichnete darinn mit besondern Figuren die Zeit, worinn jede Sache sich zutrug. Dieses Jahrhundert bestand aus zwey und funfzig Sonnenjahre, jedes von drey hundert und fünf und sechszig Tagen. Das Rad war in vier Theile getheilt, davon jeder dreyzehn Jahre, oder eine Indiktion hatte, und entsprach auf folgende Art einem der vier Welttheilen.

Dieses Rad war mit einer Schlange umgeben, deren Körper die vier Eintheilungen enthielt. Die erste bezeichnete den Mittag, und hieß in der merikanischen Sprache **Uzlampa**: sie hatte zum Hieroglyphen ein Kaninchen auf blauen Grund, das **Tochtli** genennt wurde. Die zweyte, welche den Morgen bedeutete, und **Tlacopa** oder **Tlahuilcopa** hieß, war durch ein Rohr auf rothem Grunde bemerkt, das sie **Acall** nennten. Das Bildzeichen der Mitternacht oder **Micolampa** war ein Degen mit einer steinern Spitze auf einem gelben Grund, und hieß **Tecpatl**. Das Bild des Abends oder **Sihvatlampa** war ein Haus auf grünem Grund, und führte den Namen **Cagli**.

Diese vier Abtheilungen waren der Anfang der vier Indiktionen, die das Jahrhundert ausmachten. Zwischen jeder waren zwölf kleine Abtheilungen, in welchen die vier ersten Namen hinter einander jeder mit seinem Zahlwerthe bis auf dreyzehn geordnet waren, welches die Anzahl war, woraus jede Indiktion bestand. Diese Art, dreyzehn zu zählen, war nicht nur bey den Jahren, sondern auch bey den Monaten in Gebrauch; und da die Monate der Mexikaner nur von zwanzig Tagen waren, so fiengen sie wieder von vorne an, wenn sie auf dreyzehn kamen.

Dieser Gebrauch entsprang ohne Zweifel aus der Art ihrer Mondrechnung. Sie theilten die Bewegung dieses Planeten in zwey Zeiten; die erste des Wachens von Sonnenaufgang bis zum Gegenschein, welches dreyzehn Tage waren, und die andere des Schlafens, welche eben so viel Tage enthielt, bis zum Mondesuntergang des Morgens. Vielleicht hatten sie dabey die Idee, jedem ihrer Götter von der ersten Ordnung, welche an der Zahl dreyzehn waren, die Regierung der Jahre und Tage zu geben. So viel ist wenigstens gewiß, daß dieser Gebrauch bey ihnen so alt ist, daß sie den Ursprung davon nicht wußten, als die Spanier in ihr Land kamen.

Sie waren überzeugt, daß die Sonne zu Ende jedes Jahrhunderts sich erneuerte. Ihre Monate hatten nur zwanzig Tage; aber sie zählten derer achtzehn, welches wiederum zwölf egyptische Monate macht. Diese Monate wurden nicht in Wochen getheilt. Sie gaben jedem Monate und jedem Tage einen besondern Namen auf der Vertheilung von dreyzehn zu dreyzehn, und betrogen sich niemals.

Zu den achtzehn Monaten, welche aus 360. Tagen bestunden, fügten die Mexikaner zu dem Ende jedes Jahrs fünf Tage hinzu, die sie Nenotemi nannten. Ihre Schaltjahre hatten auch ihre Regeln. Das erste, zweyte und dritte Jahr des Jahrhunderts fieng den zehnten April an; das vierte, welches das Schaltjahr war, fieng den neunten an, das achte den achten, das zwölfte den siebenden, das sechszehnte den sechsten, und so immer fort bis zum Ende des Jahrhunderts, welches den 28sten Merz sich endigte, ein Tag, da man die Feste zu feyern anfieng, welche dreyzehn Schalttage bis zum zehnten April dauerten.

Vor Anfange eines neuen Jahrhunderts zerbrach man alle Gefäße, und löschte das Feuer in der Ueberzeugung aus, daß mit dem Jahrhundert die Welt vergehen würde: eben so bald als die Sonne

erschien, hörte man die Trommeln und andere Instrumente erschallen, um den Göttern für das der Welt zugestandne neue Jahrhundert zu danken. Man kaufte neue Gefäße, und gieng in Procession, um Feuer in den Tempeln zu holen.

Alle diese Umstände haben wir von Careri erhalten, der sie von D. Carl von Siguenca, Professor der Mathematik auf der Universität Merikv, hatte, welcher sich ein Verdienst daraus gemacht, alle indische Ueberlieferungen, Gemälde und Hieroglyphen zu sammlen, welche ihm fast alle von Dom Juan von Alva, Herrn von Catzicazgo und St. Juan von Theotihuacan, Abkömmling in der graden Linie der alten Tezcucoschen Könige, mitgetheilet worden waren. Er hatte sie durch Erbschaft erhalten. Dieses sind die einzigen Schriften, die Geschichte betreffend, welche man in Neuspanien gefunden hat. Als die Spanier daselbst anlangten, so opferten sie den Nutzen der Künste und Wissenschaften dem Eifer für die Religion auf, und vernichteten alle Gemälde, die sie fanden, indem sie sie für Gegenstände des Aberglaubens ansahen, weil sie daran nichts als wunderliche Figuren sahen. Der erste merikanische Bischof machte sich ein Gewissen, sie vollends zu vernichten.

§. 2.

Kaiserlicher Hof.

Der Pomp, mit welchem sich die mexikanischen Kaiser aufwarten liessen, entsprach der Pracht ihrer Wohnung. Montezuma, welcher mehr als seine Vorgänger sorgte, die Majestät des Kaiserthums zu erhöhen, hatte neue Ceremonien erfunden, und die spanischen Geschichtschreiber eigneten seiner Regierung diesen Glanz zu. Als er auf den Thron stieg, vermehrte er nicht nur seine Hausbedienten, sondern er wollte auch darunter keine andere annehmen, als Leute von vornehmer Geburt. Um sich wollte er nur Herren vom ersten Range haben. Vergebens hatte man ihm vorgestellt, daß ihn dergleichen Veränderung um die Liebe seiner Völker bringen könnte. Er antwortete, daß das Vertrauen der Regenten gar nicht für den gemeinen Haufen sey, und sie nur in der Entfernung diejenigen begünstigen müßten, denen ihr Elend die Empfindung oder die Macht benehme, das ihnen erwiesene Gute zu erkennen.

Er hatte zwey Arten Wachen; eine bestand aus Soldaten, die die Höfe seines Pallasts besetzten; die andere aus zwey hundert Edeln, welche alle Tage früh in die Zimmer kamen. Ihr Dienst geschah wechselsweise, und von dem ganzen

zen Adel des Reichs war keiner davon ausgeschlossen. Sie kamen aus den entferntesten Provinzen. Ihre vornehmsten Posten waren die Vorzimmer, wo sie von demjenigen gespeiset wurden, was von der Tafel ihres Regenten kam. Er erlaubte ihnen zuweilen, in seine Kammer zu kommen, oder ließ sie herein rufen. Seine Absicht war, wie er es selbst äußerte, sie nicht sowohl zu begünstigen, als zur Unterwürfigkeit zu gewöhnen, und diejenigen selbst kennen zu lernen, die gebraucht zu werden verdienten. Seine öffentliche Audienzen waren sehr selten: aber sie dauerten einen großen Theil des Tags, und die Anstalten dazu waren sehr prächtig. Alle Großen, welche Zutritt in den Pallast hatten, mußten zugegen seyn, und die Staatsräthe waren um den Thron herum gestellt, um ihre Meynungen sagen zu können, so bald als sie darum befraget wurden. Eine beträchtliche Anzahl Schreiber, welche nach ihren Verrichtungen geordnet waren, zeichneten mit den Charakteren, die ihnen statt der Buchstaben dienten, das Verlangen der Bittenden und die Antworten oder Bescheide des Monarchen auf. Die Gehör haben wollten, gaben ihre Namen gewissen dazu gesetzten Beamten. Man rief einen nach dem andern herein: sie kamen barfuß und mit niedergeschlagnen

Augen,

Augen, und machten drey Verbeugungen nach einander. Bey der ersten sagten sie: Herr; bey der zweyten: gnädiger Herr; und bey der dritten: großer Herr. Der Bittende brachte sein Verlangen an, und empfieng seine Antwort, die zu erwiedern nicht erlaubt war, und begab sich zurück, indem er mit niedergeschlagnen Augen wiederum drey Verbeugungen machte. Der geringste Fehler in Beobachtung dieser Ceremonien wurde auf der Stelle mit der äußersten Härte bestraft. Die, welche die Bestrafung über sich hatten, erwarteten den Schuldigen an der Thüre.

Der Kaiser hörte die Bittenden mit großer Aufmerksamkeit; aber er befliß sich, mit Ernsthaftigkeit zu antworten. Doch wenn er einige Unruhe in dem Gesichte oder in der Stimme desjenigen bemerkte, der mit ihm redete, so machte er ihm Muth; und wenn diese Aufmunterung nichts half, so ernannte er einen seiner Minister, ihn besonders abzuhören. Montezuma machte sich gegen die Spanier mit seiner Geduld sehr breit, die er hatte, die lächerlichsten Bitten seines Volks anzuhören.

Kaiserliche Tafel.

Dieser Herr speisete gemeiniglich allein, manchmal öffentlich, aber allzeit mit eben derselben Pracht. Man trug ihm ungefehr zwey hundert Schüssel auf, deren Ge-

Gerichte so gut zugerichtet waren, daß sie den Spaniern so sehr gefielen, daß man in Spanien die Weise davon selbst einführte. Seine Tafel war nur ein Kissen, oder ein paar rothe Felle; sein Sitz ein Schemmel aus einem Stücke, an dem Orte, worauf der Kaiser saß, ausgehölt, zierlich ausgearbeitet, und schön bemalt. Die Tafeltücher waren von Baumwolle, sehr fein; weisser, als der Schnee, und wurden ihm nur einmal aufgedeckt, hernach von den vornehmsten Hofbedienten gebraucht. Vier hundert Edelknaben trugen die Schüsseln auf, und setzten sie in einen Saal, wo sie der Kaiser untersuchte. Mit einem Stäbchen, das er in der Hand hatte, bezeichnete er diejenigen, welche er vorgesetzt haben wollte. Man machte sie hernach wieder warm. Ehe er sich zur Tafel setzte, stellten sich zwanzig Frauen von der schönsten Figur mit Waschbecken dar.

Nachdem er sich gesetzt, zog ein Hofbedienter ein hölzernes Geländer um seine Tafel, damit diejenigen, welche ihn speisen sahen, ihm keine Belästigung verursachen konnten. Jedermann beobachrete ein tiefes Stillschweigen. Doch machte er sich zuweilen das Vergnügen, seine Stocknarren reden zu lassen. Seine Waffenträger bedienten ihn auf den Knien, barfuß und mit niedergeschlagnen Augen.

Kein Mensch durfte bey Lebensstrafe an den Ort, wo er war, anders als barfuß kommen. Sechs Herren, welche stets seinen Mahlzeiten, aber in einer gewissen Entfernung, beywohnen mußten, empfiengen einige Schüsseln, die er ihnen aussuchte und aßen die Gerichte, die darinn waren, mit aller Ehrfurcht. Während der Mahlzeit gieng beständig eine Musik von Flöten, Dudelsäcken, beinernen Schalmeyen, und kupfernen kleinen Trommeln, deren Töne aber für die Spanier wenig Anmuth hatten. Es waren auch da Zwerge, Bucklichte und andere Ungestalte, um Lachen zu machen. Sie aßen einige Ueberbleibsel mit den Hofnarren.

Die Schüsseln waren nur irden, obgleich sehr wohl gearbeitet: sie wurden nur einmal dem Kaiser aufgesetzt. Die Gefäße, Becher und Kredenzteller waren von Gold; einige aber reich besetzte Muscheln.

Das Getränke war sehr verschieden. Einiges wurde durch sehr angenehme Gerüche erhöht. Der Kaiser bezeichnete dasjenige, welches er haben wollte. Man versichert, er habe Menschenfleisch gegessen; aber es mußte geopfert gewesen seyn. Nach aufgehobner Tafel giengen die Damen, welche ihn das Wasser gereicht, und während der ganzen Mahlzeit gestanden

hat-

hatten, mit den übrigen Zuschauern weg. Die Officiere der Wache blieben allein in dem Saale. Bekam der Kaiser Lust zu schlafen, so blieb er auf dem Schemmel sitzen, den er bey der Mahlzeit gehabt, und lehnte sich nur an die Wand.

Wenn er wieder erwachte, so ließ man Spielleute hinein treten, die nach Instrumenten einige Gedichte absungen, deren Verse ihre abgezählten Füsse und ihre Abfälle hatten. Der Stoff dieser Poesien war gemeiniglich ein Stück aus der alten merikanischen Geschichte: manchmal die Eroberungen des Monarchen oder seiner Vorgänger.

Die Einkünfte des Kaisers.

Die Einkünfte des Reichs mußten unermeßlich seyn, weil man ausser dem Aufwande des Kaisers, der beträchtliche Summen kostete, drey große Armeen im Felde und in allen Hauptstädten beträchtliche Besatzungen hielt. Man vermehrte auch alle Jahre den Schatz der Krone.

Die Gold- und Silber-Bergwerke brachten unermeßliche Vortheile: die Salzkoten und alle alte Reichsabgaben brachten nicht weniger ein. Der vornehmste Reichthum aber kam aus dem neuen Tribute, den Montezuma aufs höchste getrieben. Alle Bauern bezahlten das Drittel des Ertrags ihres angebauten Lands, und die Handwerksleute eben

so viel von dem Verdienste ihrer Arbeit. Selbst die Armen waren von einer fest gesetzten Taxe nicht ausgenommen, die sie bezahlen mußten, sie mochten sie nun erbetteln, oder mit der sauersten Arbeit verdienen.

In dem ganzen Reiche waren verschiedne Aemter angesetzt, die die Auflagen eintrieben, und nach Hofe schickten. Diese Amtleute stunden unter der Reichskammer, und gaben genaue Rechnung von den Einkünften des Lands: ihre geringsten Vernachläßigungen wurden auf das strengste bestraft. Das war auch die Ursache, daß sie bey Erhebung der kaiserlichen Gefälle die größten Gewaltthätigkeiten ausübten, und den Montezuma allen Völkern verhaßt machten. Dieser verhaßte Monarch wußte wohl das Elend, in welches ihre Eintreibungen die Mexikaner setzte, und die Klagen, die sie alle Tage erhoben: allein er rechnete die Unterdrückung zu den feinsten Maximen seiner Staatsklugheit. Die benachbarten Oerter der Hauptstadt verschaften ihm Materialien und Arbeitsleute zu den Gebäuden, welche er ohne Aufhören vermehrte.

Der Tribut der Edlen bestund, auser der Verbindlichkeit, seine Person in dem Innersten des Pallasts zu bewachen, und in seinen Armeen mit einer gewissen An-

zahl Vasallen zu dienen, in einer Menge Geschenke, die sie zwar freywillig machten, aber zur Gnüge fühlten, daß sie dazu gezwungen waren. Wenn seine Schatzmeister überlegt hatten, was zum Aufwande seines Hauses und zum Unterhalte seiner Truppen nöthig war, so trugen sie das übrige in den Schatz, und machten es zu baaren Gelde, absonderlich zu Goldstücken, welche die Mexikaner sehr hoch schätzten, ohne davon doch großen Gebrauch zu machen, es sey nun, daß sie die Schönheit davon nur kannten, oder daß sie nur für die wahrhaftig Reichen bestimmt waren.

§. 3.

Regierung.

Die Regierung des mexikanischen Kaiserthums war bewundernswürdig, in Ansehung der Beziehung, worinn alle seine Theile mit einander stunden. Es gab einen Finanzrath, von welchem alle untere Kammern abhiengen; einen Oberjustizrath, einen Kriegsrath; einen Handlungs- und Staatsrath, wohin die grossen Angelegenheiten unmittelbar gebracht werden konnten, ohne daß von den Urtheilen der Untergerichte erst eine Appellation erhoben wurde. Jede Stadt hatte besondere Magistrate zu allen Sachen, welche eine schnelle Entscheidung verlang-

ten. Diese Magistrate glichen den europäischen Schultheißen gar sehr. Sie machten ordentlicher Weise die Runde in der Stadt, und hatten einen Stab, als das Zeichen ihrer Würde: viele Häscher begleiteten sie. Ob gleich ihre Macht nur die Policey betraf, so hatten sie doch ein Gericht, deren Entscheidung summarisch und mündlich war. Die Parteyen stellten sich mit ihren Zeugen, und der Streit wurde auf der Stelle entschieden; doch blieb der Weg der Appellation an das Obergericht frey, und die Folge dieses Verfahrens war eine Vergrößerung der Strafe oder Geldbuße für diejenigen, welche in der letzten Instanz verurtheilt wurden.

Es gab keine geschriebne Gesetze im Reiche: die Gewohnheit vertrat die Stelle derselben, und konnte nur durch den Willen des Prinzen verändert werden. Alle Räthe bestunden aus reichen Bürgern, welche man für unbestechlich hielt, und die in Krieges- und Friedenszeiten einen untadelhaften Lebenswandel geführt hatten. Ihre Verrichtungen erstreckten sich auf die Belohnung des Verdiensts, und Bestrafung des Verbrechens. Sie mußten diejenigen aufsuchen, die ausserordentliche Talente besaßen, und machten sie dem Hofe bekannt. Ihre vornehmste Beschäftigung war, den Diebstahl, den

Mord, die Gottlosigkeiten und die Verbrechen der beleidigten Majestät zu bestrafen. Die Laster wurden leicht verziehen, weil die Religion sie bestärkte. Der geringste Fehler der Rechtschaffenheit bey diesen Beamten wurde mit dem Tode bestraft: für die in öffentlichen Aemtern stehende gab es gar keinen leichten Fehler. Montezuma untersuchte selbst heimlich die Aufführung der Richter. Er gieng gar so weit, daß er ihnen insgeheim beträchtliche Summen anbot, und wenn sie sich verführen ließen, wurden sie auf der Stelle bestraft.

Der Staatsrath bestand aus den Churfürsten des Kaiserthums. Sie genossen den freyen Unterhalt, und wohnten in dem kaiserlichen Schlosse, damit sie allzeit vor dem Kaiser erscheinen konnten, der, ohne mit ihnen zu berathschlagen, niemals etwas anordnete. Diese großen Würden bekleideten gemeiniglich die Prinzen von kaiserlichem Geblüte. Alle übrigen Räthe stunden unter ihnen, und es geschah nichts im Reiche, wovon man ihnen nicht Rechenschaft gab. Ihre vornehmste Aufmerksamkeit betraf die Todesurtheile, welche nur auf dem formellen Befehl mit ihrer eignen Hand vollzogen wurden.

Man hat schon oben bemerkt, daß die Pflichten, Kaiser nach ihrer Wahl mit den Nachwelche man

den Kaisern bey ihrer Krönung auflegte.

baren Krieg führen und sich an die Spitze ihrer Armeen stellen mußten, um sich Gefangene zu verschaffen. Nach der Menschenopferung bekleidete man ihn mit dem kaiserlichen Mantel, gab ihm in die rechte Hand einen goldnen Degen, der mit einem Flintensteine versehn war, welcher das Sinnbild der Gerechtigkeit war; in die linke Hand Bogen und Pfeile, welche das höchste Kommando anzeigten. Hernach setzte ihm der Tezcucosche Kazike die Krone auf das Haupt. Einer der Großen, welcher wegen seiner Beredtsamkeit zu diesen Verrichtungen gewählet worden, hielt ihm eine lange Rede, in welcher er ihm zu seiner Throngelangung Glück wünschte, und ihm zugleich die damit verknüpften Pflichten vorstellte. Das Haupt der Opferer näherte sich alsdann, um den Eid des neuen Kaisers zu empfangen. Zum erstenmale findet man in der Geschichte einen so wunderlichen Eid. Auser der Angelobung, die Religion seiner Vorfahren zu behaupten, die Reichsgesetze zu beobachten, und seinen Unterthanen Recht zu sprechen, ließ man ihn schwören, daß in seiner Regierung der Regen zur rechten Zeit fallen, die Flüsse durch ihr Austreten keine Verwüstung anrichten, die Felder weder durch die Unfruchtbarkeit, noch die Menschen durch den bösen Einfluß der Luft und der Sonne heimgesucht werden sollten.

Solis

Solis meynt, die Meynung der Mexikaner, wenn sie von ihrem Kaiser einen so sonderbaren Eid forderten, hätte keinen andern Zweck, als ihm begreiflich zu machen, daß das Unglück eines Staats fast allzeit von der unordentlichen Verwaltung käme; daß er mit so vieler Mäßigung und Weisheit regieren müsse, daß man die allgemeinen Unglücksfälle nie für die Wirkung seiner Unklugheit oder für eine gerechte Strafe seiner Unordnungen halten müsse.

Ritter-Orden.

Die Mexikaner kannten kein größers Glück, als ihrem Regenten zu gefallen, und seine Gunst durch den Weg der Waffen zu erhalten. Dieß war die einzige Bahn, so dem Volke offen stund, sich in den Rang der Ritter zu heben, und den Edeln, zu den ersten Würden zu gelangen. In der Ueberzeugung, daß es für seine Größe sehr vortheilhaft sey, diese Idee unter seinen Unterthanen zu nähren, erfand Montezuma II. Ehrenpreiße für diejenigen, die sich im Kriege hervorthun würden. Er errichtete daher eine Art Ritterschaft, oder Militairorden, deren Ritter sich durch eine besondere Kleidung und andere Zeichen unterschieden. Man kannte drey solche Orden, den Adler- Tyger- und Löwen-Orden. Die Ritter hatten das Bild des Thieres ihres Ordens am Halse hängen, und auf ihren Kleidern

gemalt. Er machte auch einen andern für die Prinze und Edlen; und um ihn in desto größern Ehren zu erhalten, trat er selbst hinein. Die Ritter dieses letzten Ordens hatten mit einem rothen Bande einen Theil ihrer Haare gebunden, überdieß Schnuren von eben der Farbe, welche zwischen den Federn hervorragten, womit ihr Haupt gezieret war, und bis auf die Schultern hiengen. Die Anzahl dieser Schnuren war mehr oder weniger beträchtlich, nachdem der sie trug, Verdienste hatte. Man vermehrte sie mit großen Pomp, wenn sich der Ritter durch neue Thaten hervorthat. Dieser Staatskunstgriff ließ den Muth niemals erkalten, und erweckte stets die Nacheiferung.

Die Ritter dieses Ordens, welchen man den großen Orden nannte, hatten den Vorsitz in allen Kriegs- und Friedensversammlungen, und genossen der Freyheit, sich einen Stuhl nachtragen zu lassen, um sich setzen zu können, wenn es ihnen beliebte. Alle Ordensritter konnten Gold und Silber tragen, sich mit reichen baumwollnen Zeugen kleiden, sich gemalter und vergoldeter Gefäße bedienen, und Schuhe tragen, welches dem gemeinen Manne nicht erlaubt war. Jeder Ritterorden hatte seine Wohnung in dem Pallaste, die durch sein Kennzeichen bemerkt war.

Vierter Artikel.

Religion, Gottheiten, Tempel, Priester und mexikanische Feste.

Es ist schwer, einen richtigen Begriff von der mexikanischen Religion zu geben. Alle Reisende erzählen diesen Gegenstand verschieden; doch ist es gewiß, daß sie einen höchsten GOtt erkannten, dem sie die Schöpfung des Himmels und der Erden zuschrieben. Allein sie bildeten sich ein, daß dieses erste Wesen im Himmel müßig sey, und den Untergöttern die Sorge für die Menschen überließ. Wenn sie einen Mangel litten, so schuf sich ihre Einbildung einen Gott, der sie begnügen konnte, und ruften ihn auf der Stelle an: ihre Nothdürftigkeiten verdoppelten sich unendlich, und ihre Gottheiten eben so. Die ersten Erzählungen lassen die mexikanischen Götter bis auf zwey tausend steigen. Die Griechen und Römer vergötterten die Leidenschaften und Tugenden, und diese ersten Abtheilungen hatten unendliche Unterabtheilungen. Die Mexikaner beteten überdieß die Sonne, den Mond, den Morgenstern, das Meer und die Erde an. Solis B. 4. K. 11. Herrera K. 5.

Sie glaubten die Unsterblichkeit der Seele, und meynten, sie sey zu Belohnungen oder zu Strafen bestimmt. Ihre

ganze Religion gründete sich auf diesen Grundsatz; aber sie erklärten schlecht das, worinn das Gute oder Böse bestünde, welches ihr Schicksal entscheiden sollte. Sie gaben viele Oerter an, wodurch die Seele bey dem Scheiden vom Körper gienge. Einen setzten sie nahe an die Sonne, welchen sie das Sonnenhaus nannten, und welcher für die Rechtschaffnen und diejenigen, welche im Streite geblieben, oder von ihren Feinden geopfert wurden, bestimmt war. Die Seele der Bösen wurde in unterirdische Oerter verwiesen. Die Kinder und diejenigen, welche in dem Leibe ihrer Mutter starben, kamen an einen besondern Ort. Die, welche vor Alter und Krankheit starben, kamen auch in einen andern. Die, welche plötzlichen Todes starben, sich ersäuften, um eines Verbrechen willen am Leben gestraft wurden, hatten auch einen besondern Ort, dessen Schauer der Art des Todes oder ihrem geführten Lebenswandel entsprach.

Die Merikaner hatten besondere Götzen, um jede Art der Gottheit vorzustellen. Ihren vornehmsten, den sie für den allmächtigen Herrn der Welt ansahen, beteten sie unter dem Namen Vitzilipuztli an. Es war eine hölzerne Bildsäule, welche die menschliche Gestalt hatte. Sie saß auf einer himmelblauen Kugel, welche

wie-

wiederum auf einer Bahre ruhte; an den vier Ecken derselben kroch eine hölzerne Schlange hervor. Sie hatte eine blaugemalte Stirne, und eine Binde von gleicher Farbe gieng über die Nase von einem Ohre bis zum andern. Ihr Kopf war mit einer Krone von Federn bedeckt, deren Spitze vergoldet war. In ihrer Hand hielt sie einen weißen Schild mit fünf kreutzweis gelegten Fichtenäpfeln; oben auf der Stirne war eine Art goldnen Helmschmucks mit vier Pfeilen, von welchen die Mexikaner glaubten, sie wären vom Himmel geschickt worden. In der rechten Hand hatte sie eine himmelblaue Schlange. Diese Gottheit war besonders dem Kriege vorgesetzt. Die Bildsäule, welche den zweyten Rang hatte, hieß Tescatilpuza. Es war der Bußgott, das ist, die Mexikaner wendeten sich an ihn, um Verzeihung für ihre Fehler zu erhalten. Dieser Götze war von schwarzem Steine, so glänzend als polirter Marmor, und ganz mit Rubinen bedeckt. An der untern Lippe hatte sie goldene und silberne Ringe mit einer kleinen krystallnen Röhre, woraus bald eine grüne, bald eine blaue Feder gieng, so wie es dem Priester beliebte, der die Aufsicht darüber hatte. Ihr Haarzopf, welcher ihr zur Binde diente, war von braunem Golde. Am Ende dieses Zopfs hieng ein

goldnes und von einer Art Rauch angelaufnes Ohr, welcher die Gebeter der Sünder vorstellte. Zwischen diesem und dem andern Ohre sah man Federbüsche hervorgehn, und die Bildsäule hatte am Halse ein Goldblech, welches über ihren Busen hieng und ihn bedeckte. Ihre Arme waren mit goldnen Ketten geziert. Ein grüner sehr kostbarer Stein vertrat die Stelle des Nabels. In der linken Hand hielt sie einen Fliegenwedel mit grünen, blauen und gelben Federn, die aus einem so geglätteten Bleche hervorgiengen, daß es die Wirkung eines Spiegels that, um anzuzeigen, daß der Götze mit Einem Blicke des Auges alles, was in der Welt vorgienge, sähe. In der rechten Hand hielt er vier Wurfspieße, welche die Bezüchtigungen andeuteten, womit die Sünder bedrohet wurden. Es war der furchtbarste Gott der Mexikaner, weil sie besorgten, er brächte ihre Verbrechen an Tag; und sein Fest, welches man von vier Jahren zu vier Jahren feyerte, war eine Art eines Jubeljahrs, welches allgemeinen Ablaß mitbrachte. Tescatilputza wurde auch als ein Gott der Unfruchtbarkeit und der Trauer betrachtet. In den Tempeln, wo er unter diesem Titel verehret wurde, saß er auf einem Lehnstuhle, rings herum war ein rother mit Leichnamen und Todtenknochen bemalter Vor-

hang

hang gezogen. Man stellte ihn auch so vor, daß er in der linken Hand ein Schild mit fünf Fichtenäpfel, und in der rechten einen Wurfspieß hielt, den er abschleudern wollte. Aus dem Schilde ragten vier andere Wurfspieße hervor. Unter allen diesen Gestalten hatte er ein drohendes Ansehn, einen schwarzen Leib und einen mit Wachtelfedern gekrönten Kopf.

Die Chalulaner, ein benachbartes Volk der Mexikaner, bereten einen Götzen an, dessen großer Ruf Pilgrimme aus allen Provinzen des Reichs herbey zog. Es war die Gottheit der Kaufleute: man nennte sie **Guazalcoalt.** Sie stand in einem sehr erhabnen Tempel auf einem Haufen Golds und Silbers, seltner Blumen und kostbarer Waaren. Sie hatte die Leibesgestalt eines Menschen; aber ihr Kopf die Figur eines Vogelkopfs mit einem rothen Schnabel, einem Kamme und verschiednen Reihen Zähne. Ihre Hand war mit einer Sichel bewafnet; ihre Beine mit verschiednen Arten Edelgesteine geziert, um die Gunstbezeugungen auszudrücken, welche sie zu erweisen die Macht hatte. Ihr Name bedeutet eine Schlange mit reichen Federn.

Die Mexikaner hatten auch Göttinnen, deren vornehmste Tazi hieß, das ist, allgemeine Großmutter. Matlacuca war die Göttin des Wassers, u. s. w.

Die

Tempel. Die mexikanischen Tempel waren von solcher besondern Beschaffenheit, davon die Abgötterey nie was ähnliches gehabt hat. Es gab deren fast in allen Vierteln von Mexiko. Sie waren alle auf eine und eben die Art gebaut: nur in Ansehung der Größe verschieden. Man kann ihre Gestalt aus der Beschreibung beurtheilen, welche wir von demjenigen geben wollen, der dem vornehmsten Götzen gewidmet war, und Teutcalli, das ist, Gotteshaus hieß. Es war ein Viereck: die Winkel stunden einen Musketenschuß weit von einander. Die Ringmauer war von Steinen, und mochte sechs Fuß hoch seyn. Vier große Thüren dienten zum Eingange; dreye giengen nach den drey Dämmen des Sees, und die vierte auf die breiteste Straße der Stadt. Mitten in diesem Viereck, welches ohne Dach war, stund eine Erhöhung, und auf dieser ein steinernes Gebäude, das viereckig, wie die Ringmauer war, und in der Länge von Winkel zu Winkel funfzehn Klaftern hielt, und viele Vorsprünge hatte, auf denen eben so viel Pyramiden nach der Form der egyptischen stunden. Das Gebäude nahm, so wie es höher wurde, gleich den Pyramiden, in der Breite ab: aber statt sich spitzig zu enden, hatte es einen platten ebnen Gipfel, und machte eine Art eines sieben bis acht Klaftern breiten

Vier-

Vierecks. Die Hauptseite, welche gegen Abend gerichtet war, hatte keinen Vorsprung: aber eine Treppe, worauf man bis auf die höchste Fläche steigen konnte. Jede Stufe betrug acht Zoll, und man zählte derselben hundert und dreyzehn bis vierzehn: einige zählten gar derselben hundert und dreyßig. Sie waren steinern, und mit vieler Kunst gebaut. Es war ein sehr schönes Schauspiel, die Priester in ihrem Amtsschmucke darauf auf- und absteigen zu sehn. Der Raum der obersten Tempelfläche enthielt zwey Altäre, welche nur fünf Spannen hoch waren. Jeder war gegen eine steinerne Mauer gelehnt, die sich in einen Bogen herum biegte, und eine Kapelle bildete. In jeder Kapelle hatte man drey, zwar nur hölzerne Böden angebracht, die aber mit so vieler Kunst bekleidet und übertäfelt waren, daß man sie für Mauerwerk ansehn sollen. Dieses Uebergebäude gab der Pyramide das Ansehn eines sehr hohen Thurns. Wenn man darauf stund, entdeckte man die Stadt, den See, die benachbarten Städte und Flecken, welches die schönste Aussicht von der Welt machte. Montezuma führte den Cortez und seine Officiere nach ihrer Ankunft hinauf: und dieser Anblick erregte ihre ganze Bewunderung. Cortez fragte die Officiere, ob sie sich nicht durch ein solches schönes

Schau-

Schauspiel für alle ihre Arbeiten entschädigt hielten? Diese Idee erhitzte seine Einbildung, und versprach sich von eben diesem Orte die Eroberung des ganzen Reichs.

Bey den Gebeten und Opfern war auf der Höhe des Tempels niemand als die Priester: alle Anwesende blieben unten an den Treppen, die Mannspersonen auf der einen, und die Frauenzimmer auf der andern Seite. Alle hatten das Gesicht nach der Morgenseite zugekehrt. Auf den vorspringenden Pyramiden gab es vierzig Thürme von verschiedner Größe. Vor jeder Thüre des Tempels fand man einen großen Saal und kleine und hohe Kammern, die zu Rüstkammern dienten. Die Tempel waren steinerne Oerter und Festungen, wohin man bey Kriegszeiten allerhand Kriegsvorrath zur Vertheidigung der Stadt brachte. Eine Menge Gebäude stieß an die Ringmauer, worinn die Götzenpriester wohnten. Man sah da große Höfe, Teiche, Gärten und alle nöthige Bequemlichkeiten für mehr als fünf tausend Personen, welche man daselbst zum Dienst der Religion unterhielt. Sie genossen die Einkünfte vieler Dörfer, und lebten im Ueberflusse.

Man machte in dem großen Tempel zu gewissen Jahrszeiten einen Götzen, dessen Materie eßbar war, und welche die

Prie-

Priester zerschnitten und unter das Volk austheilten. Es war eine Art eines Abendmals, zu welchem man sich mit Gebet und gebräuchlichen Reinigungen bereitete. Dieser Ceremonie wohnte der Kaiser selbst mit einem Theile seines Hofes bey.

Ausser diesem großen Tempel zählte man deren noch achte in Meriko, welche nach eben diesen Modellen gebaut waren.

Mit dem barbarischen Gebrauch, menschliche Opfer zu schlachten, verbanden die Merikaner nach diesem, das Fleisch davon zu essen, huben davon die Köpfe auf, und stellten sie an einen zu dieser Abscheulichkeit bestimmten Ort, welcher einen Steinwurf weit von der Hauptthüre des großen Tempels war. Es war eine Art eines länglichen Theaters, von Steinen mit Kalk und Kütt aufgeführt. Die Treppen, auf welchen man hinauf stieg, waren auch von Steinen, aber mit Menschenköpfen untermengt, deren Zähne sich von aussen zeigten. An den Ecken des Theaters gab es blos von Köpfen und Kalk gebaute Thürme; und die Wände waren mit Reihen von Todtenköpfen bedeckt. Wohin man nur die Augen richtete, sah man nichts, als Bilder des Todes. Selbst das Theater war mit Todtenköpfen, die an Schläfen gereiht hiengen, umhüllt. Die Anzahl derselben war

Der Opferküchhof.

50

so beträchtlich, daß die Spanier mehr, als hundert und dreyßig zählten, ohne diejenigen zu rechnen, woraus die Thürme gebaut waren. Man unterhielt viele Personen, die keine andere Verrichtung hatten, als daß sie die abgefallnen Köpfe wieder an ihre Stelle setzten, neue dazufügten, und die einmal in diesem abscheulichen Orte eingeführte Ordnung erhielten. Die Mexikaner sollen diese Köpfe nur aufbewahret haben, um sich mit dem Tode desto vertrauter zu machen.

Menschliche Opfer.

Wenn der Opfertag erschien, so stellte man die Opfer in eine lange Reihe, und umgab sie mit einer starken Wache. Ein Priester in weißer Kleidung, dessen Saum mit dicken Zwirndroddeln bebrämt war, und der in seinen Armen ein aus Mehl, Maiz und Honig gebacknen Götzen trug, stieg vom Tempel. Diesen Götzen, dessen Augen von Schmaragd und die Zähne von Maizkörnern waren, zeigte er den Gefangnen mit den Worten: Hier ist euer Gott. Hierauf stellte er sich an ihre Spitze, und führte sie in einem feyerlichen Gange nach den Ort, wo sie die Opferungsdiener erwarteten. Es gab im grossen Tempel sechs Opferdiener: viere hielten dem Unglücklichen die Hände und Füße: der fünfte war zur Kehle, und der sechste zur Aufschneidung des Leibes gesetzt. Diese Würden waren erblich, und kamen

auf

auf den ältesten Sohn derjenigen, welche sie besaßen. Der für die Kehle bestimmt war und die Opfer erwürgte, hatte den ersten Rang. Sein Kleid war eine Art eines rothen und mit Troddeln besetzten Rocks. Auf dem Haupte hatte er eine Krone von grünen und gelben Federn, goldne Ringe in Ohren, die mit grünen Steinen bereichert waren, und auf der Unterlippe ein kleines steinernes Röhrchen von himmelblauer Farbe. Sein Gesicht war mit einer sehr dicken Schwärze bemalt. Die fünf andern hatten das Haupt mit einem künstlichen und sehr gekräuselten Haare bedeckt, welches mit ledernen Riemen, die ihnen die Stirne umgaben, aufgebunden war. Diese Binden hielten kleine, mit verschiednen Farben gemalte papierne Schilder, welche nicht über die Augen giengen. Ihre Röcke waren weisse mit schwarz vermischte Chorhemden. Das Oberhaupt hatte die rechte Hand, und war mit einem sehr breiten und sehr scharfen steinern Messer versehn. Ein anderer Priester hatte ein hölzernes Halsband in der Gestalt einer sich rund gewundenen Schlange.

So bald als die Schlachtopfer an dem Richtplatze angekommen, ließ man eines nach dem andern nackend und mit freyen Händen auf ein Amphitheater steigen. Man streckte jedes Opfer nach ein-

ander auf einem Steine aus. Der Kehlpriester legte ihm das Halsband an, und die vier andern hielten es an Händen und Füßen. Alsdann stützte der Opferer seinen linken Arm auf dessen Leib, und stieß ihm mit der rechten Hand das Messer in den Busen: er riß ihm das Herz heraus, welches er der Sonne darhielt, um ihr den ersten daraus aufsteigenden Dampf anzubieten; darauf rieb er damit das Gesicht des mitgebrachten Götzens. Die andern Priester stießen den Leichnam mit Füßen aus dem Amphitheater. Alle zum Opfern bestimmte Gefangne erhielten eine gleiche Behandlung. Nach vollendeter Ceremonie nahmen diejenigen, welche sie im Kriege zu Gefangnen gemacht, ihre Leichname, und vertheilten sie unter ihre Freunde, die sie feyerlich verzehrten. In allen Provinzen des Reichs wurde diese barbarische Gewohnheit mit gleichem Eifer betrieben. Man sah Feste, wo auf die fünf tausend zu diesem feyerlichen Tage versammlete Menschen erdrosselt wurden. Wenn man lange Friede hatte, so beklagte sich der Opferer, im Namen der Götter, bey dem Kayser, und stellte ihm vor, daß sie vor Hunger stürben. Alsdann benachrichtigte man alle Kaziken, daß die Götter zu essen verlangten. So gleich ergriff die ganze Nation die Waffen, und thaten unter dem ersten besten Vorwande

in

in die benachbarten Länder Einfälle. Herrera versichert, die Mexikaner wären dieser Barbarey müde gewesen, und das Entsetzen, welches ihnen diese Religion einflößte, habe sie zum Christenthume geneigt gemacht, das alles Blutvergießen verabscheue.

Andere Opfer.

Die Geschichtschreiber sagen, die Mexikaner hatten noch andere, wenigstens eben so barbarische Opferungen. Bey gewissen Festen nahm man viele Gefangene, überlieferte sie den Priestern, welche sie schindeten, und mit ihrer Haut eben so viele Unterdiener bekleideten, als Menschen getödtet worden waren. Diese Unterdiener verbreiteten sich durch alle Viertel der Stadt, sungen und tanzten, und blieben an den Hausthüren stehn. Man mußte sie beschenken, oder man empfieng ins Gesicht einen Schlag mit dem Zipfel der Haut, welche einen Blutfleck machte. Diese Ceremonie endigte sich nicht eher, als bis die Häute zu faulen anfiengen.

Bey andern Festen geschah ein Kampf zwischen dem opfernden Priester und dem Opfer. Der Gefangene war mit einem Fuße an ein großes steinernes Rad gebunden, und mit einem Degen und Schilde bewafnet. Der, welcher ausgezeichnet war, ihn zu opfern, stellte sich mit den nemlichen Waffen dar, und der Streit

gieng in Gegenwart des Volks vor. Siegte der Gefangene, so entgieng er nicht allein der Opferung, sondern er empfieng auch die Ehrenbezeigungen, welche die Gesetze den berühmtesten Kriegern zugestehn, und der Ueberwundene wurde das Opfer.

Man ernährte auch bey den Merikanern, so wie bey den Mosquiten, deren wir schon oben gedacht, einen Sklaven ein ganzes Jahr, und erzeigte ihm die größte Ehre: man hatte sogar Ehrfurcht für ihn, weil er den vornehmsten Götzen vorstellte; aber beym Ende des Jahrs opferte man ihn.

Religionsfeste.

Die Ordnung der Religionsfesttage war nicht weniger wunderlich. Der vornehmste, welcher zur Ehre der vornehmsten Gottheit des Lands gefeyert wurde, geschah alle Jahre im Monate May. Einige Tage vorher, ehe man ihn feyerte, erschienen zwey junge zum Tempeldienst gewidmete Mädchen mit Honig und Maizmehl: man machte daraus einen großen Götzen, und alle Großen waren bey dieser Verfertigung. Man putzte ihn mit Kleidern und prächtigen Zierathen: man setzte ihn in einen blauen Lehnstul, der auf einer Bahre stund. Am Festtage, bey Aufgang der Sonne, begaben sich alle junge Mädchen in den Tempel in weißer

Klei-

Kleidung, waren mit geröstem Maiz gekrönt, und trugen Armbänder von angereihten Maizkörnern: das übrige des Arms war bis an die gebalkte Hand mit rothen Federn bedeckt: die Wangen waren roh bemalt. Während des Fests nennte man sie Schwestern des Gottes, dessen Gottesdienst sie belebten: sie trugen den Götzen auf der Bahre bis an die Thüre des Tempels. Zwey junge Knaben empfiengen ihn mit ihren Händen, und setzten ihn unten an die große Treppe, wo das Volk vor demselben sich niederwarf und sich auf seinen Kopf ein wenig Staub streute, den es unter seinen Füßen hervornahm. Alsdann gieng man in Procession nach den Berg Chapultepeque. Man machte daselbst ein Opfer, welches wenig Zeit wegnahm: hernach gieng man nach einem zweyten, von da nach einem dritten Ort, und kam ohne viel Zaudern nach Mexiko wieder zurück. Dieser Umgang von vier Meilen durfte doch nicht länger, als vier Stunden dauern. Die jungen Leute setzten die Bahre wieder unter die große Treppe, wo sie sie weggenommen, und zogen sie mit Rollen unter Begleitung allerhand Instrumente auf die Höhe des Tempels. Während dieser Ceremonie verdoppelte sich die Andacht des Volks. Man legte alsdann den Götzen in eine Schachtel voll Spezereyen und Blumen.

In der Zwischenzeit brachten die jungen Mädchen einige Arten Knochen, die aber aus eben dem, woraus das Bild gemacht war, verfertigt waren. Die Opferer, mit Blumenkränzen auf dem Haupte und an den Armen, stellten sich ihnen zur Seite, und ließen sich die Bilder ihrer Götter und Göttinnen nachtragen. Sie stellten sich darauf um die Stücke Teig, welche sie mit Gesängen und Anrufungen segneten. Auf diese Ceremonie folgten Opferungen, und die Anzahl der Schlachtopfer war bey diesem Feste immer größer, als bey allen andern. Unter dem Opfern tanzte man im Hofe des Tempels. Die jungen Mädchen sangen nach der Trommel, und alle Große beantworteten diesen Gesang nach der Weise eines Chors. Das in einiger Entfernung stehende Volk vermischte sein Zurufen damit. Nach dem Opfern schnitten die Priester die Teigstücke inzwey, und vertheilten sie unter das Volk, ohne Ansehn des Alters und Geschlechts. Jeder aß sie mit großer Ehrerbietung, und beredete sich das Fleisch seines Gotts gegessen zu haben: man brachte davon so gar den Kranken. Es war eine der größten Sünden, vor Mittag eine andere Nahrung zu nehmen. Alle wurden deßwegen gewarnt, und man verbarg in den Häußern so gar den Kindern das Wasser. Die Feyerlichkeit endigte

digte sich mit einer Rede, welche der hohe Priester an das Volk hielt, um ihm die Beobachtung der Gesetze und Ceremonien zu empfehlen.

Alle vier Jahre feyerten die Mexikaner ein Fest, welches Akosta ein Jubiläum nennt. Es gieng den zehnten May an, und dauerte neun Tage. Ein Priester trat aus dem Tempel, spielte auf der Flöte, und drehete sich gegen alle vier Welttheile: hernach neigte er sich gegen den Götzen, nahm Erde und aß sie. Das Volk ahmte ihm nach, und bat um Vergebung und Verhälung seiner Sünden: die Soldaten um Sieg und Stärke, eine große Menge Gefangene machen zu können, die sie den Göttern opfern wollten. Diese Gebete geschahen acht Tage hinter einander mit Heulen und Weinen. Der neunte Tag war das Fest: man versammlete sich in dem Hofe des Tempels, und der vornehmste Gegenstand der öffentlichen Andacht war, um Wasser zu bitten. Vier Priester trugen den Götzen um den Tempel auf einer Bahre, die andern opferten ihm Weihrauch, unterdessen daß sich das Volk mit einer Strickpeitsche geißelte. Nach dieser Ceremonie bestreute man den Tempel mit Blumen, und ließ den Götzen bis auf den Abend verhüllt. Man weihete ihm Edelgesteine, Seide, Früchte und Wachteln. Die Männer

Das Jubiläumsfest.

begaben sich um die Mittagsstunde weg: aber die Frauen und die Diener des Tempels blieben daselbst den ganzen Tag. Wenn die Männer zurück waren, ließ man den Gefangnen erscheinen, welcher das ganze Jahr durch zum Götzen gedient, und opferte ihn unter Singen und Tanzen. Man setzte dem Götzen einige Gerichte vor. Die ganze Versammlung hielt sich in einiger Entfernung, und alle junge Leute liefen hinzu, sich derselben zu bemächtigen: für die vier ersten waren Preiße bestimmt: sie erhielten viele Ehrenbezeigungen bis zur Erneuerung eben dieses Fests. Am Ende des Tags und der Ceremonien begaben sich Mädchen und Knaben wieder zu ihren Familien. Sie konnten sich hernach verheyrathen; aber diejenigen, welche an ihre Stelle kamen, verfolgten sie mit großem Geschrey, und wurfen ihnen die Verlaßung des Gottesdiensts vor.

Kaufmannsfest.

Es gab für die Kaufleute ein jährliches Fest, das davon den Nahmen hatte. Vierzig Tage vor der Feyer kauften sie einen Gefangnen von schöner Leibesgestalt, zierten ihn mit den Kleidern des Götzens, und wuschen ihn zweymal des Tags in dem Teiche des Tempels. Man begegnete ihm mit großer Ehre, und reichte ihm die delikatesten Speisen. Die Nacht schloß man ihn in ein Käfig ein,

und am Tage führte man ihn unter Singen und Tanzen in der Stadt herum. Neun Tage vor der Opferung verkündigten ihm zwey Priester sein Schicksal. Seine Pflicht war, zu antworten, daß er sich demselben gern unterwürfe. Schien er bestürzt, so war es eine unglückliche Vorbedeutung, und die Priester nahmen allerhand Ceremonien vor, um, nach ihrem Vorgeben, eine Herzensänderung zu bewirken. Das Opfern geschah zur Mitternacht, und sein Herz ward dem Monde geweiht. Seinen Körper trug man zu dem berühmtesten Kaufmann, der ihn mit verschiednen Gewürzen braten ließ. Die Gäste tanzten während der Zubereitung des Mahls. Nach Verzehrung dieser schrecklichen Gerichte, giengen sie und begrüßten den Götzen gegen Aufgang der Sonne, setzten ihre Vergnügungen den übrigen Tag fort, und verkleideten sich in vielerley Gestalten: einige in Vögel, Schmetterlinge, Frösche, Wespen u. s. w.: andere in Bucklichte, Lahme und andere Gebrechliche. Jeder machte eine Erzählung von seiner Verwandlung, und das Fest schloß sich mit Tanzen.

Priester.

Auſſer den von uns angeführten sechs Opferpriestern, hatte jedes Viertel, jeder Tempel, seine Priester. Ihre gewöhnliche Verrichtung war, den Götzen des Tags viermal zu räuchern, als bey Son-

nenaufgang, zu Mittage, bey Sonnenuntergang und um Mitternacht. Um diese Stunden hörte man in den Tempeln Trompeten, Trommeln und andere Instrumente, die aber ein sehr trauriges Getöse machten. Die Priester mußten auch vor dem Altare ein beständiges Feuer unterhalten: sie geißelten sich und zapften sich Blut ab: aber sie wurden für alle diese Härte, die sie an sich selbst verübten, wohl bezahlt; sie hatten vortrefliche Einkünfte.

Sie pflegten sich vom Kopf bis auf den Fuß mit einem hellen und flüßigen Fette zu salben, wodurch das Haar am ganzen Körper wuchs und so hart wurde, als Pferdehaar. Es beschwerte sie um desto mehr, da sie sich es nicht abschneiden durften. Sie bunden ihr Haar mit baumwollnen sechs Zoll breiten Binden. Da sie kein ander Räucherwerk, als Harz hatten, so wurden sie vom Rauche ganz schwarz. Wenn sie die Götzen zu verehren giengen, die sie in Höhlen, Büschen, oder auf Bergen verborgen hielten, so machten sie sich dazu mit einer Salbung geschickt, und bedienten sich dazu eines so sonderbaren Zusammensatzes, daß wir ihn, nach dem Acosta, erzählen müssen. Sie nahmen Spinnweben, Scorpione, Motten, Salamander, Otter, die ihnen die jungen Knaben zusammlasen: verbrann-

brannten sie im Feuer des Tempels, und thaten es nebst Taback und Harz in einen Mörsel, rieben alles in einen Staub, liessen es in einem starken Wasser zergehn, mit diesem eckelhaften Teig bedeckten sie sich den Leib und giengen allenthalben hin, indem sie sich für unverwundbar hielten. Das Volk war überzeugt, daß sie diese Zubereitung über den gemeinen Menschen setzte, und ihnen Unterredungen mit den Göttern verschafte. Sie brauchten auch diesen Teig zur Stärkung der Kinder und Heilung der Kranken.

Klöster.

In der Ringmauer des großen Tempels von Meriko gab es zwey Klöster oder einsame Häuser, eines für junge Töchter von zwölf bis dreyzehn Jahren, und eines für junge Knaben beynahe von eben dem Alter. Diese beyden Stifte waren zum Dienste des Tempels erbaut, und stunden einander gegen über; aber hatten keine Gemeinschaft mit einander. Sie hatten in jedem ihre Aufseher von eben demselben Geschlechte. Das Amt der Mädchen bestund in Zubereitung der Speisen für die Götzen, das ist, für die Priester, die nichts essen durften, was nicht vor dem Altar gebracht worden war. Diese Speisen war eine Art von Maiz und Honig gebackner Pfannkuchen: manchmal frikassirte man sie mit Kräutern und Zugemüßen.

Die jungen Mädchen ließen sich die Haare verschneiden, wenn sie in den Dienst der Götzen traten, und ließen sie hernach wieder wachsen. Des Nachts stunden sie auf, verrichteten ihr Gebet, und ritzten sich blutig, womit sie sich hernach die Wangen reiben mußten: aber sie wuschen sich so gleich mit geheiligtem Wasser wieder ab. Ihre Kleidung war ein weißer Rock. Sie mußten für den Tempel spinnen und weben. Sie wurden in einer solchen Eingezogenheit gehalten, daß der geringste Fehler an ihnen mit der äußersten Härte geahndet wurde. Vergaßen sie ihre Ehre, so mußten sie unter den Bezüchtigungen sterben. Hatten die Mäuse oder Ratten im Tempel etwas zernaget, so war das ein Zeichen der erzürnten Götter, und deutete an, daß unter den jungen Nonnen eine Unordnung vorgegangen sey. Man suchte die Strafälligen auf, und wehe denen, welche einiger Verdacht traf. Man nahm in diesem Kloster nur mexikanische Mädchen auf. Ihre Verschließung dauerte nur ein Jahr, nach dessen Endigung sie herausgiengen und heyratheten.

Die jungen Leute hatten die Haare wie eine Krone geschnitten, und ließen sie nur bis an die Hälfte des Ohrs wachsen; aber auf dem Hinterhaupte trugen sie sie so lang, daß man sie in einen Zopf flech-

ten konnte. Ihre Anzahl bestund aus funfzigen, und sie blieben auch nur ein Jahr im Kloster, wie die Mädchen. In dieser kurzen Zeit waren sie den strengsten Gesetzen des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth unterworfen. Ihre Pflicht war, den Priestern in allem zu dienen, was den Dienst der Götzen betraf. Sie kehrten die heiligen Oerter, unterhielten das Feuer, welches vor dem großen Götzen gemacht war. Die Bescheidenheit wurde ihnen dergestalt empfohlen, daß es ein Verbrechen von ihnen war, die Augen vor einer Frau aufzuheben. Man brauchte sie auch zur Almosensammlung in den Häußern der Stadt. Vier bis sechse giengen mit bußfertigem Blicke zusammen. Gab man ihnen nichts, so hatten sie das Recht, das zu nehmen, was ihnen zum Unterhalte nöthig war, weil man voraussetzte, daß sie es höchst nöthig bedürften, indem sie die Gelübde der Armuth gethan hatten. Des Nachts mußten sie aufstehn und die Trompeten und andere Instrumente erschallen lassen: sie wachten auch wechselsweise bey dem Götzen, stunden dem Räuchern der Priester bey, nach diesem begaben sie sich an einen Ort, der bestimmt war, sich mit scharfen Spitzen die Adern aufzuritzen, und mit dem Blute die Schläfe zu reiben. Ihre

Kleidung war ein weißer, aber sehr grober härner Rock.

Die Priester und Mönche versammleten sich bey gewissen Festen an einem mit Stühlen umgebenen Orte, die mit scharfen Kieselsteinen und andern Spitzen bedeckt waren, wodurch sie viel Blut vergossen und damit den ganzen Leib rieben. Ob die Priester gleich nicht die Gelübde der Keuschheit gethan, so entsagten sie doch gemeiniglich den Weibern. Einige machten sich unüberwindliche Hindernisse in allem Umgange mit ihnen.

Leichenbegängnisse. Die Art, die Todten zu begraben, war nicht einförmig, sondern hieng von dem Willen des Sterbenden ab. Einige liessen sich in dem Hofe ihres Hauses, andere auf den Bergen begraben. Es fanden sich auch einige, welche verordneten, ihren Leichnam zu verbrennen, und die Asche davon in den Tempeln mit ihren Kleidern und allem, was sie kostbares hatten, zu begraben. So bald ein Mexikaner todt war, benachrichtigte man die Viertelpriester. Sie begaben sich in das Haus des Verstorbnen, legten ihn auf die Erde, und zogen ihm seine besten Kleider an. Hierauf kamen seine Verwandten und Freunde vor dem Todten, grüßten und beschenkten ihn. War es ein Kazike oder anderer

ter vornehmer Herr, so verehrte man ihm Sklaven, die auf der Stelle zur Begleitung in die andere Welt geopfert wurden. Da jeder Vornehme eine Art Kapellan gehabt, um ihn in den Religions-Ceremonien zu leiten, so opferte man auch diesen Hauspriester und die vornehmsten Bedienten des Verstorbenen; einige davon, um ihrem Herrn die neue Wohnungen zu bereiten, andere, um ihm zur Begleitung zu dienen. In dieser nemlichen Absicht wurde der Verstorbne mit allen seinen Reichthümern eingescharrt. War es ein Hauptmann, so machte man einen Haufen von Waffen um ihn herum. Das Leichenbegängniß währte zehn Tage, und bestand in einer Abwechselung von Heulen und Singen. Die Priester sangen ein gewisses Todtenamt, bald abwechselnd, bald alle zugleich, huben vielmal den Leichnam mit vielen Ceremonien in die Höhe, und beräucherten ihn sehr lange. Sie spielten traurige Melodien auf der Trommel und der Flöte. Der, welcher den ersten Rang hatte, war mit den Kleidern des Favoritgötzens des Verstorbnen bekleidet. Bey Verbrennung des Leichnams sammlete ein Priester sorgfältig die Asche, bedeckte sich mit einem Kleide, das Entsetzen einflößte, rührte sie lange mit der Spitze eines Stabs herum, und machte dabey entsetzliche Verdrehungen.

Leichenbegängniß des Kaisers.

Wenn der Kaiser von einer tödtlich scheinenden Krankheit angefallen wurde, so bedeckte man das Gesicht der vornehmsten Götzen, und ließ sie in diesem Zustande bis zu seiner Genesung oder seinem Tode. Starb er, so ließ man so gleich die Nachricht davon in allen Provinzen des Reichs verbreiten, um eine allgemeine Landtrauer anzustellen, und alle Großen zu den Ceremonien der Leichenbestattung zusammenzurufen. Die, welche nur vier Tagereisen von dem Sterbeorte waren, begaben sich in aller Eil dahin. Man wusch den Leichnam, balsamirte ihn in ihrer Gegenwart ein, um ihn vor aller Fäulniß zu bewahren; man legte ihn auf eine Matte, wo man ihn mit Weinen und Heulen vier Tage bewachte. Man schnitte ihm eine Hand voll Haare ab, welche man sorgfältig aufhub: man legte in seinen Mund einen dicken Schmaragd, und umhüllte seine Knie mit vielen reichen Decken. Oben darauf hefftete man den Sinnspruch des Götzens, welcher der Hauptgegenstand seiner Andacht gewesen war. Sein Gesicht bedeckte man mit einer von Perlen und andern kostbaren Steinen besetzten Maske. Alsdann wurden die Schlachtopfer hingerichtet. Der erste war der Bediente, welcher die Unterhaltung der Lampen und das Räucherwerk des Pallasts über sich gehabt, damit der

Mo-

Monarch nicht im Finstern in die andere Welt gienge, und kein übler Geruch ihn auf der Reise belästigte. Hernach trug man den Leichnam in den großen Tempel; alle die bey der Begleitung waren, mußten äußerliche Merkmale der Betrübniß von sich geben. Die Großen und die Ritter waren bewafnet: alle Hofbedienten trugen Keulen, Fahnen und Federbüsche. Beym Eintritt in den Tempelhof fanden sie einen großen Scheiterhaufen, den die Priester anzündeten; und während daß er anbrannte, sagte der Hohepriester mit kläglicher Stimme Gebete und Segenssprüche her. So bald der Scheiterhaufen in Flammen stund, warf man den Leichnam mit allem seinen Schmucke hinein: eben dieses that jeder mit seinen Waffen und allem, was er beym Leichenzuge bey sich hatte. Auch ein Hund wurde hineingeworfen, dessen Gebelle die Ankunft des Kaisers in der andern Welt anmelden sollte. Alsdenn fieng man das große Opfer an: die Anzahl der Schlachtopfer war zwey hundert, unter welchen Hofbediente und viele Weiber waren. Man eröfnete ihnen die Brust, um ihnen das Herz herauszureissen, welches man so gleich in das Feuer warf. Die Leiber wurden auf dem Kirchhofe beygesetzt, und durften nicht gegessen werden. Man ließ den Scheiterhaufen

die ganze Nacht bewachen, und versammlete sich morgens darauf herum. Man las die Asche und die Gebeine auf, legte sie in ein Gefäß, welches die Priester nach den Berg Chapultepeque trugen: man senkte sie mit der handvoll Haare, die man dem Leichnam abgeschnitten, in ein kleines Gewölbe, dessen Innerstes mit Gemälden bekleidet war, deren immer eines närrischer, als das andere war. Man verstopfte den Eingang sorgfältig, und setzte darüber ein hölzernes Bild, welches den Verstorbnen vorstellen sollte. Die Feyerlichkeiten währten vier Tage, in welchen die Weiber, die Töchter des Verstorbnen, und seine treusten Unterthanen dem den Kaiser vorstellenden Bilde Geschenke darbrachten. Den fünften Tag opferten die Priester noch funfzehn Sklaven; den zwanzigsten fünfe; den sechszigsten drey, und den achtzigsten zur Beendigung der Ceremonie, neune.

Leichenbegängniß des mechoacanschen Kaziken.

Das Leichenbegängniß des mechoacanschen Kaziken war noch sonderbarer. Dieser Fürst war fast beynahe eben so mächtig, als der Kaiser von Meriko. Als er sich am Ende des Lebens fühlte, so war seine erste Sorge, eines seiner Kinder zu seinem Nachfolger zu bestimmen. Dieser Nachfolger versammlete alle Großen der ganzen Provinz und alle diejenigen,

die

die unter seinem Vater ein wichtiges Amt geführt. Sie fiengen damit an, daß sie ihm Geschenke machten, und gleichsam dadurch seine Rechte anerkannten. Das Zimmer des Sterbenden wurde verschlossen und mit Sorgfalt bewahret: es war seinen Unterthanen nicht mehr erlaubt, ihn zu sehen. So bald als er todt war, versammleten sich alle Große, um ein Geschrey und Geklage zu erheben, und alle äußerliche Merkmale des Schmerzens zu äußern. Man eröfnete ihnen alsdann das Zimmer, wo der Leichnam war. Jeder näherte sich ihm, berührte ihn, und warf ihm einige Tropfen wohlriechenden Wassers zu. Man zog ihm Schuhe von Rehhaut an, die gemeiniglich die Kaziken trugen. Man band ihm an das Knie goldne Klappern, gab ihm an die Finger Ringe, an die Hand goldne Armbänder, um den Hals eine Kette von kostbaren Steinen, und an die Ohren Ohrgehenke. So gar seine Lippen bedeckte man mit Edelgesteinen. Auf seine Schultern legte man viele Locken der schönsten Federn. Nachdem dieses angeordnet war, setzte man ihn auf eine Art einer bedeckten Sänfte, zu einer Seite Bogen und Pfeile, zur andern eine große künstliche Figur, die den Götzen vorstellte, welchem er am meisten angehangen hatte, und von welchem man glaubte, daß er seine Gottesfurcht belohnen

nen würde. Unter dieser Zeit zeichnete sein Nachfolger diejenigen aus, welche seinen Vater in der andern Welt bedienen sollten. Viele sahen es als eine Gnade an, zu dieser Verrichtung erwählt zu werden; einige waren über ihr Schicksal niedergeschlagen: aber man gab ihnen starke Getränke, welche sie trunken machte, und ihnen die Furcht vertrieb. Unter diese Zahl nahm man sieben Frauen von hoher Geburt: eine zur Bewachung alles desjenigen, was der Kazike kostbares mitnahm; eine andere zur Reichung des Trinkgeschirrs, die dritte zur Waschung seines leinen Zeugs, und die vier andern zu andern verschiednen Verrichtungen. Ausser den vom neuen Kaziken ausgesuchten Schlachtopfern, versammlete man noch eine große Zahl Sklaven und Freye. Jeder Stand war gezwungen, ein Schlachtopfer zu schaffen. Es gab welche, die den Eifer und den Muth so weit trieben, daß sie sich freywillig dazu anboten. Man wusch sie sorgfältig, und bemalte ihnen das Gesichte gelb. Man setzte ihnen eine Krone von Blumen auf, und besäufte sie. Den Leichenzug fieng diese Heerde Schlachtopfer an, welche auf Instrumenten spielten, als wenn es zu einer Lustbarkeit gienge. Darauf folgten die Verwandten des Verstorbnen. Die Sänfte trugen die vornehmsten Her-

ren

ren des Lands in Begleitung der angesehensten Personen der Provinz, welche in einem sehr traurigen Tone der Ceremonie angemeßne Verse sungen. Die, welche Aemter besessen hatten, folgten nach. Den Beschluß machten die Hofbedienten, welche Fahnen und Blumenfächer trugen. Eine Menge Volks machte um das Geleite gleichsam einen Zirkel, bewachte die Schlachtopfer, und verrannte den Weg denen, die vielleicht die Flucht nehmen wollen.

Dieser Aufzug geschah vom Pallast mitten in der Nacht, und wurde durch eine Menge Fackeln erleuchtet. Man hatte die Vorsicht, die Straßen der Stadt zu säubern. Nachdem man in den Tempel gekommen, gieng man viermal um den zubereiteten großen Scheiterhaufen. Man legte den Körper oben drauf und verbrannte ihn mit allem seinen Schmucke. Unter dieser Zeit tödtete man die Schlachtopfer und begrub sie hinter die Mauer des Tempels, ohne sie zu eröfnen, wie in Mexiko geschah. So bald die Sonne schien, sammleten die Priester die Asche und die Gebeine des Kaziken. Hierzu fügten sie die Edelgesteine und alles, was sie von seinem Schmucke zusammen lesen konnten. Man trug alles in den Tempel, und segnete es mit Anrufungen und geheimnißvollen Ceremonien, nach welchen man es mit

verschiednen Arten Teigs vermischte, um einen großen Götzen in menschlicher Gestalt daraus zu machen, welchen man mit Blumen, Halsbändern, Armbändern und goldnen Klappern zierte. Man bewafnete ihn mit einem Bogen, mit Pfeilen, einem Schilde, und stellte ihn der Anbetung des Volks dar. Die Priester öfneten alsdann die Erde unter der Treppe des Tempels, machten einen großen Graben, behiengen alle innere Theile desselben mit Matten, schlugen ein Bette auf, worauf sie das Bild mit dem Gesichte gegen Morgen legten. Um dasselbe hieng man viele kleine goldne und silberne Schilde, Bogen, Pfeile und Federbüsche. An das Bette setzte man eine Menge Becken, Schüsseln und Gefäße. Der übrige Raum wurde mit Koffern ausgefüllt, in welchen Kleider, Geschmeide und Lebensunterhalt war. Man deckte das Grab mit einer großen irdenen Decke zu, auf welche man verschiedne Figuren setzte, welche über die Erhaltung eines so ehrwürdigen Denkmals zu wachen schienen. Die Spanier hatten nach der Eroberung große Mühe, diesen Gebrauch abzuschaffen; aber er wich den christlichen Lehren mit dem übrigen Aberglauben.

Fünfter

Fünfter Artikel.

Gestalt, Kleidung, Charakter, Gebräuche, Sitten und Sprachen der Mexikaner.

Gestalt der Männer.

Die ersten Erzählungen von Mexiko sagen, daß die Männer dieses Lands von mittelmäßiger Leibesgestalt und ziemlich dick und untersetzt waren. Ihre Haut und ihre Gesichtsfarbe war röthlich. Sie hatten große Augen, eine breite Stirne, sehr ofne Nasenlöcher, dickes, glattes und verschiedentlich geschnittenes Haar: sie hatt n keinen Bart, weil sie sich ihn ausrissen.

Sie bemalten sich den Leib, bedeckten sich den Kopf, die Arme und die Beine mit Vögelfedern, Fischschuppen, und mit Häuten von Tygern und andern Thieren. Sie durchlöcherten sich die Ohren, die Nase und selbst das Kinn, hiengen Edelgesteine, Gold oder Knöchelgen daran.

Die Leibesgestalt und Farbe der Weiber war von der Männern ihrer sehr verschieden. Sie trugen ihr Haar in ihrer natürlichen Länge, und schwärzten es sorgfältig mit einer Art dazu schicklichen Staubs und einer Salbe. Die Weiber banden es sich um das Haupt, und machten davon auf der Stirne einen Knoten.

Die Mädchen ließen es über den Busen und die Schultern fliegen. Kaum waren sie Mütter geworden, so wuchsen ihre Brüste so sehr, daß sie ihre Kinder ernähren konnten, indem sie sie auf dem Rücken trugen. Sie setzten ihre vornehmste Schönheit in eine kleine Stirne, und durch beständiges Salben ließen sie ihr Haar bis über die Schläfe wachsen. Sie badeten sich oft, und setzten sich manchmal in ein kaltes Bad, indem sie aus einem warmen kamen, schminkten sich sodann mit einer aus Körner und Saamen verfertigten Milch, die nicht sowohl zur Verschönerung diente, als vielmehr zur Bewahrung vor dem Stechen der Mücken und andern Insekten, mit denen das Land angefüllet ist.

Das Volk war am Leibe und Füßen nackend, ausgenommen die Soldaten, die sich, um sich ein fürchterliches Ansehn zu geben, mit der Haut eines Thiers bekleideten, und dessen Kopf auf den ihrigen setzten. Ueberdieß trugen sie noch ein Bandelier, woran menschliche Herzen, Nasen und Ohren, und am Ende desselben ein Menschenkopf hieng. Dieser Putz gab ihnen ein wildes Ansehn, welches die Feinde oft in Furcht jagte.

Die Großen und selbst der Kaiser, bedeckten sich nur mit einer Art Mantel, der

aus

aus einem viereckigen Stücke Kattun bestund, und über der rechten Schulter zusammen geknüpft war. Statt Schuh und Stiefeln trugen sie eine Art Pantoffel oder Sohlen. Auf dem Kopfe hatten sie nur Federn, die mit Schnuren zusammen gebunden waren. Die Frauen der bloßen Privatleute waren auch fast nackend. Sie hatten eine Art Hemden mit halben Aermeln, die ihnen bis an die Knie giengen; aber an der Brust waren sie offen, und so leichte, daß, wo sie knapp an der Haut lagen, davon kaum unterschieden werden konnten. Ihre Haare waren ihr einziger Kopfputz. Die Spanier geben vor, sie hätten einen stärkern Kopf und eine härtere Hirnschale, als die Männer.

Die Veränderung der Regierung, der Arbeit, der Religion und der Sitten soll, so zu sagen, ihre Natur verändert haben. Die jetzigen Merikaner sind braun, und von einer sehr vortheilhaften Leibesgestalt. Vor den Mücken bewahren sie sich mit einem Kräutersafte, beschmieren sich den ganzen Körper mit einer nassen Erde, um sich das Haupt zu erfrischen und die Haare schwarz und weich zu machen. Zur Kleidung haben sie ein kurzes Wams, und sehr weite Hosen. Auf den Schultern tragen sie einen Mantel von verschiednen Farben, welchen sie Tilma-

nennen, und welcher über den rechten Arm geht und auf der linken Achsel mit beyden Enden zugebunden wird. An den Füßen haben sie Socken statt der Schuh. Niemals schneiden sie ihr Haar ab. Die Weiber tragen auf der bloßen Haut eine Art kattuner Hemden, und darüber eine Art Sack. Ihre Unterröcke sind enge, mit Figuren von Löwen, Vögel oder Blumen ausgeziert, und an vielen Orten mit Entenfedern gleichsam austapeziert. Da die Frauen der Mestizen, Schwarzen und Mulatten, deren Anzahl groß ist, das Recht nicht haben, spanische Kleidung zu tragen, und da sie die indianische verachten, so haben sie die lächerliche Gewohnheit erfunden, den Unterrock nach der Quere über die Schultern oder über den Kopf zu tragen: aber ihre Männer und ihre Söhne tragen spanische Kleidung, und geben sich unter einander den Titel Hauptmann. Die Spanier sagen, ihre Anzahl sey so beträchtlich, daß man Ursache habe, zu befürchten, sie möchten sich einmal empören, und sich zu Herren des Lands machen. Nach eben derselben Nachricht haben sie alle Laster ohne eine Tugend.

Die mexikanischen Weiber hatten sonst eine der Bevölkerung sehr zuwiderlaufende Gewohnheit. Während ihrer Schwangerschaft gaben sie einander verschiedne Kräu-

ter ein, welche eine sehr schlimme Wirkung an den Müttern und Kindern machte. So bald sie niedergekommen, so bemühten sie sich, das Genicke ihres Kinds nicht nur gegen die Schultern zu drehen und zu verkürzen, sondern sie banden es auch in der Wiege dergestalt, daß es nicht wachsen konnte. Man führte dafür keine andere Ursache an, als das Vorurtheil, welches dieser Ungestaltheit eine Anmuth beylegte.

Kaum waren die Knaben geboren, so rufte man einen Priester, um ihnen an den Ohren und den Geschlechtstheilen einen kleinen Einschnitt zu machen, aus welchen etliche Tropfen Bluts flossen: er wusch sie alsdann und gab den vornehmen und Soldatenkindern in die rechte Hand einen Degen, und in die linke ein kleines Schild; den gemeinen Kindern aber ein kleines Werkzeug, so wie es sich zur Profeßion des Vaters schickte. Die Mädchen aber bekamen allerhand Geräthe zum spinnen, nähen und andern weiblichen Beschäftigungen. Die Mütter stillten ihre Kinder selbst, und enthielten sich vier Jahre alles Umgangs mit ihrem Manne, aus Furcht vor einer neuen Schwangerschaft. Die unterdessen Wittwen wurden, hatten gar nicht die Freyheit, sich wieder zu verheyrathen. Man empfahl sorgfältig alle Kinder dem Schu-

tze der Götter. Man that für ihre Gesundheit und ihr Glück nicht nur Gelübde, sondern brachte auch Geschenke und Opfer. Man hieng ihnen an den Hals Zeddel und andere Amuletten, auf welchen Götzenfiguren und andere geheimnißvolle Charaktere stunden.

Erziehung der Knaben.

In jedem Tempel war eine Schule, wo die jungen Knaben des Viertels den Unterricht der Priester erhielten. Man lehrte sie die Religion, die Gesetze und alle Uebungen, welche der Nation nützlich seyn konnten, als den Tanz, den Gesang, die Kunst den Bogen zu schießen, den Wurfspieß und die Hassagay zu schleudern, das Schild und den Degen zu brauchen, und s. w. Man ließ sie oft auf hartem Boden schlafen; verhinderte sie, viel zu essen, und erhielt sie fast in einer beständigen Uebung. Es gab eine besondere Schule für adliche Kinder, dahin ihnen das Essen von Hause geschickt wurde. Sie wurden daselbst durch alte Ritter unterrichtet, welche sie an die härtesten Arbeiten gewöhnten, und mit ihren Lehren große Beyspiele der Tugend verbanden. Von ihrer zartesten Jugend an schickte man sie nach den Armeen, um den Soldaten Lebensmittel dahin zu bringen. Auf diese Weise machte man sie mit den Gefahren des Krieges bekannt, bildete ihren Muth, und gewöhnte sie zur Strapaze. Sie fanden

manch-

manchmal ein Mittel, sich in dieser Uebung hervorzuthun, und mancher, welcher mit einem schlechten Bündel ausgegangen war, kam mit dem Titel eines Hauptmanns zurück. Nach vollendeten Schuljahren giengen diejenigen, welche Neigung zum Tempeldienst bezeigten, in das Kloster ihres Geschlechts. Thaten sie sich darinn vor, so erhielten sie besondere Meister, die sie in den Geheimnissen und Ceremonien der Religion unterrichteten.

Erziehung der Mädchen.

Die Mädchen erzog man nicht minder erbar und sittsam. Von dem vierten Jahre an gewöhnte man sie zur Eingezogenheit, zu den Arbeiten ihres Geschlechts, zur Uebung der Tugend: die meisten kamen nicht aus dem väterlichen Hause als zur Zeit ihrer Verheyrathung: man führte sie selten in den Tempel, und sie wurden stets von alten Weibern begleitet, die ihnen nicht erlaubten, die Augen aufzuheben, noch den Mund aufzuthun. Niemals aßen die jungen Knaben und Mädchen mit einander. Angesehne Leute beobachteten es auf das gewissenhafteste. Sie hatten Lust- und Baumgärten an ihren Häußern, wo die Wohnung der Mädchen von den andern Gebäuden abgesondert war. Die, welche nur einen Schritt aus ihrem Bezirke thaten, wurden streng gezüchtiget. Selbst beym

Spa-

Spatziergehn durften sie nicht die Augen aufheben, noch den Kopf verwenden. Sie wurden bestraft, so bald sie ohne Erlaubniß von der Arbeit giengen. Man spiegelte ihnen die Lüge als ein abscheuliches Laster vor, und um einen Fehler dieser Art schnitt man sie in die Lippe.

Heyrath. Man verheyrathete die Knaben im zwanzigsten Jahre; aber die Mädchen so bald sie funfzehn waren. Diese Ceremonie geschah durch den Diener eines Priesters. Er nahm beyde Parteyen bey der Hand, und fragte sie, was ihre Absicht sey. Auf die Antwort des Jünglings, nahm er den Saum des Rocks, womit er zum Feste gekleidet seyn mußte, und das Ende des Tuchs, welches das Mädchen bey dieser Gelegenheit tragen mußte, band eines mit dem andern zusammen, führte sie so nach dem Hause, welches sie bewohnen sollten, und ließ sie siebenmal um einen Ofen herum gehen. Waren ihre Eltern arm, so verbanden sie sich, bey ihrem Abschiede, mit ihnen das Gut zu theilen, welches sie erlangen könnten. Die reichen Väter aber fügten noch zu dem, was sie ihnen mitgaben, das Versprechen, sie niemals in Armuth sinken zu lassen.

Ein Mann hatte die Freyheit, viele Weiber zu nehmen: obgleich die meisten Mexikaner nur eine hatten, so erstaunte

man

man doch nicht darüber, wenn einer wohl hundert und funfzig hatte. Der Grad der Mutter und Schwester war allein verboten. Man hat, in Ansehung der Jungferschaft, keine feinere Nation gekannt. Eine Frau, die im Verdacht war, sie vor ihrer Heyrath verloren zu haben, wurde ihren Eltern, den Morgen nach der Hochzeit, zurück geschickt; und die, womit der Mann zufrieden war, empfiengen Geschenke und ausserordentliche Ehrenbezeigungen. Nach der Ehescheidung war ihnen bey Lebensstrafe eine Verbindung verboten; aber die Frauen hatten die Freyheit, sich wieder zu verheyrathen, wenn sie Gelegenheit dazu fanden, und eben die Männer, welche die Delikatesse für die Mädchen so weit trieben, nahmen ohne Bedenken eine Wittwe oder eine Frau, welche den Scheidebrief erhalten. Eine Mutter empfahl ihrer verheyrathenden Tochter die Reinlichkeit, den Götterdienst, und die innere Besorgung des Hauses. Ein Vater ermahnte seinen Sohn, mit seiner Frau wohl zu leben, sich seinen Nachbaren liebenswürdig zu machen, und vornemlich seine Obern in Ehren zu halten. Es soll nicht nur Ermahnungsformeln für Väter und Mütter, sondern auch Aufführungsregeln für die Kinder gegeben haben. Sie erhielten sich in den Familien, und die Kinder verließen

nicht das väterliche Haus, ohne eine Abschrift davon und den Charakteren zu nehmen, die der Nation zur Schrift dienten.

Charaktere, welche den Mexikanern zur Schrift dienten.

Nicht ohne Erstaunen sieht man ein so barbarisches und unwissendes Volk, als dasjenige war, von dem wir reden, ein Mittel finden, um die Buchstaben zu ersetzen und seine Ideen auf das Papier mit eben so viel Deutlichkeit zu bringen, als die verfeinertesten Völker hatten. Es gab zu Mexiko Bücher, wodurch man nicht allein das Andenken der Zeiten, sondern auch der Gesetze, Gebräuche und Ceremonien erhielt. Man hat gesehen, daß die Stadt Amatitlan in der Provinz Guatimala, wegen der Geschicklichkeit im Schreiben seiner Einwohner, berühmt war, und ihr Name daher entstand. Man fand in vielen andern Städten viele Bibliotheken, oder Sammlungen von Geschichten, Kalendern und Bemerkungen über die Planeten und Thiere. Anstatt des Papiers bedienten sie sich der viereckig geschnittnen Baumblätter, welche gebogen und geheftet werden konnten. Viele Spanier, die solche Bücher fanden, hielten die darinn stehenden Figuren für magische Charaktere, und warfen sie ins Feuer. Es fanden sich einige, welche den Irrthum gewahr wurden, und gar sehr den Irrthum ihres falschen Eifers bedauerten.

ten. Ein Jesuit, dessen Namen nicht bis zu uns gekommen, versammlete in der Provinz Meriko die Alten der vornehmsten Städte, und ließ sich das erklären, was eine kleine Anzahl Bücher enthielt, die er aus den Flammen gerettet. Er sah da viele dieser Räder, welche ihre Jahrhunderte vorstellen. Er bewunderte darinn die sinnreichen Bildzeichen, welche eben so deutlich als unsere Buchstaben, alles vorstellen, was begriffen werden konnte. Die Sachen, welche eine Gestalt hatten, erschienen unter ihrem eignen Bilde, und diejenigen, welche keine hatten, wurden durch Charaktere vorgestellt, welche sie bezeichneten. Um das Jahr anzudeuten, in welchem die Spanier in ihr Land gekommen, hatten sie einen Menschen mit einem Hute und einem rothen Rocke bey dem Zeichen des damals laufenden Rads gemalt. Da diese Charaktere zur Ausdrückung aller Worte nicht hinreichten, so gaben sie nur den Inhalt der Ideen an. Ueberdieß überlieferten sie ihren Nachkommen die historischen Umstände, vermittelst des Gedächtniß. Ihre Redner und Poeten hatten Reden, Gedichte und Gespräche verfertigt, welche man die Kinder auswendig lernen ließ. Es war so gar ein Theil der Erziehung, welche sie in den Schulen empfiengen, und alle Ueberlieferungen erhielten sie auf diese Weise. Da

die Spanier Meriko erobert hatten, so lehrten sie den Einwohnern den Gebrauch der europäischen Buchstaben. Alsdann wurde ein Theil desjenigen, was sie in dem Gedächtnisse behielten, mit aller Genauigkeit aufgeschrieben, die man in den Nachrichten findet.

Wir haben oben die Beschreibung der Palläste des Montezuma gegeben; aber daraus muß man nicht die Bauart der gemeinen Häußer beurtheilen. Die Reichen hatten die Freyheit, der Pracht des Regenten in ihren Gebäuden nachzuahmen; aber dem gemeinen Mann war verboten, über ein Stockwerk hoch zu bauen, und weder Fenster noch Thüren zu haben. Der meiste Theil der Häußer war aus Erde gebaut und mit Bretern bedeckt, welche eine Art einer Erhöhung ausmachte, die die Geschichtschreiber Terrasse nennen. Das Innere war selbst bey den Aermsten mit einer Matte bedeckt. Ob gleich Wachs und Oel in Meriko sehr gemein war, so brauchte man doch nur zur Leuchtung Fackeln von Fichtenholze. Die Betten waren Matten, oder bloßes Stroh mit baumwollnen Decken. Ein dicker Stein oder ein hölzerner Klotz diente zum Kopfkissen. Die ordentlichen Stühle waren kleine mit Palmblättern angefüllte Säcke. Es gab auch hölzerne, aber sie

waren sehr niedrig, und hatten eine aus den stärksten Blättern geflochtene Lehne. Ob man gleich diese Stühle hatte, so pflegte man sich doch stets auf die Erde zu setzen, so gar wenn man aß. Man sagt, die Mexikaner wären bey ihren Mahlzeiten sehr schmutzig. Sie nahmen alle Speisen mit den Händen, und wischten ihre Finger an den andern Theilen ihres Leibes ab. Um harte Eyer zu essen, rissen sie sich ein Haar aus, womit sie das Ey zerschnitten, nachdem sie die Schaale davon abgemacht. Ueberhaupt aßen sie wenig Fleisch: aber wenn sie keine andern Gerichte hatten, so aßen sie allerhand lebendige Thiere, selbst ihre eigne Läuse. Herrera sagt, man habe in dem Pallaste, wo Cortez gewohnt, viele zugebundene Säcke gefunden, und Ojeda habe einen davon eröfnet, und ihn voller Läuse gefunden. Da die Spanier gefragt, was dieses bedeutete, so antworteten sie, es sey der Tribut, den die Armen dem Kaiser geben müßten. Man sagte aber nicht, was für einen Gebrauch der Kaiser von so einem eckeln Geschenke gemacht: vielleicht hatte er keine andere Absicht dabey, als die Reinlichkeit in seinen Staaten herrschen zu lassen.

Speisen.

Gomera B. 2. Herrera Decad 2. B. 8.

Die vornehmste Speise der Mexikaner war Maiz, entweder gebacken, oder mit vielem Gewürze zugerichtet. Sie fügten

noch allerhand Kräuter hinzu, keine ausgenommen, als die härtesten, und die von einem üblen Geruche.

Getränke.

Ihr delikatestes Getränke bestund aus Wasser und Kakaomehl, worein sie etwas Honig thaten. Sie hatten noch viele andere, die aber nicht trunken machten. Die starken Wasser waren so scharf verboten, daß man dazu die Erlaubniß der Obern oder der Richter haben mußte; und sie bewilligten sie nur den Alten und Kranken. Doch nahm dieses Gesetz die Feste und öffentlichen Arbeitstage aus, wo jeder nach seinem Alter ein verhältnißmäßiges Maaß erhielt. Die Trunkenheit war den Mexikanern am meisten verhaßt. Die Strafe derjenigen, welche darinn ertappt wurden, war diese, daß ihnen öffentlich das Haar abgeschoren, und während diesem sein Haus niedergerissen wurde. Hierdurch wollte man andeuten, daß ein Mensch, der seine Vernunft verloren, nicht in der menschlichen Gesellschaft zu leben verdiene. Wenn er ein öffentliches Amt besaß, so wurde er desselben entsetzt, und konnte Zeitlebens nicht wieder dazu gelangen. Dieses strenge Gesetz ließ nach der Eroberung so nach, daß die Mexikaner jetzt die größten Säufer in Amerika sind.

Ihre Nüchternheit verhinderte sie nicht an der Leidenschaft für den Tanz und an-

dere

dere Arten Spiele. Herrera giebt eine sehr merkwürdige Beschreibung von dem Spiele, welches Tlatchtli hieß. Die Spanier fanden es so angenehm, daß sie sich damit oft amüsirten; aber sie entsagten ihm hernach, weil sie viele Gefahr dabey fanden. Der Schauplatz war eine Art Ballhaus, und das Instrument war eine Kugel aus dem Harze eines in warmen Ländern wachsenden Baums. Man schnitt nemlich in diesen Baum, und ließ daraus einen weißen und fetten Saft tröpfeln, der auf der Stelle zusammen rinnt: wenn man ihn zusammenknetet, wird er so schwarz, als Pech. Die Kugel, welche zu dem besagten Spiele diente, flog so leicht als ein Ball, der blos mit Winde angefüllt ist. Man markirte aber nicht, wie bey dem Ballspiele. Der Vortheil bestund darinn, daß man die Kugel an die Mauer, welche das Ziel war, brachte, und die Gegenpartey es zu verhindern suchte. Man schlug sie nur mit dem Hinterbacken oder der Hüfte, und um sie desto besser wieder aufspringen zu lassen, bunden sich die Spieler ein wohl ausgedehntes Leder um. Sie wiesen sich wechselsweise den Hintern, um die Kugel weiter zu schlagen, nachdem daß sie flog oder aufsprang. Die Partien waren gemeiniglich geordnet, und man wettete. Die Wette war Gold, Teppiche, Federarbeit,

und die erhaltenen Vortheile wurden durch Striche bemerket. Man verwettete oft seine Freyheit. Der Ort, wo man spielte, war ein niedriger, langer und schmaler Saal; aber an einem Ende wurde er breiter. Die Mauern waren sehr glatt und mit Kalk geweißet. Von beyden Seiten setzte man große Steine, die den Mühlsteinen sehr ähnlich und in der Mitte durchbohrt waren: aber das Loch war nur so groß, als der Empfang der Kugel erforderte. Da es sehr schwer war, sie dahin zu bringen, so gewann derjenige, der es konnte, die Partie. Nach einer alten Gewohnheit gewann er die Kleider aller Zuschauer, und hatte das Recht, sie ihnen mit Gewalt auszuziehen. Das Spiel wurde da angenehm, indem diejenigen, welche einen Rock von Werthe hatten, aus allen Kräften flohen, und ihnen der Sieger aus allen seinen Kräften nachsetzte. Das Andenken eines solchen seltnen Vorfalls erhielt sich, bis er durch einen neuen verdrengt wurde: und der, welcher es mehr Glücke als seiner Geschicklichkeit zu danken hatte, mußte dem Gotte des Ballhauses und Steines ein Geschenke bringen. Es stunden allezeit zwey Statüen der Spielgottheit auf den zwey niedrigsten Theilen der Mauer. Man stellte sie nur an einem merkwürdigen Tage dahin, und diese Ceremonie ward mit Gesängen begleitet,

gleitet, die eine Art von Einsegnung ausmachten. Daher kam es auch, daß jedes Ballhaus wie ein Tempel verehret wurde. Man baute sie nicht ohne Zuziehung der Priester, welche sie mit verschiednen Formeln segneten, und den Ball viermal ins Spiel warfen. Der Herr des Bodens, der immer einer von den Großen war, spielte niemals ohne vorhergegangenem Opfer und Religionsceremonien. Montezuma hatte große Leidenschaft für dieses Spiel, und gab es oft den Spaniern, welche daran nicht weniger Vergnügen als an den angenehmsten Spielen ihrer Nation fanden.

Musik, Tänze.

Die Mexikaner liebten überhaupt die Musik. Sie bedienten sich plumper Instrumente; aber sie gaben sie auf, und erkießten die Flöte, Schalmey und Trompete, als sie die Eroberer damit bekannt gemacht hatten: sie waren so empfindlich gegen die Harmonie, daß sie sich oft mitten auf einem Hofe, der vor einem der Säle des Pallasts waren, versammleten, um dem Kaiser das Vergnügen zu machen, ihren Gesang zu hören, und ihren Tanz zu sehen.

Ihre Art zu tanzen gieng gar nicht viel von anderer Nationen ihrer ab. Nach der Mittagsmalzeit fiengen sie eine Art Ball an. Man breitete eine sehr feine

Decke aus, auf welche man zwey ungleich große Trommeln setzte. Die kleine war von einem Stück Holze, sehr wohl gearbeitet, hohl und ohne ein Fell darüber gespannt. Eine einzige Spalte war an dem vornehmsten Ende. Man schlug darauf, wie auf unsere Trommeln, mit Klüppeln, deren Ende mit Wolle umwickelt waren. Die große Trommel war rund, hohl, und inwendig bemalet. Ueber der Oefnung war ein wohlgegerbtes Fell, welches man spannte und nachließ, nachdem daß man den Ton hoch oder niedrig haben wollte: man schlug sie mit den Händen, welches diese Uebung sehr beschwerlich machte. Da diese beyden Instrumente die Singstimmen begleiteten, so brachten sie eine melodische Symphonie hervor; aber den Castilianern schien sie sehr traurig.

Die Gesänge enthielten das Leben und die heroischen Handlungen der alten Könige. Wenn sie sich aber erhitzten, so mischten sie lustigere Dinge in gereimten Strofen hinein, welche nicht ohne Witz und Anmuth waren.

Die, welche vor dem Kaiser tanzten, waren die vornehmsten Herren des Reichs. Sie kleideten sich sehr reich, hatten in ihren Händen Rosensträucher oder mit goldnen Blumen durchwebte Fächer. Einige hatten ihr Haupt mit einem Adler- oder

Tygerkopfe bedeckt; andere trugen auf dem rechten Arme oder den Schultern Devisen von Gold oder Silber und veichen Blumen. In den Versammlungen der Stadt stieg manchmal die Anzahl der Tänzer auf acht bis zehn tausend, und die Großen machten gar keine Umstände, sich darunter zu mischen. Man fieng an gliederweise, acht und achte, oder mehr, nachdem daß die Menge groß war, herumzuziehen. Die vornehmsten stellten sich bey den Trommeln. Nach einem langsamen Zuge, welcher einige Zeit in verschiednen Formen gedauert, vermischte man sich, um einen Rundtanz zu machen, indem man einander bey den Händen hielt. Alsdann tanzten einige allein; andere paarweise. Der Tanz bestund in einigen Sprüngen und in einigen abwechselnden Bewegungen der Hände und Füße. Zwey Vortänzer fiengen wieder an, allein zu tanzen, und führten die andern, welche ihnen folgten, indem sie alle ihre Bewegungen und Schritte nachmachten. Sie sungen, und die andern antworteten zusammen. Wenn die Anzahl der Tänzer hinreichend war, so machten die letztern einen Zirkel, um den andern grade gegen über zu kommen. Der Tanz dauerte vier bis fünf Stunden, ohne daß jemand müde zu werden schien. Manchmal waren die Bewegungen sehr lebhaft, und ent-

sprachen der Lebhaftigkeit der Melodie. Es war erlaubt, den Tanz zu verlassen, um sich zu erholen; aber man mußte abgehn, ohne den Takt zu unterbrechen, und bey der Wiederkunft gehörig einfallen. Manchmal ließen sich Masken und Possenreisser sehen, welche sich in den Tanz mischten, indem sie ausserordentliche Sprünge machten, Späße hervorbrachten, die Gesten und die Zunge anderer Nationen nachahmten, oder die Schalksnarren, die Besofnen und die alten Weiber machten. Dieser Ball, sagt Herrera, schien den Spaniern angenehmer, als selbst der grenadische Zembra. Montezuma versammlete oft in seinem Pallaste die schönsten und vornehmsten Frauen, um sie auf diese Art tanzen zu lassen.

Man kennt zu Mexiko noch einen feyerlichern Tanz, als den vorhergehenden. Er hieß Mitote, und geschah in den Höfen des Tempels. Er war so edel, sagt eben dieser Schriftsteller, daß die Kaiser sich darein zu mischen geruhten. Man machte zwey große Kreise, in deren Mitte man die Instrumente stellte. Der erste bestund aus den Großen, den Alten und allen Vornehmen. Den andern machte der gute Theil des Volks aus, welches sich an diesem Tage mit allem, was es an Federn und Geschmeide hatte, ausschmückte. Man lernte diese Uebung den

Kindern mit vieler Sorgfalt, so bald sie nur gehen konnten. Man sah viele Mexikaner auf menschliche und thierische Figuren oder Säulen stehn, mit vieler Anmuth und Richtigkeit tanzen und singen. Andere stiegen auf Stöcke, hielten sich grade, und machten tausend lustige Wendungen mit Händen und Füßen. Andere legten ihre Hände unter die Fußsohlen, machten einen Zirkel mit ihrem Körper, und bewegten sich mit erstaunender Lebhaftigkeit, schwungen sich in die Luft und fielen wieder herunter. Andere endlich sprungen, voltigirten, und machten tausenderley Kapriolen mit großem Gewichte am Leibe und den Schultern, das aber ihre Biegsamkeit gar nicht verringerte.

Oft versammlete sich das Volk an öffentlichen Oertern, oder an den Treppen der Tempel, um mit Bogen und Pfeilen nach der Scheibe zu schießen, oder andere künstliche Uebungen zu treiben. Zum Laufen und Kämpfen setzte man Preiße aus. Es vergiengen wenig Tage, da die Stadt Meriko nicht einige Vergnügungen dieser Art hatte. Montezuma hatte deren viele erdacht, weil er von deren Nothwendigkeit überzeugt war, um den von Natur unruhigen Geist der Mexikaner, denen er nicht traute, zu beschäftigen. Diese Feste wurden prächtiger und zahlreicher, als die Spanier in diesem

sem Lande angekommen waren: aber sie nahmen auch stufenweise ab, als sie ganz Meister davon waren.

§. 1.

Regierung, Gesetze, Sitten, Gewohnheiten, Religion der verschiednen Nationen in Meriko.

Gesetze in Ansehung der Erbfolge in den Familien.

Nachdem nun nach und nach die verschiednen Provinzen in Meriko dem Kaiserthume einverleibet worden, so blieben doch beträchtliche Verschiedenheiten in den Gesetzen und Gewohnheiten. In der Hauptstadt und ihrem Gebiete gieng das Erbe nach den Graden der Blutsfreundschaft. Der älteste Sohn trat in alle Rechte seines Vaters, wenn er sie zu behaupten im Stande war; im widrigen Falle nahm der zweyte Sohn seinen Platz. War kein anderer männliche Erbe da, so bekamen die Neffen die Erbschaft; und in Ermangelung deren, die Brüder des Vaters. Waren auch davon keine übrig, vornemlich bey den Großen, welche eine Statthalterschaft erblich besaßen, so nahm man seine Zuflucht zur Wahl, in der Meynung, daß der öffentliche Vortheil den Vorzug vor einer weitläufigen Verwandschaft hätte. In einigen Gegenden mußte derjenige, welchen man zum Erben wählte,

wählte, sich harten Proben unterziehen. Er stellte sich auf öffentlichem Markte allen Grobheiten dar, die man ihm anthun wollte, und ertrug sie ohne alle Merkmale der Ungeduld. Man führte ihn alsdann in den Tempel, wo er einige Tage in Buße zubrachte. Alle sein Thun und Lassen war das Gegenspiel von alle dem, was das gewöhnliche Leben erfoderte. Er gieng aus dem Tempel, wennman hinein zu opfern gieng: er aß zu einer andern Zeit, als man gewöhniglich pflegte: er schlief, wenn andere wachen mußten: und wenn er eingeschlafen war, stach man ihn mit Pfriemen, und sagte ihm: „Wa„che auf, bedenke, daß du wachen, für „deine Vasallen Sorge tragen mußt, und „dir dein aufgetragnes Amt nicht zu schla„fen erlaubt.“ Nach diesen peinlichen Ceremonien wurde er in alle seine Rechte eingesetzt, und gab den Großen des Lands ein Gastgebot.

Der Kaiser von Meriko bewilligte denjenigen, die ihm einige Dienste geleistet, oder sich im Kriege hervorgethan hatten, auf ihre Lebenszeit den Genuß gewisser Länder, die zu den Domainen gehörten: man könnte diese Herren mit den Maltheserconthuren vergleichen. Es gab noch einen andern Orden, welchen man die große Anverwandschaft hieß, und aus den jüngsten Brüdern des ersten Or-

Verschiedne Orden bey der Nation.

dens bestund. Dieser Orden war wiederum in vier Klassen getheilt, welche den vier ersten Graden der Verwandschaft entsprachen. Sie genossen ihren Rang nach der mehren oder mehrigern Entfernung ihres Ursprungs. Ausser dem Rechte, den Häuptern ihres Geschlechts zu folgen, befreyte sie ihr Adel von allen Abgaben. Sie wurden fast alle bey den Armeen gebraucht, und aus ihnen wählte man die Gesandten, Justitz- und andere öffentliche Staatsbedienten. Die Geschlechtshäupter mußten ihnen Wohnung und Unterhalt schaffen.

Einrichtung der Steuern.

Jeder Kazike genoß in dem Umfange seines Gebiets der Landeshoheit. Er zog einen besondern Tribut von allen seinen Vasallen, und das Volk mußte seine Ländereyen bestellen: sie hatten so gar eine Art Syndikus, der die Steuern eintreiben und sie zu den Frohndiensten anhalten mußte. Die Ackersleute waren die Sklaven dieser Kaziken: sie konnten das Land, das sie gezwungen waren zu bauen, ohne ausdrückliche Erlaubniß nicht verlassen: die Kaziken hatten über sie die bürgerliche und peinliche Rechtspflege; zwangen sie, ihnen in Krieg zu folgen: aber nur in der Zeit der Noth, weil sich der Staat darwider setzte; und es mußte ein sehr dringender Mangel an Truppen seyn, wenn man den Landbau darüber aufgab.

Die

Die Kinder, welche noch unter väterlicher Gewalt stunden, die Waisen, die schwächlichen Alten, die Wittwen, und die Blödsinnigen waren von allen Abgaben frey. Man trieb sie in den Dörfern mit eben so großer Ordnung, als in den Städten ein. Der gewöhnlichste Tribut bestund in Maiz, Fasolen und Baumwolle. Die Kaufleute entrichteten ihn mit ihren Waaren oder Arbeiten. Keine Kopfsteuer legte man nicht auf: jede Gemeine hatte ihre Taxe, welche sie unter ihre Glieder vertheilte, und jedes Glied entrichtete sein Antheil mit vieler Genauigkeit. Der Korntribut wurde in der Erntezeit beygetrieben. Die Kaufleute und Handwerker bezahlten aller zwanzig Tage. Eben diese Regel beobachtete man mit den Früchten, Fischen, Federn und irdnen Geschirren. Auf solche Art wurden die Häußer der Kaziken ohne Verwirrung und Unruhe angefüllt.

In unfruchtbaren Jahren und bey ansteckenden Seuchen wurden keine Abgaben erhoben: der Kazike gab vielmehr aus seinen Magazinen zum Unterhalt der Armee und zur Besäung der Felder das Benöthigte her.

Es waren Provinzen, die auf eine verschiedne Art, als die andern, regiert wurden. Die Landschaft Matalzingas

und Utlatan hatten nur drey Grundherren; einer bekleidete den ersten Rang, und die beyden andern erkannten ihn für ihren gemeinen Oberherrn, so gar mit einiger Ungleichheit unter sich. Wenn der erste starb, folgte ihm der andere an seine Stelle, und der dritte dem zweyten. Den Sohn des ersten setzte man in die Stelle des dritten; und keiner folgte auf solche Weise seinem Vater. Starb der zweyte, so gab man ihm den Sohn des ersten zum Nachfolger; nur dem dritten konnte sein eigner Sohn, oder sein Bruder folgen. Diese drey Herren oder Kaziken hatten ihre besondern Länder.

Der Kazike der Provinz Mechoacan wohnte in einer sehr beträchtlichen Stadt. Ob gleich das Land an allen Gattungen fruchtbar war, so bestund doch der größte Theil des ihn zu bezahlenden Tributs in Federn, daraus man Tapeten und andere kostbare Arbeiten machte. Die Reisenden geben vor, daß von allen mexikanischen Völkern die Mechoacanen den richtigsten Begriff der Gottheit, des letzten Gerichts, des Paradieses und der Hölle gehabt. Sie glaubten ein höchstes Wesen, das alle Dinge erschaffen, und der einzige Richter über Leben und Tod sey. Sie ruften es in ihren Bedrängnissen an, indem sie die Augen gen Himmel richteten, welchen sie für den Grund sei-

nes Thrones hielten. Sie opferten ihm in den dazu errichteten Tempeln. Sie sollen auch die barbarische Gewohnheit gehabt haben, ihm menschliche Schlachtopfer zu weihen.

Besondere Gewohnheit.

In der Provinz Misteque, womit die Spanier jetzt nur die Gebürge benennen, welche sie von Chiapa scheiden, gab es keinen öffentlichen Tempel, sondern jedes Haus hatte seinen Betsaal. Es waren daselbst sehr viele Klöster, welche Gottheiten für die Familien austheilten. Das Gesetz bewilligte den Aeltesten das Erbe; aber es zwang sie zu gleicher Zeit, in ein Kloster zu gehen, und ein Jahr lang die Mönchskappe zu tragen. Selbst die Kazikensöhne waren davon nicht frey: den Tag, da sie es thun mußten, führten ihn die vornehmsten Einwohner der Gegend nach dem Kloster, in Begleitung aller ihrer musikalischen Instrumente. Als er sich dem Kloster näherte, zogen ihm die Priester seine Kleider aus, und bedeckten ihn mit Lumpen. Man gab ihm eine steinerne Lanzette, um sich Ader zu lassen; man rieb ihm das Gesicht, den Leib und die Schultern mit giftigen Blättern, welches gleichsam das Siegel ihrer Einweihung war, weil man voraussetzte, diese besagten Theile könnten nicht mehr ohne Gefahr berührt werden. Er gieng dann in das Kloster, wo man ihn zur Enthalt-

samkeit, und allen Arten Arbeit gewöhnte, und um den geringsten Fehler bestrafte, hart bestrafte. Nach Verlauf des Jahrs holten ihn seine Verwandten mit dem nemlichen Pomp heraus. Vier junge Mädchen wuschen ihn mit wohlriechendem Wasser. Die, welche den Tod ihres Vaters erwarteten, um ihre Probe anzufangen, mußten sich eben dieser Prüfung unterwerfen, ehe sie die Erbschaft antreten konnten. Wenn ein Kazike von einer gefährlichen Krankheit angefallen wurde, so thaten alle Klöster in seinem Gebiete Opfer, Wallfahrten und Gelübden für seine Genesung. Wurde er wieder hergestellt, so gab es prächtige Freudenfeste darüber. Starb er, so fuhr man doch fort, mit ihm zu reden, als wenn er noch am Leben wäre, und in der Zwischenzeit stellte man einen Sklaven in völligem Putze eines Kaziken vor ihm, und erwieß ihm alle dieser Würde schuldige Ehre. Gegen Mitternacht kamen vier Priester, und trugen den Leichnam weg, begruben ihn im Walde oder in eine Höhle. Nach ihrer Zurückkunft erdrosselten sie den Sklaven, der den Todten vorgestellt. Man bedeckte ihm das Gesicht mit einer Maske, und wickelte ihn in einen Mantel, der so schön, als eines Kaziken seiner war. Alle Jahre feyerte man ein Fest zur Ehre des letztverstorbnen Kaziken;

und zwar an seinem Geburtstage, und man redete niemals von seinem Tode.

Die Völker dieser Provinz hatten vier verschiedne Sprachen. Man leitet diese Verschiedenheit aus der Lage des Lands her, welches voller hohen Gebürge war, und die Gemeinschaft einer Gegend mit der andern sehr beschwerte. Die Spanier fanden daselbst Höhlen, länger als eine Meile, mit großen Plätzen und vortreflichen Springbrunnen. Die auf dem heutgen Tage sogenannten St. Antonio-Gebürge zerstreuten Indianer bewohnen nur Höhlen von zehn bis zwanzig Fuß im Umfange. Es scheint, daß sie sie mit vieler Arbeit ausgegraben haben. Man sieht in diesem Lande zwey ausserordentlich hohe Gebürge, welche am Fuße sehr weit von einander liegen, aber deren Gipfel so nahe zusammen stoßen, daß die Indianer von einem auf den andern springen.

Zapatecas.

Die Einwohner von Zapatecas sind eine schreckliche Nation. Ihr Haupt-Kazike wohnt in einer großen Stadt, welche sie Teozapotlan nennen: sie lagen stets im Streit mit den Miras, andere Barbaren, die die Gebürge des Lands bevölkerten. Sie waren alle nackend, und bedienten sich sehr mörderischer Waffen. Niemals begegneten sie sich, ohne sich nicht zu schlagen. Die Sieger bun-

den mit der Sehne ihres Bogens ihre Gefangenen an das männliche Glied, und führten sie gleichsam im Triumph, um sie zu Sklaven zu machen, oder ihren Göttern zu opfern. Sie hatten beynahe eben die Religion der Mexikaner; aber sie opferten die Männer den Göttern, die Frauen den Göttinnen, und Kinder den kleinen Göttern. Sie beobachteten ein vierzig, manchmal achtzigstündiges Fasten, und aßen in dieser Zeit nichts, als ein Arzeneykraut, Pisate genannt.

Sie glaubten, ihr vornehmster Kazike stamme in grader Linie von demjenigen ab, der der allgemeinen Sündfluth entgangen sey. Vermöge dieser Idee, hatten sie eine so große Ehrfurcht für ihn, daß sie ihm, wie einem Gotte, Opfer brachten. Einige spanische Schriftsteller versichern, den letzten dieser Fürsten gesehn zu haben, und daß die Unterthanen seinen Leichnam eingesalbet hätten, ehe sie ihn begraben. Es soll in ihrem Lande ein unterirdischer Gang von zwey hundert Meilen seyn.

Tepeaquen. Die Tepeaquen machen eine besondere Nation aus, die ihren Ursprung aus einer nördlichen Gegend, Chimoztoc, herleiten, das so viel als Keller heißt. Nach ihren Annalen waren sie unter Anführung eines Haupts ausgezogen, und da sie keine

Einwohner in der Gegend, wo sie heut zu Tage sind, fanden, so bauten sie daselbst die Stadt Tepoaca auf den Gipfel eines dreywinklichten Gebürges, welches durch ihren Namen angedeutet wird. Nachdem sie sich darauf in die benachbarten Ebnen verbreitet, so theilten sie ihre Provinz unter die drey Söhne ihres Anführers. Ihre Abkömmlinge regierten noch zur Ankunft des Cortez, und erkañten nur die Mexikaner für ihre Bundsgenossen. Die Tempel dieses Lands haben eine solche vortrefliche Lage, daß die Sonne stets hinein scheint.

Es giebt in diesem Lande weder Fluß noch Brunnen: die Einwohner müssen nichts als Regenwasser trinken: die Spanier, die sich hier ziemlich gut stehn, leiten es aus einem Brunnen, welcher auf dem Gebürge Tlascala ist. Ungeachtet dieses Wassermangels, ist das Land doch voller vortreflichen Weiden.

Diese Völker verehrten einen Götzen, welcher die menschliche Gestalt hatte, mit einem Bogen und einem Pfeile bewafnet war: aber sie erkannten dem ohngeachtet ein höchstes Wesen, als Schöpfer aller Dinge. Blitz, Donner, und alle Lufterscheinungen sind ihnen abstammende Geister des Himmels, welche die Aufführung der Menschen zu beobachten, manch-

mal ihre Laster zu bestrafen, und über die Erhaltung der Welt zu wachen kommen. Die Erziehung der Kinder und die gute Policeyordnung machte ihre vornehmste Sorge. Vier Richter regierten sie im Namen ihrer Kaziken, und hielten Gericht in einem großen Saale, wo man die Streitigkeiten auf der Stelle abmachte, und die Urtheile in Gegenwart der vier Richter vollstreckte. Die Hauptverbrechen waren Menschenmord, Ehebruch, Raub, und Lüge, weil man sie für das Schädlichste in der Gesellschaft ansah.

Tlascalaner.

Die Tlascalaner, von denen wir schon in der Beschreibung von Mexiko geredet, hatten von den Mexikanern nur den erschrecklichen Gebrauch, ihre Gefangene zu opfern und zu essen angenommen. Es scheint so gar, daß sie sich dazu nur gewöhnt hatten, um ihren grausamen Feinden Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die Liebe zur Freyheit hatte ihrer Republik den Ursprung gegeben: Tapferkeit und Gerechtigkeit waren ihre Stütze. Man bestrafte selten die Kinder um ihre begangene Fehler. Sie aßen wenig, und ihre Speisen waren leicht. Die meisten waren fleißig und begriffen alles leicht, was man ihnen wieß. Lügen wurde mit dem Tode bestraft. Mit bewundernswürdiger Treue erfüllten sie

ihre Verträge. Die Freymüthigkeit herrschte in ihrem Handel. Ein Kaufmann, welcher Silber oder Waaren borgte, wurde verschrien, weil nach ihrer Meynung Borgen uns dem Unvermögen wiederzugeben aussetzt. Sie bestraften sehr strenge Ehebruch und Diebstahl. Die jungen Herren, welche gegen ihre Eltern die Ehrfurcht unterließen, wurden auf Befehl des Raths erdrosselt. Sie liebten die Alten. Die, welche dem Publikum durch einige Unordnungen nachtheilig waren, die nicht den Tod verdienten, wurden über die Gränzen verwiesen, mit dem Verbot, bey Lebensstrafe nicht wieder in das Land zu kommen. Die Verräther und alle ihre Anverwandten bis in siebenden Grad strafte man am Leben, weil man überzeugt war, daß ein solches schreckliches Laster keinem einfallen könne, als dem, welchem schon eine solche Neigung im Blute läge. Auf sinnliche Lüste, die wider die Natur liefen, stund gleichfalls das Leben, weil man sie als Hinderniße der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts ansah. Die Trunkenheit war so sehr untersagt, daß nur dem Alten starke Getränke zu trinken erlaubt war. Baumwollne reiche Kleider von Gold durfte man nur tragen, wenn man sie im Kriege erbeutet hatte. Die Kleider, die sie gewöhnlich

trugen, waren eine sehr enge Weste ohne Kragen und Aermel. Es gieng bis an die Knie: darüber trug man eine Art von Zwirn gewebten Rocks. Die Pflanze, woraus dieser Zwirn gemacht wird, ist eine Art Distel, welche zwey Spannen breite und sehr harte Blätter und sehr spitzige Dornen hat. Der Zwirn wurde aus den Blättern gemacht, woraus man auch Schuh und Seile verfertigte. Die Stengel dienten zur Bedeckung der Häußer. Aus dieser Pflanze zog man auch Honig, Wein und Weineßig. Man machte daraus Papier. Aus den jungen Sprossen bereitete man auch eine sehr gesunde und wohlschmeckende Latwerge. Aus den Spitzen, am Feuer geröstet, erhielt man einen Balsam, der für Wunden sehr vortreflich war. Herrera meynt, es sey der Maguey auf Hispaniola. Sein Uebersetzer hält es für die Hauchel (anannis oder anonis). Wir werden weitläufiger davon in dem Artikel der Pflanzen reden.

In diesem Lande betete das Volk die Großen an. Der Tribut wurde in Erdfrüchten mit einem so richtigen Verhältnisse entrichtet, daß er den Armen gar nicht zur Last fiel. Die in diesem Lande herrschende Freyheit zog eine große Menge Fremde herbey. Diejenige, welche eine glänzende That im Kriege gethan,

oder einige heilsame Anschläge gegeben, setzte man in Rang der Ritter. Die reichen Kaufleute erhielten auch Ehrenbezeigungen, die sie nach und nach in den Adelstand erhoben. Wenn er die Ehre eines Edelmanns erhalten, konnte er keine mechanische Handthierung mehr treiben. Die einzigen in der Heyrath verbotnen Grade waren der Grad der Mutter, Schwester, Tante und Stiefmutter. Die Erbschaft fiel nicht auf die Kinder, sondern auf die Brüder des Vaters.

Besondere Geschichte eines jungen Hermaphroditen.

Die Vielweiberey war nicht allein den Tlascalanern erlaubt, sondern man legte es einem Reichen für ein Verbrechen aus, wenn er nur eine Frau hatte. Herrera erzählt eine besondere Thatsache, der wir kaum Glauben beymessen können. Der Leser mag davon halten, was ihm gut dünkt. Xicotencatl, Oberhaupt einer Nation, verliebte sich in ein junges und schönes Mädchen: aber es hatte beyde Geschlechter. Der Kazike, welcher von diesem natürlichen Fehler nichts wußte, nahm sie zur Frau, und that sie zu den andern Weibern. Nach einiger Zeit wurde sie in viele ihrer Mitgespielinnen verliebt, und machte in einem Jahre, da der Kazike zu Felde lag, mehr als zwanzig zu Müttern. Als der Mann nach Hause kam, wollte er die Ursache

dieser eingerißnen Unordnung wissen. Auf das Geständniß, das ihm seine Frauen machten, hielt er es für unbillig, sie am Leben zu bestrafen, wie das Gesetz dazu berechtiget, weil er ihnen selbst den Hermaphroditen zugeführet hatte, und begnügte sich, sie zu verstossen. Der Hermaphrodit wurde an den Ort geführt, wo man die Missethäter abzuthun pflegt, seiner Kleider entblößt, und mit einem scharfen Kieselsteine in die Seite geschnitten, und so losgelassen. Die Kinder aber verfolgten ihn über eine Viertelmeile Wegs, und tödteten ihn.

Ob gleich bey den Reichen die Anzahl der Weiber sehr beträchtlich war, so führten doch nur zwey den Titel Gemahlinnen: sie wurden von den übrigen verehrt, und der Mann legte sich niemals zu einem Kebsweibe, ohne seine beyden Gemahlinnen davon zu benachrichtigen. Viele Brüder konnten nach und nach ihre Stiefschwester heyrathen.

Die Kinder tauchte man so gleich bey ihrer Geburt in kaltes Wasser, und die Frauen wuschen sich, so bald sie entledigt waren. Man versäumte nichts, um sie zur Reinlichkeit und Bescheidenheit anzuhalten. Die vornehmen Kinder hatten Lehrmeister, welche ihnen Leib und Seele bildeten.

Die Tlascalaner waren überzeugt, daß das Wohl ihrer Republik nur auf dem kriegerischen Muthe beruhe, und bezogen daher alles auf die militärische Ehre. Ehe sie zu Felde giengen, erwählten sie einen Oberbefehlshaber. Die Reichsfahne blieb allzeit im Hintertreffen. Nach dem Streite wurde sie in dem Angesichte aller Menschen ausgestellt. Die, welche sich nicht zu ihrer besondern Fahne begaben, wurden hart bestraft. Sie strebten nicht nach Eroberungen, sondern suchten nur Gefangene zu machen. Sie hatten in ihrem Köcher stets zwey Pfeile, welche die zwey Stifter ihrer Stadt vorstellten. Anfangs schossen sie einen ab, und tödteten oder verwundeten sie einen Feind, so war es eine gute Vorbedeutung, und der erste unnütze Schuß ward für eine unglückliche angesehn: aber jeder machte sichs zum Gesetze, den ersten Pfeil wiederzuholen, und dieses Vorurtheil half oft zum Siege. In der Hitze des Streits besaß dieses Volk die Kunst, nach Gelegenheit zu weichen und vorzurücken. Wenn ein Bataillon seinen Posten verließ, so ward es gleich durch ein anderes ersetzt. Die Officiere unterliessen niemals eine schnelle Hülfe dahin zu schicken, wo es nöthig schien. Im Hinterhaltlegen, Ueberrumpeln und andern Kriegslisten, die wir an

den geschicktesten Kriegern bewundern, waren sie sehr erfahren. Ihre Trommeln und andere Kriegsinstrumente machten ein solch schreckliches Getöse, daß es den Feind erschrecken konnte. Ausser den Pfeilen hatten sie auch Schleudern, hölzerne Wurfspieße, deren Ende am Feuer getrocknet waren, und fünf bis sechs Schuh lange Hassagayen. Sie hielten sie mit einem Riemen in Gestalt eines Bogens: die Spitze war von Fischgräten oder Kieselstein. Man eignete ihnen die Erfindung der hölzernen Keulen zu. Sie kannten die Schilder, und machten oft zu ihrer Vertheidigung Gräber. Sie pflanzten überdieß scharfe Spitzen auf, um diejenigen, die sie angriffen, zu verwunden. Sie vergifteten die Flüsse und Brunnen. Ob gleich dieses Volk vor der Nacktheit Entsetzen hatte, so gieng es doch ganz nackend zu Felde, und bemalte sich blos den Leib mit Farben, davon eine immer närrischer war, als die andere. Die Officiere oder Edeln trugen einen genähten baumwollnen Küraß, worauf allerhand Figuren wilder Thiere von erhabner Arbeit waren, und einen Helm, wo die Blumen und die kostbaren Steine einen prächtigen Anblick machten.

Die Flascalanen hatten Gärten, Brunnen, Bäder, Komödianten, Zwer-

ge und Bucklichte. Sie liebten Musik, Tanz und Gesang. Ihre Spiele glichen beynahe den mexikanischen. Ihre Religion war fast so gut, als ihre Politik. Sie beteten eine wunderbare Menge Götter und Göttinnen an, davon die Liebe die vornehmste Gottheit war, der sie auch die Herrschaft der Winde zuschrieben. Sie überredeten sich, daß sie durch andere Frauen bedient würde, welche sich zu ihrem Dienste versammleten, durch Schalksnarren und Zwergen, die in einer angenehmen Wohnung zu ihrem Zeitvertreibe dienten, und die Götter, welche sie verlangte, zu ihrer Gesellschaft einladen müßten. Ihr Tempel war sehr schön ausgeziert, und ihr Fest wurde alle Jahre mit einem Pomp gefeyert, welcher die ganze Nation herbey lockte. Die Laster hatten, so gut wie Tugenden, ihre Gottheiten. Der Muth, die Furchtsamkeit, der Geiz und die Freygebigkeit wurden unter wunderlichen Figuren verehrt. Die größte Verehrung erwieß man dem Gotte des Wassers und des Donners.

Doch erkannten sie ein oberstes Wesen; aber sie unterschieden es durch keinen Namen. Sie glaubten Belohnungen und Strafen in dem andern Leben; Geister, welche die Luft durchstreiften; neun Himmel zu ihrer und der Tugendhaften Wohnung. Sie waren überzeugt, daß

die Sonne und der Mond nach ihrem Laufe schlafen giengen. Das Feuer sahen sie für den Gott des Alters an. Nach ihrer Meynung, war die Welt ewig: aber sie glaubten, sie habe zweymal ihre Gestalt geändert; einmal durch die Sündflut; das zweytemal durch die Gewalt des Windes und der Stürme. Die Affen hielten sie für ausgeartete Menschen. Die Erde, meynten sie, würde im Feuer vergehn und ein Aschenhaufen bleiben, bis daß eine neue Hauptveränderung vorgienge.

Yskatlanen.

Die Yskatlaner erwählten einen Hohenpriester, welcher niemals aus dem Haupttempel gieng, und der sich nie einer Frau nähern durfte. Wenn er eines dieser Gesetze übertrat, so wurde er auf der Stelle in Stücken zerhauen, und seinem Nachfolger legte man alle Tage seine Gliedmaßen vor, um ihn an seine Pflicht zu erinnern. Wenn sich ein Jüngling verheyrathen wollte, so suchte er die Priester auf, welche ihn an einem Festtage auf die Höhe des Tempels steigen ließen, und ihm einige Haare mit den Worten abschnitten: Dieser Mensch will sich verheyrathen. Sie ließen ihn hernach wieder herunter gehn, und die erste Frau, die er auf seinem Wege traf, gehörte ihm. Aber da dieses Gesetz jedermann wußte, und die Ceremonie öffentlich geschah, so ver-

mie-

mieden die Frauen, welche keinen Geschmack an ihm fanden, sorgfältig ihm zu begegnen. Diejenige aber, die ihn zu heyrathen versprochen, gab sich alle Mühe, daselbst sich finden zu lassen. Also hatten diese Ehen nichts Sonderbares, als die Weise.

Guaxlotitlanen.

Bey den Guaxlotitlanen geschahen die Heyrathen, wie zu Mexiko; man knüpfte des Mannes Rock mit dem Schleyer der Frauen zusammen: aber bey Anklage des Ehebruchs mußte die Frau vor dem Kaziken erscheinen. Waren überzeugende Beweise ihres Verbrechens da, so wurde sie auf der Stelle getödtet, und in Stücken gehauen. Jeder Zeuge nahm sich ein Stück davon nach Hause zum Essen.

Yzepequen.

Die Gesetze der Yzepequen erlaubten den Männern, ihren Weibern, wenn sie untreu wurden, Nasen und Ohren abzuschneiden. Der, welcher sich über einen Diebstahl beklagte, mußte den Thäter angeben; und wenn er die Wahrheit seiner Anklage bewies, so mußte er selbst das Amt des Scharfrichters verwalten: allein wenn ihm die Beweise fehlten, so that es der Beklagte an ihm. Ehebruch und Diebstahl sind den Mexikanern um desto mehr verhaßt, da ihre Häußer ohne Fenster und Thüren sind, und also für diese Laster kein andrer Zügel ist, als die natür-

natürliche Ehrlichkeit und Strenge der Gesetze.

Teutitlanen. In der Provinz Teutitlan hatte man die entsetzliche Gewohnheit, die menschlichen Schlachtopfer zu schinden, und mit ihrer Haut sich zu bekleiden. In den Provinzen Uzila und Atlantlaca, wenn zu den Opfern die Sklaven fehlten, hatte der Kazike das Recht, unter seinen Unterthanen die Schlachtopfer zu wählen. Man nahm sie mit vieler Zurüstung aus ihren Hütten und tödtete die auf der Stelle, welche sich an den Altar nicht führen lassen wollten.

Mazatequen. Die Mazatequen hatten jährlich ein Fest, welches ihrer eignen Nation viel Blut kostete. Einige Tage vorher stiegen die Priester auf die Höhe des Tempels, ließen dem Volke ihre Instrumente hören, damit sie sich in ihren Häußern inne hielten. Sie verbreiteten sich so gleich in die Felder, und alle diejenigen, welche ertappt wurden, zeichnete man am Kopfe zu Schlachtopfern aus.

Tuatequen. Die Tuatequen hatten nur das ganze Jahr Ein blutiges Opfer. Sie ließen ein Kind, das noch in seiner Unschuld war, eine Henne und andere Thiere sterben; und da sie sich begnügten, die Götzen mit ihrem Blute zu besprengen, so überließen sie den Leib den Raubvögeln:

aber

aber auſſer dem Tempel tödteten ſie eine gewiſſe Anzahl Sklaven, und aßen deren Körper an einem öffentlichen Feſte.

Die Otemies opferten nur im Kriege Otemies.
erbeutete Sklaven: aber ſie hieben ſie in Stücken, ließen ſie kochen, und verkauften ſie in öffentlichen Fleiſchbänken. Einige ſpaniſche Mißionarien, welche ſich erdreuſtet hatten, unter ihnen zu leben, um ſie zu unterrichten, glaubten einige Zeit, ſie hätten den Gebrauch, menſchliche Opfer zu ſchlachten, gänzlich aufgegeben: allein nachdem eine anſteckende Krankheit in dieſem Lande viele Verwüſtung angerichtet, ſo verſammlete ſich die ganze Nation auf einem hohen Berge, um den alten Gottheiten ein junges Mädchen zu opfern. Vergebens bemühten ſich die Mißionarien, ſie davon abzuhalten: man verſicherte ihn, daß man mit Annehmung des neuen Gottesdienſts den alten nicht vergeſſen habe. Nach dem Opfer gieng das Volk ganz ruhig zu dem Unterricht der Mißionarien.

Ihre Gewohnheit bey Heyrathen war ſonderbar. Sie lebten mit allen Frauen frey bis an den Tag, welchen ſie zu ihrer Beſtimmung wählten. Hatten ſie ſich nun eine Frau erkohren, ſo verbrachten ſie eine Nacht mit ihr, und wenn ſie einen Fehler an ihr fanden, ſo hatten ſie die

Freyheit, sie wieder zurück zu schicken. Erklärten sie aber, daß sie mit ihr zufrieden wären, so konnten sie alsdann sie nicht mehr zurück schicken. Sie fiengen darauf an, für alle ihre Sünden Buße zu thun, vornemlich wegen ihrer Sünden mit andern Frauen. Sie beraubten sich daher zwanzig bis dreyßig Tage hindurch aller sinnlichen Vergnügungen, reinigten sich durch Bäder, und ließen sich an Ohren und Händen zur Ader. Die Frau mußte gleiche Strenge an sich selbst ausüben. Hernach verbanden sie sich wieder, und lebten bis in Tod mit einander. Dieses Gesetz aber gieng nur das Volk an: die Häupter der Nationen hatten viele Frauen.

§. 2.

Verschiedne Sprachen der Mexikaner.

Da wir keine Erklärung über die Sprachen aller in Mexiko befindlichen Nationen gefunden, so können wir auch nur davon eine schwache Idee geben. In der einzigen Provinz der Mistequen zählte man dreyzehn verschiedene. Herrera sagt, daß das Mexikanische nach und nach fast die allgemeine Sprache des Lands geworden, weil es die sanfteste und verfeinerteste sey, und da sie die Mißionarien in ihren geistlichen Gesängen gebraucht, so ver-

verbreite sie der Geschmack der Indianer für den Gesang von Tag zu Tag. Ueberdieß wuchs die Macht der Kaiser mehr und mehr, und alle unterjochteten Völker nahmen die Sprache der Sieger an.

Sechster Artikel.

Klima, Winde, Ebbe, Bäume, Pflanzen, Früchte, Blumen, Thiere, Mineralien, und s. w. in Neuspanien.

§. 1.

Klima, Winde und Ebbe.

Es ist sehr schwer, einen Begriff von der Verschiedenheit des Klima in Neuspanien zu geben: wir wollen den Mittelpunkt zur Richtschnur nehmen. Die Provinz Mexiko genießt einer solchen gemäßigten Luft, daß man nach dem Ausdrucke eines Reisenden, fast zu gleicher Zeit Kälte und Wärme hat, das heißt, Kälte im Schatten und Wärme, wenn man der Sonne ausgestellt ist; folglich ist weder die eine noch die andere zu allen Jahrszeiten ausserordentlich. Doch beklagen sich die Einwohner des Morgens über die Kälte, und über die zu große Hitze am Tage vom Monat Merz bis Julius, welches man ihrer Weichlichkeit

zuschreiben muß. Nach dem Monat Julius kühlt der häufige Regen die Luft eben so ab, wie in den Theilen von Ostindien, die eine gleiche Lage haben. Vom Monat September bis Merz sind sie aber nicht so häufig und stark. Die kalten Nächte, welche im November anfangen und bis in Februar dauern, benennen sie Winter; aber dem Europäer gefällt diese Jahrszeit am besten. Ueberhaupt befinden sie sich in dem weder zu heißen noch zu kalten Klima am besten. Es ist kein Jahr, wo nicht dreymal Ernte ist. Die erste fällt im Junius von der Oktobersaat, und heißt Wasserernte; die zweyte im Oktober von der Juniussaat, und heißt die zeitige; die dritte, welche die zufällige genennt wird, weil sie nicht so gewiß ist, und auf der Beschaffenheit der Luft beruhet. Man säet im November auf dem Abhange der frischen Gebürge. Eine beständige Erfahrung hat bewiesen, daß der Maiz, der die ordentliche Nahrung des Landes ist, weit mehr bringt, wenn er zwischen den Monaten Merz und May gesäet wird. Da die Feuerberge, womit Neuspanien angefüllt ist, zu der Zeit am meisten toben und speyen, so schließt man, der Erdschwefel sey in einer dieser Getraideart angenehmen Bewegung.

Dampier bemerkt, gewisse Winde der Küsten wären eben dieselben, die in Guinea sind, und von der Breite des siebzehnten bis zum zwanzigsten Grade, von der Nordseite nemlich, sind sie fast beständig westlich. Unter die veränderlichen Winde sind die ungewissensten und unregelmäßigsten diejenigen, welche zwischen dem Kap Gracias de Dias und dem Vorgebürge la Vela wehen. Der gewöhnlichste ist zwischen Nordost und Ost. Er bläset beständig zwischen dem Merz und November, ausgenommen, wenn er von den Orkanen zurückgestoßen wird, welche sich beständig gegen den Wind erheben, und auf dieser Küste in den Monaten May, Junius, Julius und August sind. Winde.

Die Landwinde sind von äußerster Heftigkeit in der Kampeschenbay, und ihre Stärke erhält sich zwey bis drey Meilen ins Meer. Mitten in der Bay, wo das Land von Osten gegen Westen läuft, sind die Landwinde gegen Norden, und die Meerwinde gegen Süden. Sie fangen gegen sieben oder acht Uhr des Abends zu blasen an, und dauern, vornemlich in der trocknen Jahrszeit, bis sieben oder acht Uhr des Morgens. In der Ochseninsel, welche in dieser Bay liegt, sind die Landwinde sehr frisch, und bringen den Geruch der darauf befindlichen Ochsen

und Kühe so weit, daß die Steuerleute, als sie in der Dunkelheit der Nacht nahe an dieser Küste segelten, die Insel an diesem Merkmale erkannten, sonst hätten sie sich zu sehr nach Westen abgewendet.

Die Landwinde sind auch noch sehr gut in dem mexikanischen und honduraschen Meerbusen; aber an den Vorgebürgen und Spitzen fehlt dieser Wind mehr oder weniger, nachdem daß sie den Seewinden mehr oder weniger ausgesetzt sind.

Von der Südmeer-Seite haben die Bayen auch ihre frischen Landwinde; aber in einigen erheben sie sich nur gegen Mitternacht, und gegen Norden sind sie in der feuchten Jahrszeit nicht so gewiß, als in der trocknen. Die kleinsten Bayen bis an die Heiden genießen des Vortheils der Landwinde. Ueberhaupt sind diese Winde nach Beschaffenheit der Spitzen und Küstenkrümmungen mehr oder weniger schwach.

Die Kampeschenbay ist nur den Winden unterworfen, welche im Februar, Merz und April wehen. Man heißt sie **Summasenta**: es sind weder Land- noch Seewinde, und von einander in der Dauer gleichmäßig unterschieden; doch wehen sie zum Theil auf dem Lande. Ihr Lauf ist von Ostsüdost und dauert manchmal eine ganze Woche ohne Unterbre-

chung.

chung. Sie sind frisch und trocken. Die Schiffe, welche von Triest mit diesen Winden abgehn, kommen nach den Kap Concedevo in drey bis vier Tagen; aber mit jedem andern kann diese Reise in nicht weniger, als acht bis zehn Tagen gemacht werden. Ob sie gleich nicht so kalt sind, als die Landwinde, so sind sie es doch mehr, als die Seewinde, und stärker als alle beyde. Gemeiniglich werden sie in der Zeit der niedrigsten Flut empfunden.

Im Südmeere zwischen dem weißen Vorgebürge und Realejo, an der mexikanischen Küste, das heißt, in einer Entfernung von achtzig Meilen, findet man einen Wind, welchen die Spanier Popagajos nennen, und welcher nur im Monat May, Junius und Julius herrscht. Er wehet Tag und Nacht ohne Aufhören, und dauert manchmal acht Tage hinter einander. Dieser Wind ist frisch, aber nicht heftig.

Der mexikanische Meerbusen ist drey Arten Sturm unterworfen, welche alle Jahre beynahe in einer und eben der Zeit wieder kommen, und sie werden durch verschiedene Merkmale angekündigt.

Ueberdieß giebt es in diesem Meerbusen Nordwinde, welche zwischen dem Monat Oktober und Merz mit äußerster Heftigkeit wehen. Sie fehlen niemals bey

vollem Mond, und helles und klares Wetter geht gemeiniglich vorher. Die Vorbedeutungen sind eine ausserordentliche Ebbe, dabey man einen oder zwey Tage kaum eine Flut spüret; die Flucht der Seevögel; eine sehr schwarze Wolke, welche gegen Nordwest erscheint, und sich zehn bis zwölf Grad über den Gesichtskreis erhebt. Der Rand scheint sehr glatt zu seyn. Wenn sie so hoch gestiegen ist, als sie gemeiniglich zu steigen pflegt, so bleibt sie zwey bis drey Tage ohne die geringste Bewegung. Der Sturm fängt alsdann an, und tobet. Man bereitet sich mit der größten Vorsicht dazu. Kurz, diese Himmelsgegenden sind Orkanen und entsetzlichen Stürmen ausgesetzt.

§. 3.

Bäume, Pflanzen, Früchte, Blumen.

Die Reisenden malen uns Mexiko als eine der fruchtbarsten Gegenden des Erdballs ab. Ausser den natürlichen Produkten ist es seit der Eroberung, mit allen europäischen Pflanzen bereichert worden, die sich in diesem schönen Klima vervollkommet haben. Wir werden hier nur von den vornehmsten Gewächsen reden.

Kakao. Den ersten Platz geben wir dem Kakaobaum, welcher seinen Ursprung aus

Mexiko

Mexiko hat, und den vornehmsten Reichthum daselbst ausmacht. Man säet ihn, mit dem Keime in die Höhe, in ein warmes und feuchtes Land und bedeckt ihn sorgfältig. Nach Verlauf von vierzehn Tagen sproßt er aus der Erden; aber er wächst zwey Jahre, ehe er zur Höhe von zwey Spannen gelangt: alsdann verpflanzt man ihn, und läßt alle Erde, die um seine Wurzel ist, dabey: zur Befestigung legt man einen Pfahl an, und pflanzt Fruchtbäume darum, um ihm Schatten zu geben. Man schneidet sorgfältig alle Sprossen ab, welche am Fuße heraustreiben. Man rottet alle böse Kräuter aus, welche um seine Gegend wachsen. Man muß ihn vor der Kälte, großer Menge Wasser und gewissen Würmern, die ihn benagen, verwahren. In einer Zeit von fünf Jahren kömmt er zu einer Höhe von fünf Spannen, und wird so dick, wie eine Faust. Er fängt dann an, Früchte zu tragen. Seine Blätter haben die Gestalt der Kastanienblätter, aber sind viel schmäler. Die Blüthe bricht am Stamme und an den Aesten hervor. Es bildet sich daraus eine Schote, welche die Figur des indischen Korns hat, ist grünlicht vor seiner Reife, und braune in der Reife: aber manchmal weiß, gelb und blau. Die Kakao-Körner oder Mandeln sind mit einer schleimigen Sub-

stanz bedeckt. Ihre Ernte geschieht kurz vor dem Neumond. Man läßt die Frucht drey Tage lang im Schatten trocknen, legt sie hernach an die Sonne wiederum drey Tage, womit man so lange abwechselnd fortfährt, bis daß sie trocken ist. Man bemerkt, daß die Oerter, wo Kakaobäume gepflanzt sind, nicht sehr gesund sind.

Die Vanille. Die Vanille ist ein indisches Rohr von der Dicke eines Fingers, welches sich wie der Epheu um Pomeranzenbäume windet. Ihre Schoten sind grün; aber wenn sie trocken sind, werden sie hart und schwarz. Die Vanille wächst vorzüglich an der Mittagsküste von Neuspanien.

Die Achiote. Die Achiote wächst auf einer Staude in runden und mit rothen Körnern angefüllten Schoten, die man erst in einen Teig bringt. Man trocknet ihn alsdann, macht daraus runde Kügelchen, Kuchen, oder kleine Ziegelsteine. Man verfertigt aus der Rinde dieser Staude viel festere Seile, als aus Hanf. Ihr Kern giebt eine rothe Farbe. Sie wird mit unter die Chokolate genommen, deren Farbe und Geschmack sie erhöhen soll.

Langer Pfeffer. Man hat in Mexiko vier Arten langen Pfeffers; eine heißt man Chilchote, die andere ist kleiner, und heißt Chiltorpin. Diese beyde Arten sind sehr beissend. Die

dritte,

dritte, Tonalchiles genannt, ist mittelmäßig hitzig. Die Indianer essen sie zu ihrem Maizbrode, wie wir andere Früchte essen. Die vierte, Chilpelague genannt, hat eine sehr breite Schote, und ist nicht so gelinde, als die dritte Art, noch so beissend, als die erste. Man braucht sie zur Chokolate.

Die Metl ist diejenige Distel, die wir oben angezeiget haben. Man bauet sie, wie den Wein in Europa. Sie hat beynahe vierzig, ganz von einander unterschiedne Blätter, und die zu verschiednem Gebrauche dienen. Wenn sie noch zart sind, so macht man daraus Konfekt, Papier, Garn, Mäntel, Matten, Schuh, Gürtel, Seile, Wein, Weineßig und Brandtewein. Sie sind mit einer Art so starken und spitzigen Dornen bewafnet, daß man eine Art Sägen davon macht, um das Holz zu sägen. Die geröste Rinde heilt die Wunden, und das Harz, welches aus den Aesten fließt, ist ein vortreflicher Gegengift gegen alle Gifte. Wenn diese Staude sechs Jahr hat, so nimmt man die Blätter aus der Mitten, macht darinn ein Loch, in welchem sich ein Saft sammlet, welchen die Indianer jeden Morgen sammlen, und in Gefäßen aufbewahren. Dieses kann man einen ganzen Monat hindurch thun, nach Verlauf desselben aber trocknet die Pflanze, und treibt

Metl.

Sprößt-

Sprößlinge. Der Saft, welchen man aus dieser Staude erhält, ist so süß, wie Honig, wenn er frisch ist; nach einiger Zeit bekömmt er die Stärke des Meths, und ist für viele Krankheiten gut. Die Indianer legen eine Wurzel hinein, welche ihn wie den Wein zum Kochen und Gähren bringt. Er wird stark und macht trunken. Man zieht auch einen Brandtewein davon ab, welcher viel Stärke hat. Man nennt diese Pflanze auch Pulque oder Pulcre.

Atolle oder Anate. Die Atolle oder Anate ist eine rothe Blume, welche auf einer Staude gleiches Namens wächst, und welche nicht allein zu den Bestandtheilen der Chokolate der Merikaner, sondern auch noch zu einem andern Getränke und zur Färberey kömmt. Sie wächst vornemlich um Guatimala. Man pflanzt sie noch in einigen andern Gegenden von Neuspanien und auf vielen Inseln. Die Staude treibt sieben bis acht Fuß in die Höhe. Man wirft die Blume in eine mit Wasser angefüllte Cisterne. Man schüttelt sie oft herum, und sie löst sich in einem flüßigen Schlamm auf. Hat er sich gesetzt und hat man das Wasser abgezogen, so macht man daraus Kuchen oder Ziegelsteine, welche man an der Sonne trocknen läßt.

Silvester. Der Silvester ist ein Kern eines Baums in Meriko, welcher dem Kochenille-

nillebaum gleicht. Die Blume ist gelb, und die Frucht roth. Ist die Frucht reif, so eröfnet sie sich, und der Kern fällt heraus. Die Indianer, um sie zu sammeln, breiten ein Tuch unterm Baum und schütteln ihn. Der Silvester färbt beynahe so schön, als die Kochenille, und gleicht ihr auch sehr: aber seine Farbe wird nicht so geschätzt. Die Spanier haben es lange Zeit verheelt, woher die Kochenille und der Silvester gewonnen ward.

Kochenille.

Die Kochenille ist ursprünglich aus Mexiko. Es ist ein Insekt, welches aus einer Art Frucht entsteht. Die Staude, welche es trägt, ist mit Dornen umgeben, und mag wohl fünf Fuß hoch seyn. Sie gliche dem stachlichten Birnenbaume, wenn seine Blätter breiter wären, und er eine dickere Frucht hätte. Am Gipfel trägt sie rothe Blumen. Diese Blumen legen sich in ihrer Reife über die Frucht, die sich alsdann zu öfnen anfängt: sie bedecken sie so vollkommen, daß weder der Regen noch der Thau das Innerste naß machen kann. Nach abgefallener Blume öfnet sich die Frucht, zwey Zoll breit: man findet sie mit lauter kleinen rothen Insekten angefüllt, deren Flügel ausserordentlich klein sind. Da sie darinn geboren sind, so würden sie aus Mangel der Nahrung darinn sterben, weil sie schon die Frucht aufgefressen, welche ihnen das

Leben

Leben gegeben, und würden in ihrer Hülle verfaulen, wenn man nicht die Vorsicht brauchte, sie heraus zu nehmen, so bald sich die Frucht eröfnet hat. Man breitet unter dem Baum ein breites Tuch, schüttelt die Aeste mit Stöcken und zwingt das Insekt, herauszukriechen. Es fliegt um den Baum herum, aber durch die Sonnenhitze fällt es fast so gleich herunter auf das Tuch. Es stirbt darauf, und man läßt es zwey bis drey Tage trocknen. Vom roth, das es war, scheint es auf dem Tuche schwarz, und bey dem Trocknen weiß. Und das ist das Insekt, woraus der Scharlach bereitet wird. Die Spanier geben dem Kochenillebaume den Namen Tuna. Man findet große Pflanzungen in den Provinzen Guatimala, Chiapa, und Guaxaka.

Stachlichter Birnbaum.

Der stachlichte Birnbaum oder die Raquette liebt trocknen und sandigten Boden. Seine Blätter machen ein an einem ihrer Enden verlängertes Oval. In ihrer natürlichen Länge sind sie sieben bis neun Zoll lang, drey bis viere breit, und neun bis zehn Linien dick. Das Häutchen ist grün, dünne, und an den Orten glänzend, wo sie nicht mit Dornen besetzt sind. Das Mark ist weißlicht, biegsam, und wie eine etwas welke Rübe beschaffen, und von einem Geschmacke, welcher ohne eine kleine Bitterkeit, den es

im

im Munde zurück läßt, ganz unschmackhaft seyn würde. Die Enden sind mit kleinen Büschelchen von graden, kurzen und spitzigen Dornen besetzt, die beyden Flächen sind es auch; aber die Büschelchen sind dicker, und die Dornen länger und stärker. Sie stehn einen Zoll weit von einander und regelmäßig, wie eine V gesetzt. Wenn der Stengel zwey bis drey Fuß in der Höhe hat, so bringt er eine Frucht in Gestalt einer Feige, hervor. Sie ist Anfangs grün und hart: aber im Wachsen verändert sie die Farbe. Sie wird nach und nach roth, und bekömmt eine hohe feuerrothe Farbe, wenn sie reif ist. Aus ihrem Mittelpunkte geht eine Art Tulpe von Pomeranzenfarbe. Diese Blume ist nicht dicke genug, um grade zu stehn: sie legt sich über die Frucht zwey Tage darauf, wenn sie aufgeblühet ist, verwelkt, trocknet und fällt ab. Die Frucht platzt auf, wie ein Granatapfel oder eine Feige. Das Innere scheint mit kleinen Körnern einer schönen rothen Leibfarbe angefüllt zu seyn. Diese sind mit einer dicken Materie, wie Gallert, umhüllt, vom schönsten Roth von der Welt, und von einem sehr angenehmen Geschmack, mit einer etwas beissenden Schärfe, der den Appetit schärft, und sehr erfrischet: aber die Schale dieser Frucht ist mit so feinen, stechenden und so sehr zerbrech-

brechlichen Stacheln versehn, daß man sie nicht berühren kann, ohne die Hände davon voll zu bekommen und blutig zu machen. Sie gehn durch die besten Handschuhe, und verursachen ein unerträgliches Jucken. Um sie also mit heilen Händen zu sammlen, scheidet man sie von ihrem Stengel mit einem Messer, schneidet an jeder Seite ein kleines Scheibchen mit eben dem Messer ab, damit man die stachlichte Haut bequem abschälen kann. Wenn sich einige Tage darauf die Frucht von selbst geöfnet, so hat sie fast keine Festigkeit mehr, und gleicht alsdann einer flüssigen Gallert: man ißt sie mit einem Löffel. Ihr Saft macht in das leinene Zeug Flecken, und färbt den Urin; aber verursacht keine üblen Zufälle, sondern ist vielmehr für viele Krankheiten gut.

In dieser Frucht findet man das Insekt, welches der Pater Labat Kochenille nennt. Sie ist, sagt dieser Reisende, beynahe von der Größe einer dicken Wanze. Ihr Kopf unterscheidet sich gar nicht von dem übrigen Leibe, als durch zwey kleine Augen und eine kleine Schnautze. Unten am Bauche sind sechs Füße, drey nemlich zu jeder Seite. Jeder hat drey Gelenke, und ist an einem Ende so dick, als an dem andern. Der Rücken dieses Thiers ist mit zwey Flügeln bedeckt, welche nicht so

breit

breit sind, als der Fliegen ihre. Ohne über die Länge des Leibes hinaus zu gehn, umfassen sie doch die ganze Rundung desselben. Sie sind so fein, daß sie das Thier zum Fliehen nicht gebrauchen kann. Mit denselben aber hält es sich doch einige Augenblicke in der Luft, und verzögert ein wenig seinen Fall, wenn man es aus der Frucht stöbert, welche es ernährte. Die Sonnenhitze verursacht ihm gleich den Tod. Der Pater Labat versichert, daß nach seinen Beobachtungen dieses Thier seinen Ursprung in der Raquettenfrucht nicht habe, sondern daß es seinen Saamen gleichgültig auf alle Bäume, auf die es kömmt, ausstreue, und wenn es ausgekrochen, sich in alle Früchte begäbe, woraus es seine Nahrung ziehen kann, die ihm seine Farbe mittheilt. Auch sieht man, daß sich die Farbe des Thiers ändert, nach dem daß die Frucht mehr oder weniger gefärbt ist. Wenn das Thier eine gewisse Dicke erhält, so ist es wahrscheinlich, daß es die Kraft zum Fliehen bekömmt, und die Gestalt wie Seidenwürmer und andere Insekten verändert. Alsdann giebt es seinen Saamen von sich, und entsteht wieder.

Dieses Insekt verdoppelt sich wunderbar. Man findet eine unglaubliche Menge davon, ungeachtet die Hühner, Ameisen und Würmer, welche sie begierig su-

chen, sie vernichten. Das ist das Thier, woraus die schöne Farbe wird, welche wir unterm Namen Scharlach kennen.

Man kann sehr leicht die Raquetten vermehren. Man pflanze nur eines ihrer Blätter halb in die Erde, so schlägt es Wurzeln, und bringt in kurzer Zeit viele Früchte. Nach der Meynung eben dieses Reisenden, könnte man einen beträchtlichen Vortheil daraus haben, wenn man die Kochenillen vermehrte, welche der Grund zu einer sehr großen Handlung seyn würden, und man könnte in unsern Kolonien eine Menge unnützes Land dazu brauchen, das zu abgenutzt und zu mager ist, um Zuckerrohr, Taback, Indigo, Ruku, Maniok ꝛc. zu tragen. Ueberdieß besitzt die Raquettenfrucht viele Kräfte.

Aguacate. Die Aguacate oder Avorat ist Neuspanien ganz besonders eigen: man findet sie in den philippinischen Inseln und Eylanden des Nordmeers nur, weil man sie dahin verpflanzet. Ihre Frucht hat gemeiniglich die Gestalt einer Birne, und manchmal einer Limone. Ihre Farbe ist von aussen grün, und inwendig weiß, und sie hat eine dicke Nuß in der Mitte. Man ißt sie gekocht, oder roh mit ein wenig Salz, weil sie süß ist. Man thut auch Zucker, Limonensaft und geröste Plantanen dazu. Alle Reisende gestehn einmüthig,

thig, daß sie von einem vortreflichen Geschmacke und Safte ist, selbst roh und mit Salz gegessen. Man preßt aus ihrer Nuß ein Oel, welches dem bittern Mandelöle sehr nahe kömmt. Die Baumblätter geben einen sehr angenehmen Geruch: sind trocken, und im zweyten Grade warm.

Der Sapotier hat den ersten Rang unter den Bäumen seiner Art, in Ansehung der Güte seiner Frucht, welche die schwarze Sapotille heißt. Der Baum ist büschigt und von der Größe eines Nußbaums; aber seine Blätter sind kleiner und grüner. Die Frucht ist rund und mit einer sehr feinen Rinde umgeben. Ihr Fleisch hat die Farbe und den Geschmack der Caßia: man findet darinn vier kleine Nüsse. Ehe sie reif ist, vergiftet sie das Getränke, und wenn sie reif ist, giebt man sie den Kranken ein.

Die andere Art ist die weiße Sapotille, welche auf einem Baume wächst, welcher dem Birnbaume sehr gleicht, und nur durch die Weiße ihres Fleisches unterschieden ist. Man schreibt ihr die schlaferregende Kraft zu.

Die dritte Art, welche die Saussapotille heißt, ist die Frucht eines Baums, welcher dem vorhergehenden sehr gleicht, aber dessen Aeste viel schöner sind. Ihr

Geschmack hat etwas beißendes, und ist äußerst angenehm. Ihre Rinde ist gelb und grün; ihr Fleisch angenehm, und hat nur zwey Körner.

Die vierte Art ist die kleine, welche man schlechtweg Sapotille nennt. Der Baum, der sie hervorbringt, ist büschigter und größer, als die andern. Die Frucht ist purpurroth von aussen, und inwendig von lebhafterer Purpurfarbe. Sie hat vier kleine Körner, davon jeder in einem Fache besonders liegt. Man giebt ihr, in Ansehung des Geschmacks, vor allen Früchten der warmen Gegenden den Vorzug. Man macht auch daraus eine sehr angenehme Latwerge, welche die Zähne rein hält, wenn man sie oft kaut.

Mamey. Der Mamey von Neuspanien unterscheidet sich von dem Mamey der spanischen Insel nur durch die Farbe seiner Frucht, welche von aussen gelb, inwendig aber roth ist, und einen violblauen Kern hat. Die Mandel, welche dieser Kern einschließt, ist bitter und heißt Peste. Man schreibt ihm viele Kraft bey, vornemlich bey den Klistieren.

Die Frucht, welche man Granadille nennt, wächst in Neuspanien, auf einer dem Epheu ähnlichen Pflanze. Sie windet sich um einen Baum, und bedeckt ihn ganz mit seinen Blättern. Die Frucht

ist von der Größe eines Eys, glatt, gelb, auswendig grün, inwendig weißlicht, und hat Beeren, die gar sehr den Weinbeeren gleichen. Sie verbindet mit ihrem feinen Geschmacke eine angenehme Säure, die sie zum Leckerbissen der Frauenzimmer macht. Careri giebt vor, man fände alle Instrumente des Leidens Christi in ihrer Blume, wie in der chinischen Granadille.

Die Frucht, welche den Namen Nuchtli Nuchtli führt, ist in ganz Amerika verbreitet; aber die, welche in Neuspanien wächst, ist die beste, und wird am meisten geschätzt. Es ist eine Art Feige, deren Fleisch mit mancherley Körnern vermischt ist, die aber größer sind, als sie in Feigen zu seyn pflegen. Sie ist wie die Mispel gekrönt. Man zählt deren verschiedne Arten, welche alle an Farben verschieden sind. Einige von aussen grün, andere gelb, andere fleckigt. Der weißen giebt man den Vorzug. Sie hat den Geschmack der Birne und der Weintraube. Sie hält sich lange. Ihre vornehmste Eigenschaft ist, daß sie sehr erfrischt, welches sie im Sommer sehr kostbar macht. Die, welche in bebautem Lande wächst, hält man für die beste. Gage erhebt eine rothe Art: aber man bedient sich derselben wenig, weil sie den Mund, das Leinenzeug und den Urin

blutroth färbt. Diese Wirkungen beunruhigten die ersten Spanier, die davon aßen. Sie hielten es für Blut, das sie verloren hätten, nahmen ihre Zuflucht zu den Aerzten, und die Mittel, welche sie zur Heilung eines eingebildeten Uebels anwendeten, verursachten ihnen wahre Krankheiten. Die äußere Haut dieser Nuchtli ist dicke und mit kleinen Stacheln angefüllt, aber wenn man sie bis auf die Kerne öfnet, so zieht man die Frucht gar leichte heraus, ohne sie zu zerbrechen. Heut zu Tage machen sich die Spanier damit Kurzweil, was ihnen sonst lebhafte Unruhe erweckte, und bieten den ankommenden Fremden von dieser rothen Nuchtli an. Sie legen auch die Frucht ganz in eine Serviette, und schütteln sie. Die kleinen Stacheln, welche fast unkennbar sind, hängen daran, ohne daß man sie sieht, und die, welche sich mit der Serviette den Mund abwischen, befinden, daß ihre Lippen zusammen geklebt, ja so gar so zusammen genäht sind, daß sie die Sprache verlieren. Sie empfinden keinen Schmerz davon; aber von dieser Verwirrung befreyen sie sich nur, nachdem sie sich lange Zeit gewaschen und gerieben haben. Der Baum, worauf die Frucht wächst, ist sehr dornigt. Seine Blätter sind von einem dunkelgrauen Grün, und wachsen über einander. Wenn

man

man sie pflanzt, werden sie zu Bäumen. In trocknen und unfruchtbaren Ländern dienen sie zum Essen und Trinken. Man ißt nemlich die Frucht, und trinkt den Saft der Blätter.

Der Baum, welcher die Cocosnuß trägt, ist zu bekannt, als daß wir hier davon eine Beschreibung zu geben hätten. Wir werden blos von dem Cocospflaumenstrauche reden, welcher in gewissen Gegenden von Neuspanien sehr gemein ist. Er hat sieben bis acht Fuß in der Höhe. Seine Aeste breiten sich sehr aus: er hat eine schwarze und glatte Rinde. Seine Blätter sind sehr groß, eyrund und dunkelgrün. Die Frucht ist von der Größe unserer großen Pflaumen, aber rund. Doch finden sich auch weiße, schwarze und röthliche. Die Haut ist sehr dünne und glatt, das Fleisch weiß, weich und schwammigt, und läßt sich mehr mit der Zunge ausdrücken, als zerbeißen. Sie enthält einen dicken Kern, dessen Mandel weich ist. Dieser Baum liebt das Seeufer, und wächst im Sande; aber seine Pflaumen sind daselbst sandigt, ob sie gleich in den andern Oertern weich, angenehm und trocken sind. Cocospflaumenstrauch.

Der Weinstock von Neuspanien ist ein Baum von zwey bis drey Schuh im Umfange, und sieben bis achte in der Höhe. Der neuspanische Weinstock.

he. Oben auf der Spitze treibt er eine Menge Aeste, dessen Zweige dick und groß sind. Seine Blätter gleichen gar sehr den Epheublättern, aber sie sind breiter und dichter. Die Frucht hat die gewöhnliche Größe einer Weinbeere, und wächst traubenweise an allen Theilen des Baums. Im Reifen wird sie schwarz, ob sie gleich inwendig röthlich ist. Ihr Kern ist sehr groß, und läßt ihr wenig Fleisch; aber sie ist angenehm und gesund. Der Stamm und die Aeste machen ein sehr gutes Brennholz.

Campecheholz. Wir haben von dem Campecheholz bey dem Artikel der Bay gleiches Namens geredet.

Merikanischer Abrikosenbaum. Der Baum, welchen die Spanier den merikanischen Abrikosenbaum genannt, ist höher, als unsere größten Eichen. Seine Blätter gleichen den wilden Lorbeerbaumblättern, und seine Rinde der Birnbaumrinde. Das Fleisch seiner Frucht ist wenig von unsern Abrikosen unterschieden, ob ihre Figur gleich mit derselben nichts ähnliches hat. Sie ist von der Größe einer Melone, und mit einer harten und dicken Haut umgeben. Sie übertrift am Geschmack und Geruche gar sehr die Abrikose. Die Spanier pflanzen diesen Baum in großer Menge, und machen seine Frucht ein. Sie haben ihn

auch

auch nach Hispaniola verpflanzt, wo man bemerkt, daß der Geruch der Frucht die wilden Schweine an sich zieht, und die, welche sich damit nähren, ein gutes Fleisch haben.

Die Provinzen Chiapa und Guatimala bringen Bäume hervor, welche einen weißen Balsam geben, der aber nicht so sehr geschätzt wird, als der Tolluſche um Carthagena. Die Fichten in Neuspanien sind von einer mittelmäßigen Höhe, und tragen nur eine Art Aepfel, welche an den Höckern, Knoten und andern Auswächsen des Baums wachsen. Die Blätter dieses Baums sind gleichsam in einander eingewickelt, so daß sie sich nur an der Spitze aus einander breiten. Sie sind sehr dicke, zehn bis zwölf Zoll lang, und so zusammen geschlossen, daß sie das Regenwasser in sich zurück behalten. Man hat schon bemerkt, daß es für diejenigen, welche Durst leiden, eine vortrefliche Hülfe ist. Man läßt das Regenwasser heraus fließen, indem man mit dem Messer in die Blätter schneidet, und nimmt es mit seinem Hut auf, um es zu trinken. Akosta sagt, die Aepfel dieses Baums hätten einen sehr angenehmen Geschmack: man schnitte sie in Stücken, tauche sie in Wasser und Salz ein, und äße sie so.

Der Molle ist ein mexikanischer Baum. Molle.
Man schreibt ihm große Kräfte zu. Ei-

nige glauben, er sey ursprünglich aus Peru: aber er kommt in Neuspanien weit besser fort. Man zapft aus seinen Zweigen eine Art Wein oder Saft, von dem man verschiednen Gebrauch macht.

Palto. Der Palto ist ein großer Baum: er hat zur Frucht eine Art Aepfel, deren Fleisch sehr weich ist, und einen Kern hat. Er ist am Geschmack sehr gut, und sehr gesund; und wächst auch in Peru.

Chicapotes. Die Chicapotes sind eine vortrefliche Frucht, welche in den warmen Ländern wächst. Die Mexikaner machen daraus eine Art Marmelade, welche an Geschmack und Farbe der Quittenlatwerge ähnlich ist.

Annone. Die neuspanische Annone übertrift die philippinische und alle übrige amerikanische.

Capollies. Die Capollies sind eine Art Kirschen, deren Kern dicker ist, als der unsrigen ihre. Diese Frucht ist sehr angenehm. Es scheint, nach dem Zeugnisse vieler Reisenden, daß sie nur in Mexiko fortkömt.

Baumwolle. Die Baumwolle ist in Mexiko sehr gemein. Sie wächst auf Sträuchern, wie in Asien, und auf großen Bäumen.

Amatcastic. Der Amatcastic, den viele Reisende Texcalamatl oder Tepeamatl nennen, ist ein großer Baum, welcher so breite Blät-

ter hat, als der Epheu, die purpurroth und beynahe wie ein Herz gestalt sind. Er trägt eine Art kleiner Feigen von einer Röthe, die auch ins purpurfarbne fällt, und mit einem kleinen rothen Kern angefüllt sind. Als ein Decokt ist er sehr gut für das Fieber. Er führt die Galle durch Brechen und Stuhlgang ab.

Der Capalxocotl hat seinen Namen von der Aehnlichkeit seines Geruchs mit des Kapalbaums seinem, den man auch Pompoque nennt. Er gleicht unserm Kirschbaume. Seine Frucht sind kleine süsse, aber sehr anziehende Aepfel. Ihre vornehmste Eigenschaft ist in dem Safte, welcher klebrig ist, und sehr gut für die Ruhrfieber gehalten wird. Capalxocotl.

Der Guahuayohuatli oder Guahtlalazin ist ein sehr großer Baum, dessen Stamm sehr dick, roth und krumm ist, und viele Aeste giebt. Seine Blätter gleichen dem Laube des Adlefe oder Rhododendria, das ist, sie sind lang und schmal. Seine Frucht ist rund, aber glatt, wie die Seebohnen, und nicht so dick. Fünf bis sechs dieser Art gebratner und in Wein geweichter Mandeln machen ein vortrefliches Abführungsmittel. Aber man muß davon das Häutchen abschälen, womit sie bedeckt sind, und die sie in der Mitte theilet. Ximenes sagt, die Guahuayohuatli, oder Guahtlalazin.

Frucht,

Frucht, wenn sie reif sey, mache viel Geräusch, wenn sie geöfnet würde, und fliehe so weit, als wenn sie aus einem Gewehre geschossen würde. Der Baum, sagt er, ist groß; sein Laub gleicht den Maulbeerbaumblättern, aber es ist breiter, am Rande gezackt, und durch eine Menge kleiner Adern getheilt. Sein Stamm ist röthlicht; seine Frucht rund, aber platt und wie die Melone gestreift. Er enthält ein Dutzend runde und weiße Körner. Zwey sollen hinreichend seyn, um alle schädlichen Feuchtigkeiten, vornemlich den Schleim und die Galle abzutreiben. Man muß auch die Haut abschälen, die sie scheidet, indem sie das Schneiden verursachen kann. Man muß sie braten, und in Wasser weichen lassen, und sie nüchtern nehmen. Laet macht sehr viel daraus.

Xahuali. Der Xahuali ist ein sehr schöner Baum, dessen Laub den Eschenbaumblättern gleicht. Sein Holz ist schwer, und gelb gesprengelt. Seine Frucht gleicht dem Pfeffer, aber hat keine Krone. Die Indianer machen daraus ein Wasser, womit sie sich zu ihrer Stärkung und Schwärzung die Beine und manchmal den ganzen Körper waschen. Vergebens wäscht man sich alsdann, um die schwarze Farbe wegzubringen; sie verschwindet nur erst nach vierzehn Tagen,

aus-

ausgenommen an den Nägeln, die nicht eher wieder in ihren natürlichen Zustand kommen, als wenn sie wachsen, und in dem Maaße abgeschnitten werden.

Coatl oder Tlapalezpotli.

Coatl, oder Tlapalezpotli ist ein großer Strauch, welcher manchmal zur Höhe eines Baums steigt. Sein Stamm wird gemeiniglich sehr dick. Die Blätter davon gleichen dem Erbsenlaube; sie sind klein, länglicht, dunkelweiß, und stehn wie eine Aehre beysammen. Das Holz ist kalt und feuchte, und färbt das Wasser blau. Man hält es zur Reinigung der Nieren und Blase, und zur Milderung der Schärfe des Harns für ein vortrefliches Mittel. Die Spanier bringen es nach Europa unter dem Namen: nephretisches Holz. Wenn es vierzehn Tage im Wasser geweicht hat, so hört es auf zu färben, und verliert alle seine Kraft.

Higuero.

Der Higuero hat die Blätter, die Gestalt und Größe eines Maulbeerbaums. Seine Frucht ist eine Art Kurke von verschiedner Gestalt. Die Mexikaner machen daraus Tassen, die sie Tecomates nennen. Sie dienen ihnen zur Chokolate; das Fleisch davon aber essen sie.

Xaxocotl.

Der Xaxocotl ist ein Baum, davon man viele Arten in Mexiko kennt. Ximenes beschreibt zwey derselben: die erste hat Blät-

Blätter, wie der Pomeranzenbaum; nur daß sie kleiner und wolligt sind; weiße Blüthen und eine runde Frucht, die, wie die Feigen, mit Körnern angefüllt ist. Sein Laub ist herbe, zusammenziehend und von sehr starkem Geruche. Mit einem warmen Bade heilen sie die Galle. Seine Rinde ist trocken, kalt, und sehr zusammenziehend: heilt geschwollne Beine, Fisteln, und selbst die Taubheit. Die Frucht ist warm, trocken, und riecht wie Wanzen; dem ohngeachtet aber von gutem Geschmacke. Die andere Art hat eine viel dickere Frucht, und ihr Geruch ist nicht so stark.

Mizquitl. Der Mizquitl ist in Neuspanien, vornemlich in den gebürgigten Theilen, ein sehr gemeiner Baum. Er ist dornigt; sein Laub lang, schmal, und wie die Knoblauchsblätter gestaltet. Er trägt Schoten, wie die Tamarinde: sie sind auch fast von gleicher Gestalt, voller Körner, welche einen sehr angenehmen Geschmack haben, und wovon die Gebürgebewohner einen Teig machen, der ihnen zum Brode dient. Ximenes glaubt, daß es die wahre Caßia der Alten sey, die uns aus bloßer Nachläßigkeit bis jetzt unbekannt geblieben sey. Aus den Sprößlingen dieses Baums zieht man ein vortrefliches Wasser für die Augen. Selbst

das

das Wasser, worinn sie geweicht werden, erhält diese Kraft.

Yecotl. Der Yecotl, welchen die Spanier den Bergpalmbaum genannt, ist ein aus zwey bis drey Stämmen zusammengesetzter Baum, welcher aus einer Wurzel wächst. Seine Blüthe ist weiß und wohlriechend, in einer Dolde, und sechsblätterigt. Er trägt Früchte, wie ein Fichtenapfel, doch ist sie größer und von Kastanienfarbe. Ximenes sagt, sie sey kalt und klebricht; aber er bemerkt, daß man aus den Blättern dieses Baums einen feinern, aber auch stärkern Faden macht, als aus dem Metl und Maghey.

Xochiocotzolquaxihuitl. Der Xochiocotzolquaxihuitl ist ein Harzbaum, welcher eine Art eines flüßigen Bernsteins giebt. Er ist von ausserordentlicher Größe. Sein Laub gleicht den Lerchenbaumblättern, und ist in seinen beyden Hälften in drey Winkel abgetheilt, von einer Seite weiß, von der andern dunkelgrün, ringsherum ausgezackt. Die Rinde des Baums und der Aeste ist zum Theil roth. Durch einen Einschnitt bekömmt man daraus einen Saft, dessen Geruch mit dem Storax viel ähnliches hat. Er ist hitzig im dritten Grad, und sehr austrockend. Er ist ein gutes Mittel gegen den Krampf und die Mutterbeschwerungen. Es fließt auch

aus

aus diesem Baume ein Oel, dessen Geruch und Kraft sehr gerühmt wird.

Copal. Die Mexikaner heißen alle Harze und wohlriechende Gummi Copal, und unterscheiden sie nur durch den Zusatz eines andern Namens. Vorzugsweise heißen sie Copal einen weißen und durchscheinenden Harz, der aus einem Baume fließt, deren Blätter dem Eichenbaume sehr gleichen: aber doch länger sind. Die Frucht ist rund, röthlich, und hat einen Harzgeschmack. Er tröpfelt manchmal von selbst, manchmal muß aber erst ein Einschnitt geschehen. Der Baum wächst an verschiednen Orten: aber man bemerkt in seiner Gestalt, wie an der Farbe seines Harzes, einige Verschiedenheit zwischen dem, der auf den Gebürgen ist, und dem, welcher auf dem ebnen Lande steht.

Es giebt noch einen andern Copal, dessen Blätter breit, zerschnitten und ein wenig rauh sind. Dieser Baum ist von mittelmäßiger Höhe. Man würde seine Aeste für eine Art Flügel halten, woraus ein weißer Harz geht, der aber ein wenig anders, und nicht so häufig ist, als der andere.

Der Copal guauhxiotl ist ein großer Baum, dessen Rinde sehr glatt ist, und sich leicht vom Stamme schält. Sein Laub ist lang und schmal, und gleicht der Raute:

Raute: seine Frucht hängt beerenweise. Der aus seinem Stamm tröpfelnde Harz ist dem vorhergehenden an Farbe und Geruche gleich.

Der Tepecopalli quahuitl, das heißt, der Bergcopal, ist ein Baum von mittelmäßiger Höhe, welcher eine Frucht, wie eine Eichel hat, die mit einer klebrigten harzigten Haut bedeckt, inwendig blau, und zu mancherley Gebrauch gut ist. Er giebt einen Harz, der dem Weihrauch der Alten sehr ähnlich ist. Man eignet ihm besondere Kräfte für die weiblichen Krankheiten zu, unter andern, daß er den verrückten Mutterleib in seine ordentliche Lage bringt.

Der Cuitla-copalli, welchen man auch Xioquahuitl nennt, ist ein mittelmäßiger Baum. Seine Blätter sind klein und rund. Er trägt zur Frucht kleine Kerne in einer klebrigten und wohlriechenden Umbelle. Er giebt einen Gummi, der einigen Geruch hat, und den man für hitzig im dritten Grade hält.

Der Tecopal pitzahuac, das ist, der Copal mit kleinen Blättern ist eine Art Weihrauch, der ins schwarze fällt. Sein Laub ist etwas größer, als die Raute, und steht von beyden Seiten der Aeste in der besten Ordnung. Er trägt eine kleine röthliche Frucht, dem runden Pfeffer

sehr gleich. Er wächst auch ordentlich an den Seiten der Aeste.

Der Xochicopalli, das ist der Blumencopal, ist ein mittelmäßiger Baum. Sein Laub gleicht den Blättern der türkischen Münze, ob es gleich nicht so sehr zerschnitten ist: drey und drey Blätter sind auf dem Stengel allzeit beysammen. Der Stamm, welcher sehr wohlriechend ist, giebt eine Feuchtigkeit von sich, die eine gelbe Farbe und einen Limonengeruch hat.

Der Mixquixochicopalli oder Xochicopal ist ein großer Baum mit Pomeranzenblättern; sein Stamm ist weißgestreift. Seine Blumen sind röthlich und sehr klein. Er giebt einen feuerrothen Harz, der fast bis in dritten Grad hitzig, ein wenig zusammenziehend und austroknend ist, einen lieblichen Geruch hat, und dessen Rauch für die von einer Kälte herrührenden Kopfschmerzen gut ist. Dient auch als ein gutes Mittel für Mutterbeschwerungen, und mit einem Worte, für alle feuchte und kalte Krankheiten.

Der Holquahuitl giebt einen Harzt, welchen die Mexikaner Holli nennen, und die Spanier Ulle. Es giebt zwey Arten derselben. Der eine, dessen Stamm glatt und röthlich, und mit einem fetten und klebrigten Marke angefüllet ist. Seine Blumen sind weiß, und seine Blätter

sehr

sehr groß. Er bringt auf seinem Stamme eine Art kleiner röthlichen Beutelchen hervor, die mit einer weißen Frucht von Gestalt der Haselnüsse angefüllt, mit einer braunen Haut bedeckt, und von sehr gutem Geschmack sind. Sein Harz, welches man durch den Einschnitt erhält, ist Anfangs milchfarbigt, wird aber nach und nach schwarz. Man macht daraus Kugeln, womit sich die Indianer den Leib reiben. Sie geben vor, es mache sehr biegsam. Sie essen ihn auch mit gewissen Würmern, welche sie Arin nennen, und halten ihn für sehr gut zur Treibung des Harns und Reinigung der Blase. Seine Blätter, getrocknet und gestossen, sind ein tödtliches Gift für die Löwen, Tyger und die meisten wilden Thiere.

Der Tecomahuca ist ein großer Baum, dessen Blätter rund und zackigt sind. Am Ende seiner Aeste trägt er eine kleine, runde, gelblichte Frucht, die mit solchen Körnern angefüllt ist, als der Baumwollenbaum hat. Die Bestandtheile des Stamms sind von bitterm Geschmacke, aber sehr angenehmen Geruche. Es geht manchmal von freyen Stücken, aber gemeiniglich durch den Inschnitt, ein Harz heraus, welches alle Eigenschaften des vorhergehenden hat, und man für eine Art Myrthe hält.

Karanna ist ein Harz, welches aus einem großen Baume fließt, dessen Stamm glatt, glänzend-roth, und von starkem Geruche ist. Sein Laub gleicht den Olivenblättern und stehet kreuzweis. Seinem Harze eignet man eben so viel Kraft zu, als den von uns schon beschriebnen Harzen.

Der Huzochitl giebt einen Saft, der dem syrischen Balsam sehr gleich ist, und ihm weder im Geruche noch in andern Eigenschaften nachsteht. Er ist von der Höhe eines Pomeranzenbaums, hat Blätter, wie ein Mandelbaum, nur sind sie spitziger und größer. Am Ende seiner Aeste trägt er gelbe Blumen mit langen und schmalen Blättern, welche eine Art braunes Saamens enthalten. In allen Jahrzeiten, vornemlich zu Ende der Regenzeit, giebt dieser Baum durch den Einschnitt einen schwarz-gelben Saft von scharfen und bitterm Geschmacke, und von einem starken, aber ausserordentlich angenehmen Geruche. Man erhält ihn auch aus den Aesten, indem man sie sehr klein hackt und in Wasser sieden läßt. So wie das Bestandwesen oben schwimmt, schöpft man es ab; allein dieser Balsam wird nicht so geschätzt, wie der andere. Man zieht auch aus dem Saamen des Baums ein Oel von dem angenehmsten Geruche. Es gleicht sehr dem Olivenöle,

und hat fast die nemliche Kraft, als der Balsam.

Die mitternächtlichen Provinzen bringen im Ueberfluß eine Art Ceder hervor. Das Laub davon ist klein, lang, schmal, und beynahe wie Pfirschigblätter. Er wächst buschweise beysammen. Ihre Farbe ist glas-grün. Sie sind dünne, biegsam, an der Spitze gekräuselt, und wenn man sie in den Händen zerreibt, geben sie einen ölichten Saft und einen Gewürzgeruch. Die Rinde des Baums ist dicke, rauh, grau, und liegt fest an. Man giebt vor, es gäbe männliche und weibliche, die männliche sey röther und fester, und deswegen leichter zu bearbeiten, als die andere. Sie wird sehr groß, vornemlich in trocknem Boden, den sie mehr als den fetten liebt. Die Spanier machen daraus Balken, Sparren, Breter, Tafelwerk und Hausgeräthe. Die Indianer halten es für das beste zu Kähnen und Schiffen. Ausserdem daß es leicht ist, widersteht es gleichsam dem Schifbruche, weil es nicht so leicht zerbricht. Der Geruch, davon es den Namen Zeder bekommen, ist äußerst angenehm. Es verweset fast niemals. Die Ursache davon will man in einem sehr scharfen und bittern Gummi gefunden haben, welcher die Würmer und Holzläuse daraus entfernt, und seine Bitterkeit den Speisen mittheilt,

Gattungen der Ceder.

welche man an dem Feuer seines Holzes kochen läßt. Sein Geruch wird nur empfunden, wenn es sehr trocken ist. Denn so lange es noch nicht völlig seine Feuchtigkeit verloren, giebt es einen sehr eckelhaften Gestank, gleich dem St. Lucienholze, von sich. Der Stamm und die Aeste geben zu verschiednen Zeiten Klumpen eines hellen, klaren und durchscheinenden Gummi, welcher an der Luft trocknet, und den man zu eben dem Gebrauche, als den arabischen Gummi, anwendet. Vielleicht würde man eine größere Menge davon durch den Einschnitt erhalten.

Verschiedne Mangelgattungen.

An den Südküsten von Neuspanien unterscheidet man drey Arten Mangelbäume: den schwarzen, den rothen, und den weißen. Der schwarze, welcher der größte ist, hat einen Stamm von der Dicke einer Eiche, und geht gemeiniglich ungefehr zwanzig Fuß in die Höhe. Er ist sehr hart, und zu Zimmerholz gut, aber ausserordentlich schwer. Der rothe Mangelbaum wächst nahe am Meere und den Flüssen. Sein Stamm ist nicht so dick, als der von dem schwarzen Mangelbaum: aber er treibt viele Wurzeln von der Dicke eines Beins: sie steigen von der Erde acht bis zehn Fuß, wodurch an den Oertern, wo dieser Baum wächst, fast gar nicht zu gehn ist. Sein Holz ist hart und zu

vieler=

vielerley gut zu gebrauchen. Seine Rinde, welche inwendig roth ist, dient zur Gerbung der Häute. Der weiße Mangelbaum kommt niemals zu eben der Dicke der andern, und hat auch nicht den nemlichen Nutzen.

Pengoin.

Man findet an diesen Küsten, vornemlich in der Campechenbay, am Nordmeere, eine Art Früchte, welche Pengoin heißt. Es giebt zwey Arten derselben, eine gelbe und eine rothe. Die eine Art wächst auf einem grünen Stengel von der Dicke eines Arms und der Höhe eines Fußes. Die Blätter haben einen halben Fuß in der Länge, und einen Zoll in der Breite, und sind mit Stacheln eingefaßt. Die Frucht geht aus der Spitze des Stengels in zwey bis drey dicken Klumpen hervor, und jede davon besteht aus sechszehn bis zwanzig runden und gelben Aepfeln von der Größe eines Hühnereys. Die Haut davon ist dicke, und das Inwendige mit einem kleinen schwarzen Kern angefüllt, der in dem Fleische der Frucht vermischt ist.

Der rothe Pengoin hat die Dicke und Farbe einer trocknen Zwiebel. Er hat die Figur eines Kegels. Er wächst auf keinem Stengel, geht aus der Erde an einem Ende, und bleibt an dem andern darinn. Eine Wurzel bringt sechszig bis siebzig derselben hervor. Sie wer-

den von stachlichten und ungefehr zwey Fuß langen Blättern umgeben, und gleichsam vertheidigt. Die Frucht der einen und der andern Art gleicht sich in Ansehung der Eigenschaften. Alle beyde haben etwas säuerliches, werden für sehr gesund gehalten, und schaden niemals dem Magen. Ißt man sie übertrieben, so fühlt man im Grunde eine ausserordentliche Hitze.

Chupiri. Die Provinz Mechoacan hat einen Baum, welchen ihre Einwohner Chupiri, das ist, Feuerpflanze, nennen. Er gleicht dem Lorbeerbaum, und hat selbst eine angenehmere Gestalt. Seine Blätter sind größer, als das Mandelbaumlaub. Seine Blüthe ist eine Art von Rose: aber der Saft sehr scharf. Doch brauchen ihn die Indianer zur Abführung des Schleims; aber sie vermischen ihn mit andern Säften.

Charapeti. Man rühmt auch einen Strauch eben dieser Gegend: man heißt ihn Charapeti. Er treibt eine lange und dicke Wurzel, die auswendig eine weiß- schmutzige, inwendig aber eine röthliche Farbe hat. Es sprossen eine große Menge kleiner, runder, glatter Aeste hervor, die dunkelgrün sind, und ins blaue fallen. Sie haben ein Laub, das den Pomeranzenblättern gleicht, tragen weißlichte Blumen, welche wie ein Stern gestaltet sind; aber sie

haben

haben weder Geschmack noch Geruch. Die Indianer geben ihn für ein vortreflicher Mittel für die Lustseuche aus. Sie nehmen seine Wurzel zu einem Getränke, und beobachten dabey eine dem Lande gemäße Ordnung in Essen und Trinken. Es heilt die Beulen, Geschwüre und andere Wirkungen dieser Krankheit, hemmt den Durchlauf, stellt die Kräfte wieder her, erregt den Appetit, vertreibt die Krätze und die hartnäckigsten Krankheiten der Haut.

Quammochitl, oder Blutholz.

Der **Quammochitl**, oder das **Blutholz**, findet sich in der Provinz Nicaragua am Süd- und Nordmeere in eben derselben Höhe.

Cuhuraque.

Der **Cuhuraqua** ist ein mechoacanscher Baum. Sein Stamm ist dornigt. Seine Blätter sind weiß und faßerigt. Sie treiben kleine Sprößlinge, die auswendig röthlich, und inwendig sehr roth sind. Sie sind krumm, und werden mit kleinen sehr giftigen Blättern bedeckt: sie haben die Gestalt eines Herzes. Man unterscheidet auch noch zwey Arten derselben, davon eine **Pinguiqua**, die andere Jama heißt. Aus diesen drey Sträuchern macht man eine Farbe von einem sehr schönen Roth.

Punzumeti.

Punzumeti, welchen Ximenes das mechoacansche Asarum nennt, ist eine

sehr gerühmte Pflanze. Ihr Laub gleicht den Weinblättern; ihr Stengel ist nicht eine Elle hoch, und dabey rund und glatt. Ihre Blüthe ist gelb, und besteht aus sehr dünnen Fäden, in Gestalt des Haupthaars. Sie träget auch kleinen schwarzen Saamen. Die Wurzeln gleichen der weißen Nießwurz. Es ist der einzige Theil, den man in der Medicin davon braucht. Sie haben einen geringen Bisamgeruch, und sind von scharfem Geschmacke. Man hält sie für hitzig und trocken im dritten Grade. Ein Drachma ihres Pulvers in Wein oder in Ochsen- oder Zitronenwasser eingenommen, lindert die Gichtschmerzen, reinigt die Nieren, stärket den Unterleib bey starken Zufällen, erleichtert die Verdauung, führt die rohen Feuchtigkeiten ab, treibt die Monatszeit, zertheilt die Winde, und verbindet mit allen diesen Tugenden noch diese, daß es ein mächtiges Gegengift gegen alle Gifte sey.

Acuitze-huarira.

Die Spanier haben in ihrer Sprache mit dem Namen Giftfeind eine Pflanze belegt, welche in Mechoacan Acuitze-huarira, und in andern Provinzen Chipahuatziz oder Zozatequam heißt. Ihr Laub ist wie Sauerampfblätter, und geht aus der Wurzel. Ihre Stengel steigen nicht über zwey bis drey Zoll, und trägt ganz oben weiße röthliche Blumen, die

einen

einen runden Strauß zusammen machen. Die Wurzel ist auch rund, inwendig weiß, und auswendig goldgelb. Man rühmt ihren Geschmack und ihre Kraft. Ihr Saft und Wasser, in einer gewissen Menge getrunken, lindert die Fieberhitze, stärkt das Herz, paßirt für ein vortrefliches Gegengift, und noch für ein mächtigers Wundmittel. Man muß die Wurzel stoßen, und sie als ein Pflaster auf die Wunde legen. Als ein Getränke genommen, mildert es die Nierenschmerzen, mildert die Schärfe des Urins, erweckt die Lust zum Essen, vertreibt die Halsgeschwüre. Kurz, es hilft fast für alle Uebel, bey denen man es gebraucht.

Tlamatl, oder Prinz-Johanniskraut.

Tlamatl, welches andre **Tlacimatl** oder klein **Cimatl**, und die Spanier **Prinz-Johanniskraut** nennen, weil er es war, der es ihnen kennen lernte, hat runde Blätter, drey und drey beysammen, und gleicht fast dem Kraute, welches die Lateiner **Numularia** nennen. Sein Stengel ist purpurroth und kriecht auf der Erde: seine Blüthe roth, und wie eine Aehre gestaltet: sein Saamen klein und rund: seine Wurzel lang, dünne und faserig, die kalt, trocken, zusammenziehend ist, und alle Arten Wunden heilet. Man versichert auch, sie befördere die Reife der Beulen und Geschwülste. Zwey Drachmen davon gestossen, lindert die

Schmer-

Schmerzen, welche von der Lustseuche entstehn. Sie führt alle schädlichen Feuchtigkeiten ab: und auf die Augen gelegt, verringert sie die Entzündung. Sie soll auch das Ungeziefer tödten.

Pehuame. Pehuame ist eine Art Volubilis, deren Blätter die Gestalt eines Herzes haben. Die Blüthen sind purpurroth: die Wurzel lang, dicke, und mit einer rothen Haut bedeckt, und derselben bedient man sich auch in der Medicin. Sie ist scharf, wohlriechend, trocken, und im dritten Grade heiß. Als ein Getränke, oder wie China oder Salz saparilla zubereitet, heilt sie die venerische Krankheit. Man eignet ihr noch viele andere Kräfte zu, und die Indianer zählen sie unter ihre besten Pflanzen.

Enguamba. Der Enguamba wächst nur in dem Distrikte Urubapa. Es ist ein mittelmäßiger Baum, dessen breite und rund ausgehöhlten Blätter in kleine halb gelbe und halb rothe Adern getheilet werden. Seine Blüthe hängt traubenweise, und hat eine Grasfarbe. Es bildet sich daraus eine schwarze Frucht voller Körner, aus denen man ein gelbliches Oel preßt, welches die Feuchtigkeiten zertheilt, und die alten Wunden heilet.

Giftige Pflanzen. Die Provinz Guaxaca ist an Früchten und heilsamen Pflanzen fruchtbar.

Man

Man findet aber auch eine Pflanze, welche sehr giftig ist. Im Marquisat del Valle wächst eine, deren Eigenschaften ohne Beyspiel sind. Ihre Stärke zu vergiften, hängt von der Zeit ab, in der sie gesammlet worden ist. Das heißt, um einen nach einem Jahre zu tödten, muß auch ein Jahr darüber gesammlet worden seyn, oder ein halbes Jahr, wenn man will, daß sie in einer solchen Zeit tödtlich seyn soll. Bey denjenigen, die man auf der Stelle zu tödten sucht, muß man sie frisch gebrochen brauchen.

Der Seifenbaum trägt eine Art kleiner Nüsse, deren Schaum eine vortrefliche Seife zur Säuberung der Kleider ist. Die an die Sonne gelegten Schalen nehmen ein sehr schönes Schwarz an, und spalten sich niemals. Man läßt sie glätten und durchbohren, um sie zu einem Rosenkranz anzureihen. Dieser Baum wächst häufig bey den Mistequen und Zapotekas. Der Pater Labat sagt, daß die Schale eine weiche, klebrige und bittere Materie enthalte, und man diese Materie zur Bleichung der Leinewand brauche. Das Mittelste dieser Nuß giebt einen runden Kern, mit einer weißen festen Materie angefüllt, die fast wie ein Haselnuß schmeckt. Man zieht daraus ein Oel, welches in seiner Frischheit gar nicht übel ist, und sehr klar wird. Der Baum

Der Seifenbaum.

ist

ist schmal und rund. Es finden sich einige von zwey Fuß im Durchschnitt, und dreyßig Fuß in der Höhe. Seine Rinde ist grau, dünne, trocken, und wenig zusammenhängend, wie in allen harten Hölzen. Er ist sehr schwer: seine Fäserchen sind fein und dicht zusammen. Die besten Aexte zerbrechen oft beym Abhauen. Zum Zimmerholze braucht man ihn gar nicht. Er dient zu Mühlrädern und Radnaben.

Tabascoscher Pfeffer.

Man rühmt einen Baum, der der Provinz Tabasco eigen ist. Er ist groß, hat Pomeranzenblätter, und giebt einen angenehmen Geruch. Seine Blüthe ist roth, wie des Granatäpfelbaums Blume, und riecht wie eine Pomeranze. Seine Früchte sind rund, schwarz, wenn sie reif sind, und haben einen sehr angenehmen Geruch, aber im Geschmacke sind sie sehr herbe. Sie sind trocken und hitzig im dritten Grade. Bey Würzung der Speisen bedient man sich derselben statt Pfeffer, und die Spanier wissen viele Kräfte von ihnen.

Rohr.

Die Provinz Vera-Paz bringt Rohr von so bewundernswürdiger Größe hervor, daß sich welches zu hundert Fuß hoch und in verhältnißmäßiger Dicke befindet. Die Indianer bedienen sich auch desselben zu ihren Gebäuden.

Unter die Anzahl der neuspanischen Pflanzen muß man auch den Taback setzen, welcher 1520. in der Provinz Yucatan entdeckt wurde, und welchen die Spanier mit so vielem Glück bauen, daß sie daraus einen guten Theil des guten spanischen Tabacks ziehen, welchen man de la Havanne nennt.

Tlatlanguaie und Acapatli heißt die Pflanze, welche den langen mexikanischen Pfeffer trägt. Sie hat einen krummen Stamin, wie die Weinrebe und Laub, wie der weiße Pfeffer, aber länger und spitziger. Seine Frucht ist rund und verschiedentlich lang. Ihr Laub giebt einen sehr starken Geruch, und hat einen sehr herben Geschmack. Diese Pflanze ist trocken und hitzig im dritten Grad. Niemals reift ihr Saamen vollkommen. Man pflückt ihn, wenn er anfängt roth zu werden, und legt ihn an die Sonne, damit er vollends reif wird, und in diesem Zustande erhält er sich. Einige lassen ihn trocknen, wenn er noch grün ist, essen ihn, und finden ihn sehr gut. Er giebt dem Fleische einen sehr guten Geschmack, nur muß man mit ihm nicht an das Feuer kommen, nachdem man ihn gewürzt hat: die geringste Vermehrung von Hitze vertreibt alle Stärke desselben. Die gewöhnliche Länge dieses Pfeffers ist ein halber Tlatlanguaie.

Fuß,

Fuß, und seine Dicke wie ein mittelmäßiges Seil.

Pinahuitz-xihuitl.

Unter den mexikanischen Sträuchern findet man auch eins, welches man Pinahuitzxihuitl nennt. Es ist vier Spannen hoch. Seine Stengel sind dünne, dornigt, und seine Blätter in sechs Theile getheilt, die unter sich gleichsam eben so viel kleine Bündel ausmachen. Die Wurzel ist weinrebenartig; die Blüthe ist wie bey den Kastanien, und die Frucht gleich einer Kastanie: aber sie hängen in kleinen Anfangs grünen, hernach röthlichen Trauben. Diese Pflanze ist eine Art von Thierpflanze, welche sich zurück zieht und verwelkt, wenn man sie berührt, selbst beym geringsten Anhauchen von Thieren und Menschen.

Vor der Eroberung hatten die Mexikaner keine Küchengärten. Der Kaiser und die Kaziken, welche so sorgfältig Blumen und Kräuter in den schon beschriebnen großen Gärten hielten, ließen keine Zugemüßen für ihre Tafel, wie wir schon gesagt haben, bauen. Einen Theil derselben empfiengen sie von ihren Vasallen, und er war mit unter ihrem Tribute, den sie ihnen schuldig waren. Das übrige ließen sie auf den öffentlichen Märkten aufkaufen. Da die Wurzeln und Zugemüssen den Mexikanern sehr stark zur Nahrung dienten, so war es auch nach dem

Maiz das vornehmste, was sie in ihren Feldern bauten. Das Land bot den Einwohnern dieses glücklichen Himmelstrichs von selbst eine Menge Wurzel an. Acosta zählt sehr viele davon her, die er aber nicht zu beschreiben für gut befunden. Er hört nicht auf zu wiederholen, daß von allen Himmelsgegenden keine reichere an Pflanzen sey, und in derselben die europäischen in mehrern Ueberflusse und grösserer Vollkommenheit Früchte getragen.

§. 3.

Blumen.

Keine Nation hat so viel Geschmack für die Blumen, als die Mexikaner. Sie machen daraus Sträußer und Kronen. Die montezumaschen Gärten boten dem Auge mehr als tausend menschliche Figuren, aus Blättern und Blumen künstlich zusammen gesetzt, an. Dieser Geschmack ist den Spaniern, vornemlich in den Klöstern, mitgetheilt worden. Gage redet mit Verwunderung von dergleichen Annehmlichkeiten, welche er in vielen Landhäusern fand, wo sich die Mönche, welche zum Bekehrungswerke auf den philippinschen Inseln bestimmt sind, einige Monate aufhalten, um sich durch ein stilles Leben zu den Mühseligkeiten dieser Unternehmung geschickt zu machen. Er sagt, die Gärten enthielten ungefehr funfzehn

Morgen Lands, die mit allen Arten Blumen ausgeziert, und in vortrefliche Gänge von Citronen- und Pomeranzen-Bäumen getheilt wären. Man findet daselbst in Ueberfluß Granatäpfel, Feigen, Weintrauben, Ananasäpfel, und andere Früchte, welche in Meriko wachsen. Für die Kräuter, Sallate und die spanischen Artschocken, welche man verkauft, kömmt den Klöstern ein beträchtliches ein. Die Wüste der Karmeliter übertrift alle diese Schönheiten. Sie ist drey Meilen von Meriko gegen Nordwest, und liegt auf einem Gebürge mitten in einer Kette von Felsen. Zwischen diesen hat man Höhlen, in Gestalt kleiner Kammern, die den Einsiedlern zur Wohnung dienen, und viele mit Statüen und Gemälden ausgezierte Kapellen gebaut. Man legt öffentlich zur Schau Disciplinen, härne Hemden, Gürtel, mit eisernen Spitzchen versehn, u. d. gl., um glauben zu machen, daß das Leben, welches die Bewohner dieser Oerter führen, sehr strenge sey. Dieser heilige Bußort ist mit Baum- Frucht- und Blumen-Gärten umgeben. Sie haben eine Meile im Umfange. Man findet an vielen Orten Springbrunnen, welche aus dem Felsen gehn, und deren Wasser vortreflich kühle ist, und die mit dem Schatten der immer grünen Bäume aus dieser Einsiedeley eine der reizendsten

Wohnungen der Welt machen. Man spatzieret nur unter Jasmin, Rosen und den schönsten Blumen des Lands. Es fehlt hier nichts, das die Sinne ergötzen kann. Jeder Einsiedler kehrt nach acht Tagen der Einsamkeit in sein Kloster zurück, um einem andern, der ihm folgt, Platz zu machen. Eben dieser Reisende versichert, daß die Anzahl der Menschen, weiblichen und männliches Geschlechts aus Mexiko unglaublich sey, welche alle Tage diese Einsiedler besuchten, und ihnen alle beträchtliche Geschenke machten, um in ihre Gebete eingeschlossen zu werden.

Unter den ersten Rang der mexikanischen Blumen setzt man diejenigen eines Baums, welche die Spanier **Floripondio** genannt, und welche keine Frucht tragen. Sie haben beynahe die Gestalt der Lilien, und sind ein wenig größer. Ihre Weiße ist blendend, und ihre Staubfäden sind so, wie bey den Lilien. Ihr Geruch ist reizend, vornemlich am kühlen Morgen. Dieser Baum blüht ohne Aufhören das ganze Jahr durch. Floripondio.

Man findet in dem nemlichen Lande einen andern Baum, welchen die Mexikaner **Xuchinacatzli**, die Spanier **Ohr** nennen, weil sie wirklich ein menschliches Ohr vorstellt. Die Blumenblätter sind inwendig purpurroth, und von aussen Xuchinacatzli.

grün. Ihr Geruch ist auch sehr angenehm.

Yoloxochitl. Der Yoloxochitl ist noch ein Baum mit wohlriechenden Blumen, welche in ihrer Umbelle ein wahres Herz machen. Sie sind von aussen weiß, und von innen röthlich, groß, schön und ein wenig klebrig. Man eignet ihm viele Eigenschaften bey, vornemlich wider die Mutterbeschwerungen.

Cacaloxochitl. Der Cacaloxochitl trägt Blumen, deren Schönheit man eben so sehr, als ihren vortreflichen Geruch rühmt. Es giebt blaue, rothe, weiße und andere, welche mit verschiednen Farben vermischt sind. Es wächst daraus eine Frucht mit großen rothen Schoten. Das Fleisch davon braucht man in der Medicin zur Reinigung des Magens und der Eingeweide.

Cempoalxoch. Der Cempoalxochitl ist mehr wegen seiner Kräfte, als seiner Schönheit, berühmt. Der Saft der Blätter, und die Blätter selbst, zerstoßen oder in Wasser oder Wein genetzt, heilen den erkälteten Magen, treiben den Urin und Schweiß. Aeußerlich aufgelegt vor dem Anfall des abwechselnden Fiebers, verringern sie die Stärke desselben. Sie zertheilen die Winde, helfen wider die Verstopfungen, dehnen die zusammengezognen Nerven wieder aus, und sind ein sehr gutes Mit-

tel

tel wider die Wassersucht. In kaltem Wasser genommen, werden sie zu einem guten Brechmittel. Kurz, sie sind ein vortrefliches Mittel wider alle kalte Flüsse, das alle Ursachen des Uebels durch den Urin und Schweiß vertreibt. Man macht auch daraus einen Balsam für die Wunden. Man läßt die Blumen in gemeinem Oele sieden, setzt Saft von eben den Blumen hinzu, filtrirt es; thut ein wenig Wachs hinzu, um ihm eine ölichte Festigkeit zu geben. Dieser Balsam ist sehr gut für die Wunden und die güldne Ader.

Man findet in Mexiko eine Menge Kräuter. Kräuter, welchen man verschiedne Eigenschaften zuschreibt. Sie scheinen uns aber nicht wichtig genug, um eine weitläufige Erzählung davon zu machen.

Kräuter.

§. 4.

Fortkommen der spanischen Pflanzen in Mexiko.

Jede mexikanische Provinz bietet heut zu Tage alles dar, was in Spanien wächst; in manchen Gegenden besser, in manchen schlechter. Man findet darinn Weizen, Gerste, Lauch, Sallat, Kohl, Rüben, Zwiebel, Knoblauch, Petersilien, Rüben u. s. w.

Unter den Bäumen, welche am fruchtbarsten geworden, sind die Pomeranzen-

Limonen- und Citronen-Bäume: man sieht ganze Wälder davon.

Die Feigen, Pfersische, Abrikosen, Granaten, haben nicht weniger zu ihrem Vortheil das gute Klima empfunden. Aber so ist es nicht mit den Birnen, Aepfeln, Pflaumen und Kirschen: es sey nun, daß sie nicht gehörig gewartet worden, oder daß man nicht jede Gattung genug unterschieden, die jedem Klima dieses weiten Reichs zukömmt. Die Quitte wächst daselbst in großem Ueberflusse. Die Kastanien, Mispel, Speyerlinge, Nüsse und Mandel gedeihen nicht so leicht.

§. 5.

Mexikanische Vögel.

Wir wollen bey den Vögeln anfangen, deren Verschiedenheit so wunderbar ist, nach dem Bericht aller Reisenden, die Beschreibung von diesem Lande gegeben.

Sensitle. Den ersten Rang giebt man dem **Sensitle**, wegen seinen schönen Federn, und seines schönen Gesangs. Sein Name, welcher **fünf hundert Stimmen** bedeutet, drückt seine letzte Eigenschaft aus. Er ist etwas dicker, als eine Drossel, hat eine sehr leuchtende Aschfarbe, und sehr regelmäßige Flecken an Flügeln und Schwanze.

Der

Der **Gorion** ist sehr schön schwarz. Sein Gesang ist bewundernswürdig. Dieser Vogel ist beynahe von der Dicke unserer Sperlinge. Gorion.

Der **Cardinal** hat einen sehr schönen Gesang: aber er wird mehr wegen der Schönheit seiner Figur, als seiner Federn gerühmt. Er ist von der Größe einer Holzlerche. Sein Schnabel und seine Federn sind von dem schönsten Roth, das man nur sehen kann: sein Kopf ist mit einem Federbusche von gleicher Farbe geziert. Er ist in den gemäßigten Theilen von Neuspanien sehr gemein. Es giebt davon noch eine kleinere Art; aber sie singt nicht. Cardinal.

Man schätzt den Gesang des **Trigril**= Trigrillo.
lo. Seine Farbe ist wie bey dem Tyger. Er ist von der Größe einer Drossel.

Der **Cuirlacoche** hat braune Flügel, und rothe Augen. Er ist so groß wie der Sensutle; aber er hat einen längern Schnabel. Wenn man ihn in ein Käfig steckt, so legt man einen Bimsstein dazu, damit er seinen Schnabel daran schleife. dessen Größe ihn zu essen verhindern würde. Cuirlacoche.

Der **Cacalotocotl** ist von der Größe einer Amsel. Seine Farbe ist gelb, und sein Gesang angenehm. Cacalotocotl.

Silgueros. Der Silgueros ist weiß und schwarz, von der Größe eines Sperlings. Man sucht ihn sehr für den Käfig.

Unter den Holzlerchen finden sich auch gelbe und schwarze. Sie hängen ihre Nester an gewisse Pflanzen mit Haaren, und haben einen sehr angenehmen Gesang.

Verschiedne Arten Papageye. Man findet in Mexiko verschiedne Arten Papageye. Der Caterinillas hat ganz grünes Gefieder. Der Loros gleichfalls, ausgenommen, daß sein Kopf und das Ende seiner Flügel schön gelb ist. Der Pericos ist von gleicher Farbe, und hat nur die Größe einer Drossel. Der Guavamayas hat fleischfarbne grüne und gelbe Federn mit einem langen Schwanz, wie ein Fasan. Er ist so groß wie eine Taube, und lernt niemals reden.

Grittone, Reale. Man findet in diesem Lande zwey Arten Fasanen; eine, welche Grittone heißt, hat einen schwarzen Schwanz und solche Flügel; das übrige des Körpers ist braun: der andere heißt Reale, ist von hellerer Farbe, und hat auf dem Kopfe eine Art Krone.

Vicicili. Der Vicicili hat keinen dickern Körper, als eine Wespe. Sein Schnabel ist lang, und sehr dünne. Er nährt sich von Thau und Blumengeruch, um welche er beständig ohne Aufhören flattert. Sein Gefieder ist eine Art Dunen, aber

von

von mannigfaltigen Farben, die sie dem Auge sehr angenehm machen. Die Indianer schätzen vornemlich die Federn an seinem Halse und seiner Brust, welche sie in Gold einfassen. Dieser Vogel schläft vom Monat Oktober auf einem Zweige, an welchem er mit den Füßen hängen bleibt, bis zum April, welcher die erste Blumenzeit ist. Alsdann erwacht er. Daher hat er auch seinen Namen, welcher aufgewacht bedeutet. Gomera, wie oben.

Der Aure ist ein großer Vogel, und in Neuspanien sehr gemein. Er ist von der Größe eines indianischen Huhns. Die Federn seines Körpers sind schwarz, ausgenommen am Halse und an der Brust, wo es auch etwas ins Rothe fällt. Seine Flügel sind gegen die Gelenke schwarz, und das übrige aber mit Aschgrau, Gelb und Purpur vermischt. Er hat krumme Klauen, einen Papageyschnabel, der am Ende schwarz ist, und sehr dicke Nasenlöcher; gelbe Augäpfel, röthliche Augenlieder, eine aschgrau und runzliche Stirne, welche er nach Belieben dehnt und zusammenzieht, und worauf einige krause Härchen stehn. Sein Schwanz gleicht des Adlers seinem, und ist halb schwarz, halb aschgrau. Er ernährt sich von Schlangen, Eydechsen und Menschenkothe. Er flieht fast beständig, und mit einer Gewalt, die dem heftigsten Win- Aure.

de widersteht. Man kann sein Fleisch nicht essen, es hat einen sehr übeln Geruch.

Chiacchialaccas. Die Chiacchialaccas sind eine Art Hühner: sie gleichen den unsrigen sehr; aber sie sind kleiner, und ihr Gefieder ist braunlicht.

Wilde Truthühner. Die mexikanische Felder und Wälder sind stets voll wilder indianischer Hühner. Man tödtet sie bey Mondscheine, wenn sie sich auf die Bäume gesetzt, wo sie die Nacht zuzubringen pflegen.

Drosseln. Man findet in Mexiko verschiedne Arten Drosseln. Einige sind schwarz, und so vertraut, daß sie in die Häuser gehen. Andere haben rothe Flügel, andere einen gelben Kopf und Leib. Man ißt sie: aber ihr Fleisch ist nicht so fein, als an den unserigen.

Grünspecht. Der Grünspecht in Mexiko ist nicht größer, als eine Turteltaube; sein Schnabel ist so lang, als sein Leib. Seine Federn sind schwarz, ausgenommen am Halse, wo er gelb ist. Man versichert, lauliches Wasser, worein man seine Zunge getaucht, sey ein Mitrel wider das Herzweh, und der Rauch seiner Federn heile andere Leibesschmerzen.

Guachichil. Der Guachichil oder der Blumensauger ist ein kleiner Vogel, welcher ohne Aufhören um die Blumen in Bewegung

ist,

ist, und von ihrem Safte lebt. Er soll sich, wenn er schlafen will, mit dem Schnabel zwischen die Baumäste hängen. Die Indianer brauchen seine Federn zu den schönsten Werken. Carrero, 6. B.

Der Suppilote ist von der Größe eines Rabens. Es giebt deren zwey Arten; eine hat auf dem Kopfe einen Fleischkamm, und die andere eine Koppe von Federn. Sie nähren sich von Aas und Unflat. Die Policey verbietet sie zu Vera-Cruz zu tödten, weil man sie für fähig hält, die Lüfte zu reinigen. Suppilote.

Der Sumser hat ein sehr angenehmes Gefieder, einen schwarzen und sehr dünnen Schnabel, und äußerst seine Beine und Füße. Er ist von der Größe eines Maykäfers. Im Fliehen schlägt er nicht die Flügel, hält sie nur beständig ausgebreitet, bewegt sich mit vieler Geschwindigkeit, und macht ein beständiges Gesumse. Er flattert ohne Aufhören mitten unter Blumen und Früchten. Er setzt manchmal seine Füße drauf, flieht aber alsdann so gleich mit eben der Geschwindigkeit zurück. Jede Blume, jede Frucht hält ihn fünf bis sechs Minuten auf. Man hat deren zwey bis drey Arten, welche in Ansehung der Größe und der Federn unterschieden sind: aber sie sind alle sehr klein. Die größte ist schwärzlich. Sumser.

Guam. Der Guam hat die Größe einer indianischen Henne. Seine Farbe ist schwarzbräunlich. Er bewohnt die Wälder, wo er sich von Beeren nährt. Sein Fleisch ist vortreflich.

Correso. Der Correso ist ein anderer Vogel, der sich von Beeren ernährt, und dessen Fleisch sehr braune ist. Seine Beine werden für sehr giftig gehalten; daher vergräbt man sie mit Sorgfalt, damit sie die Hunde nicht zu essen bekommen. Er ist viel dicker, als der Guam. Das Männchen ist schwarz, hat eine Koppe auf dem Kopfe, das Weibchen aber ist dunkelbraun.

Subtile Krähen. Man nennt eine Art Krähen, welche so groß, wie Tauben sind, subtile Krähen. Ihre Federn sind schwärzlich; aber der Schnabel und das Ende der Flügel fällt ins Gelbliche. Sie bauen ihre Nester auf eine besondere Art. Diese hängen an den Aesten der großen Bäume, selbst an den Spitzen der höchsten, und an den Aesten, welche sich am meisten von dem Stamme entfernen. Sie sind zwey bis drey Fuß von dem Aste entfernt, an welchem sie hängen, und haben die Gestalt eines mit Heu angefüllten Sallatkörbchens. Die Faden, mit welchen das Nest am Aste hängt, und das Nest selbst, bestehn aus einem sehr fein zusam-

men-

mengedrehten Grase. Der Faden ist gegen dem Ast zu dünne, und gegen das Nest dicker. Man bemerkt an einer Seite des Nests ein Loch, welches dem Vogel zum Eingange dient. Ein Baum trägt manchmal zwanzig dieser aufgehangenen Nester, welches ein sehr angenehmes Schauspiel macht.

Die fleischfressenden Krähen sind schwärzlich, beynahe von der Größe unserer Raben. Sie haben einen Kopf ohne Federn. Ihr Hals, der auch fast davon entblößt ist, ist so roth, daß wenn man sie in einer gewissen Entfernung sieht, man sie für indianische Hähne halten würde. Es giebt welche, die ganz weiß sind; aber sie haben einen kahlen Kopf und Hals. Man sieht von der letzten Art nicht mehr als zwey auf einmal. Die Holzhacker sehn die weißen für Könige der zweyten Art an. In den Heerden der schwarzen befindet sich stets eine weiße, und wenn sie sich um ein Aas versammlen, fängt die weiße den Fraß an, keine schwarze wagt, so lange als die weiße zu fressen fortfährt, es anzurühren, und alle schwarzen stürzen über die Beute her, so bald die weiße aufsteigt. Fleischfressende Krähen.

Man findet drey Arten Enten in Mexiko. Einige, kleiner als die unserigen, setzen sich auf trockne Bäume, und kommen Verschiedne Arten von Enten.

men

men nur auf die Erde, um zu essen; andere, welche man in der Landessprache Pfeifenten nennt, weil ihre Flügel eine Art Gezische in ihrem Fluge machen: sie setzen sich, wie die ersten, auf Bäume; die dritten setzen sich niemals, leben wie die europäischen, und gleichen ihnen. Das Fleisch von allen drey Arten ist gut.

Ganzschnabel. Der Vogel, welchen man Ganzschnabel nennt, hat seinen Namen von der Größe seines Schnabels, welcher so groß ist, als der ganze Leib. Die größten sind nicht größer, als unsere Grünspechte, und gleichen ihnen sehr an Gestalt: aber es finden sich kleinere, welche viel seltner sind.

Cogreco. Der Cogreco hat kurze Flügel. Er ist nicht so groß, noch rund, als der Rebhuhn, aber er hat seine Farbe. Er läuft auf die Erde, in morästigen Wäldern, oder am Ufer der Wassergraben. Er hat eine Art Gesang, den er Abends und Morgens hören läßt. Sein Fleisch ist sehr delikat.

Fischerfalke. Der Fischerfalke gleicht an Gestalt und Farbe unsern kleinen Falken. Er hat einen solchen Schnabel und solche Krallen. Gemeiniglich findt man ihn auf Aesten der Bäume, oder trocknen Aesten sitzen, die nahe am Meere oder Flüssen sind. So bald er einen Fisch gewahr

wird,

wird, so fliegt er dicht an das Wasser, greift ihn mit seinen Klauen, und hebt sich in die Luft, ohne das Wasser mit seinen Flügeln zu berühren. Er verschlingt nicht den ganzen Fisch, wie es andere Vögel machen, die davon leben; er zerreißt ihn mit seinem Schnabel, und frißt ihn stückweise.

Amsel. Die Amsel von Neuspanien ist ein wenig größer, als die unserige. Sie hat einen etwas längern Schwanz, und singt nicht, sondern schwatzet wie die Elstern; aber ihre Farbe ist nicht verschieden.

Turteltaube. Der Turteltauben giebt es in diesem Lande dreyerley Gattungen: einige haben einen weißen Kopf; andere sind braun, und die dritten sehr dunkelgrau. Die ersten sind die größten, und das übrige ihres Körpers fällt ins blaue. Sie haben ein sehr delikates Fleisch. Die von der zweyten Gattung sind kleiner, und nicht so fett, als die ersten. Die dritten sind größer als eine Lerche, und sehr fett.

Wendekreisvogel. Man hat mit dem Namen Wendekreisvogel eine Art Vögel belegt, die man wirklich nur in diesem Kreise sieht, es sey nun auf dem Meere oder den Küsten, wo sie gemeiniglich ihr Nest bauen. Sie sind von der Größe einer Taube, rund wie ein Rebhuhn, und ganz weiß. Ihr Schnabel ist gelb, dick und kurz. Sie

haben auf dem Hintertheile eine ungefehr sieben Zoll lange Feder, welche ihnen statt Schwanzes dient. Wahrscheinlicher Weise sind es die nemlichen Vögel, welche unsere Schiffer Strohschwanz (pail-le-en-cu) nennen, und welche man an den afrikanischen Küsten gegen eben der Höhe findet.

Toroque-stal. Der Toroquestal ist von der Größe einer Holztaube. Seine Federn sind grün, und sein Schwanz sehr lang. Die Mexikaner putzten sich mit demselben bey den größten Festen.

Boubie. Die Boubie ist ein Wasservogel, ein wenig kleiner, als eine Henne, und hellgrau. Er ist weißer auf den Inseln, als an den Küsten des festen Lands. Sein Schnabel ist größer und länger, als der Raben ihrer. Seine Füße sind platt, wie bey den Enten. Er ist sehr dumm. Kaum geht er aus dem Wege, wo er Menschen kommen sieht. An der Seite des Südmeers macht er sein Nest auf der Erde, an dem Nordmeere aber auf den Bäumen. Sein Fleisch ist schwarz, und hat einen Fischgeschmack.

Krieger. Der Krieger ist auch ein Wasservogel von der Größe eines Hühnergeyers, welchem er auch an der Gestalt gleicht: aber schwarz, ausgenommen am Halse, wo er roth ist. Er lebt von Fischen, hält

sich

sich in der Luft, wie ein Hühnergeyer, stürzt auf die Fische zu, die er gewahr wird, ergreift sie mit dem Schnabel, flieht wieder auf, ohne das Wasser anders, als mit dem Ende seines Schnabels berührt zu haben. Seine Flügel sind sehr lang, und seine Füße gleichen den Füßen gewöhnlicher Vögel. Er baut sein Nest bald auf der Erde, bald auf den Bäumen, nachdem daß er seine Bequemlichkeit findet.

Ungeheure Vögel.

Ximenes giebt eine Beschreibung von einem mexikanischen Vogel, und nennt ihn ungeheuer. Er hat die Größe eines großen Truthahns, und fast die nemliche Gestalt. Sein Gefieder ist weiß, und mit einigen kleinen schwarzen Flecken gesprenkelt. Er hat einen Schnabel, wie ein Sperber, nur daß er spitziger ist. Er lebt von Land- und See-Beute. Sein linker Fuß gleicht einem Gänsefuß, und dient ihm zum Schwimmen. Der rechte aber ist wie bey einem Falken, und mit diesem letzten hält er seine Beute im Wasser, wie in der Luft.

§. 6.

Mexikanische vierfüßige Thiere.

In Neuspanien unterscheidet man drey Arten vierfüßiger Thiere, nemlich die, welche man von Europa dahin gebracht,

bracht, die von eben der Art, welche man daselbst gefunden, und diejenigen, welche den Ländern eigen sind. Die Kühe, Schafe, Ziegen, Schweine, Pferde, Esel, Hunde und Katzen gehören zur ersten Klasse. Es ist erstaunend, mit welcher Leichtigkeit diese Thiere sich in diesem Lande vermehrt haben. Die Anzahl der Schafe ist wundervoll; aber die Wolle ist trocken und grob, man braucht sie nur zu groben Tüchern und Decken für die Indianer. Diese unzählbare Heerden dienen also nur, das Fleisch, die Milch und den Käse sehr wohlfeil zu machen.

Kühe. Die Kühe haben sich in eben dem Verhältnisse vermehrt, und bringen dem Lande beträchtlichere Vortheile. Man unterscheidet von ihnen die zahmen Kühe, von denen man Milch, Fleisch, Kälber, wie in Europa erhält, und braucht die Ochsen zur Arbeit. Die wilden Kühe, welche die Berge und Wälder bewohnen, werden unter das Wild gerechnet, weil sie keinen Herrn haben: sie gehören demjenigen, der sie zahm macht, oder der sie tödtet. Man findet sie zu tausenden in den Feldern, und man jagt sie nur um ihrer Häute willen. Die, welche ein Handwerk daraus machen, diese Thiere zu tödten, gewöhnen ihre Pferde zu dieser Jagd. Sie rücken mit solcher Schnelligkeit an, daß der Reiter gar keine Mühe

hat,

hat, sie zu lenken. Zu den Waffen haben sie ein Eisen, wie ein halber Mond gestaltet, welches von einem Ende bis zum andern fünf bis sechs Zoll haben kann, und dabey sehr scharfschneidig ist. Das Eisen steckt auf einem vierzehn bis funfzehn langen Schaft. Der Jäger legt seinen Spieß auf den Kopf des Pferdes, das Eisen vorwärts, und rennt dem Thiere nach. Hat er es eingeholt, so wendet er alle seine Kräfte an, ihm die Kniekehle zu zerstoßen. Sein Pferd thut so gleich einen linken Seitensprung, um dem Thiere auszuweichen, das der Schmerz wüthend macht, und auf dasselbe mit aller Gewalt stürzt. Wenn die Sehnen der Kniekehle noch nicht ganz zerschnitten sind, so zerreissen sie vollends durch die gewaltige Anstrengung des Thiers, und ob es gleich nur drey Beine hat, so läuft es doch mit eben der Geschwindigkeit. Alsdann nähert sich der Jäger wiederum mit kleinen Schritten, und schlägt es mit seinem Eisen auf eines seiner Vorderbeine. Dieser Schlag wirft es nieder: der Jäger steigt so gleich ab, und schlägt mit seinem Hirschfänger, womit er stets bewafnet ist, das Thier in das Genicke, ein wenig unter den Hörnern, und er verfehlt fast niemals, den Kopf herunter zu schlagen. Nach Endigung dessen, sucht er eine andere Beute auf, und überläßt das getödtete Thier den

Abdeckern, die ihnen stets folgen. Die Spanier haben die Vorsicht, nur die alten Kühe und alten Stiere zu tödten.

Die beständige Nachstellung dieser Thiere hat sie so wild gemacht, daß es für einen Menschen allein gefährlich ist, sie in die ebnen Gefilde zu ziehen. Die alten Stiere, die schon einmal Wunden erhalten, warten nicht bis sie verfolgt werden, sondern überfallen so gleich die Jäger. Wenn man an eine Heerde kömmt, so stellen sich alle Thiere in Schlachtordnung, und halten sich im Vertheidigungsstande. Die alten Stiere sind an der Spitze; alsdann kommen die alten Kühe und hinten ist das junge Vieh. Wendet man sich rechts oder links, um das Hintertreffen anzugreifen, so unterlassen die alten Stiere niemals, sich eben so zu wenden, und den Jägern Spitze zu bieten. Aus dieser Ursache werden sie nicht heerdenweise angegriffen. Man paßt denjenigen auf, die sich in den ebnen Gefilden verloren haben. Ein leicht verwundeter Stier ergreift gemeiniglich die Flucht: aber ist die Wunde beträchtlich, so stürzt er mit gesenktem Haupte über den Jäger her. Eine Kuh soll in diesem Falle noch gefährlicher seyn, weil sie den Jäger mit ofnen Augen anfällt, statt daß der Stier sie schließt, wodurch man ihm leichter ausweichen kann. Gewiß ist, daß die

nach Europa gebrachten Häute eine der beständigsten Reichthümer von Neuspanien ausmachen.

Die Ziegen, welche in großer Anzahl in diesem Lande sind, geben nicht allein Milch und Zickelchen, sondern auch sehr gutes Inselt, welches zur Zubereitung des Saffians und zum leuchten dient. Ziegen.

Die Himmelsgegend ist für die Pferde so gut, daß sie sich wunderbarlich vermehrt haben: und sie sind auch so gut, als in Spanien selbst. Man bedient sich ihrer zur Reise, allein zur Fortschaffung der Reisegeräthe und Waaren der Maulesel. Ein Gesetz, so alt als die Niederlassung der Spanier in diesem Lande, verbindet alle Einwohner von Städten und Flecken, die, welche mit einem Paß von königlichen Bedienten reisen, mit Lebensmitteln und Pferden auf ihrer ganzen Reise zu versehen, ohne eine andere Vergütigung dafür, als einen geringen Nachlaß von Abgaben. Pferde.

Man findet in Mexiko wilde Pferde, aber in geringer Menge als auf der spanischen Insel, wo man Heerden zu fünf hunderten wenigstens laufen sehen soll. Wenn sie einen Menschen in einer gewissen Entfernung gewahr werden, so macht sich eines von ihnen los, nähert sich der Person, schnaubt mit den Nasenlöchern, und

nimmt einen andern Weg, indem es aus aller Macht galoppirt: so gleich folgen ihm die andern. Ob sie gleich von dem nemlichen Geschlecht sind, als die zahmen Pferde, so sind sie doch in den Wäldern, die sie bewohnen, ausgeartet. Die meisten haben einen dicken Kopf, höckerigte Beine, und einen langen Hals. Uebrigens sind sie zur Arbeit sehr geschickt, und werden leicht zahm. Um sie zu fangen, legt man ihnen Schlingen in die Wege, die sie oft kommen: sie fallen allezeit hinein; doch wenn sie mit dem Halse hinein gerathen, so erdrosseln sie sich. So bald man sie gefangen, bindt man sie an den Stamm eines Baums, und giebt ihnen zwey Tage nichts zu essen und zu trinken. Den dritten reicht man ihnen Futter, und wenn sie das sehen, so sind sie so zahm, als wenn sie stets unter den Menschen gelebt. Man versichert so gar, daß diejenigen, welche man losgelassen, nachdem man sie viele Tage gefüttert, hernach an den nemlichen Ort wiedergekommen, und wenn sie ihre Herren gewittert, sie erkannt, sich von ihnen wieder greifen lassen.

Wilde Hunde.

Man findet in diesem Lande eine Menge wilder Hunde. Man glaubt, daß sie ursprünglich von denjenigen sind, welche die ersten Spanier, die in dieses Land kamen, mit sich brachten, und welche, nachdem sie ihre Herren verloren und verlassen,

sich

sich in den Wäldern verbreiteten. Die meisten gleichen unsern Windhunden: sie gehen heerdenweise. Ob sie gleich äußerst gefräßig sind, so haben sie doch keinen Muth, die Pferde und Kühe anzugreifen; aber sie fressen Kälber und Fohlen. Ein Eber macht ihnen gar keine Furcht: sie greifen ihn an, und verlassen ihn nicht eher, als bis sie ihn aufgefressen haben. Es giebt aber auch ursprünglich mexikanische Hunde.

Ursprünglich mexikanische Thiere, und welche den unsrigen gleichen.

Die Eroberer von Mexiko versichern, daß es vor ihrer Ankunft in diesem Lande Löwen, Tyger, Bäre, Eber, Hirsche und Füchse gegeben: aber die Thiere haben keine genaue Gleichheit mit den Thieren unserer Halbkugel.

Mexikanische Löwen.

Die **mexikanischen Löwen** sind nicht roth: sie haben auch keine Mähnen, wie die unserigen. Ihre gewöhnliche Farbe ist grau, und weit entfernt, daß sie so wild sind, als afrikanische und asiatische Löwen, sie lassen sich in einem Kreise von Menschen, in welchen man sie gar leicht eintreiben kann, fangen, und mit Steinen und Prügeln tödten. Werden sie aber von Hunden verfolgt, so kriechen sie auf die Bäume, wo sie die Jäger mit Lanzen und Gewehren herunter treiben.

Tyger.

Die **Tyger** haben eine Farbe, wie die afrikanischen, und sind wegen ihrer Ge-

schicklichkeit und ihrer Grausamkeit nicht weniger gefährlich: aber sie sind weder so groß noch so dicke. Man giebt vor, sie hätten einen besondern Haß gegen die Eingebornen des Landes, und mitten unter vielen Spaniern wählen sie stets einen Indianer, um ihn zu zerreissen.

Bäre. Die Bäre haben die Gestalt und Wildheit der unserigen: aber sie sind in diesem Lande nicht gemein. Sie verkriechen sich in die Erde, und suchen ihre Beute nur bey Nacht.

Die Eber. Die Eber, welche die Mexikaner Sainos nennen, sind weit schwächer, als die europäischen, und was sonderbar ist, so haben sie auf dem Rücken ihren Nabel. Sie gehn in Wäldern heerdenweise. Ihre Zähne sind scharfschneidend, und machen sie um desto schrecklicher, da sie die Jäger selbst angreifen. Die, welche ihnen nachstellen, müssen auf die Bäume steigen, wo diese Thiere sie nicht so bald entdeckt haben, als sie in großer Anzahl zusammenlaufen. Sie beissen in den Stamm des Baums, wenn sie dem Menschen nicht schaden können: aber man tödtet sie leicht in dieser Lage. Der Anblick der Getödteten, oder das Geräusch des Schießgewehrs bringt alle die andern in Furcht. Ihr Fleisch ist sehr gut, doch muß man die Sorgfalt haben, ihnen den Nabel, wel-

welcher, wie wir gesagt, auf dem Rücken ist, abzuschneiden: er verweset in einem Tage.

Die mexikanische Wälder sind voller Hirsche: aber Akosta meynt, daß der allergrößte Theil ungehörnert sey. Hirsche.

Die mexikanischen Füchse sind nicht größer, als unsere Katzen. Sie haben ein schwarzes und weißes Haar, und einen sehr schönen Schwanz. Wenn sie verfolgt werden, so bleiben sie stehn, nachdem sie ein wenig gelaufen sind; und zu ihrer Vertheidigung geben sie einen so stinkenden Urin von sich, daß er die Luft, hundert Schritte herum, vergiftet. Wenn einer über ein Stück Kleid eines Jägers fällt, so muß man es einige Zeit in die Erde vergraben, um den unerträglichen Geruch davon zu vertreiben. Füchse.

Die Wölfe von Neuspanien gleichen dem Leoparden, wenn man Gemelli und Carreri glauben darf. Wölfe.

Der Beoti, welchen die Spanier Dante oder mexikanische Kuh nennen, ist ein Thier ohne Hörner, von der Größe einer kleinen Kuh. Sein Fell ist wegen der Dauerhaftigkeit sehr schätzbar, durch welches kein Hieb noch Schuß geht. Da dieses Thier zu viel Blut hat, so reibt es sich die Beine an einem Steine, und läßt Beoti.

sich Ader. Die Mexikaner halten sein Fleisch sehr hoch.

Sibole. Man belegt mit dem Namen Sibole ein anderes Thier, welches von der Größe einer Kuh ist. Man schätzt sein Fell, das sehr weich, und dessen Haar sehr lang ist.

Ein Thier, dessen Namen unbekannt ist. Man findet in der Provinz Vera-Paz ein wildes Thier, welches nicht größer ist, als ein Bär. Es hat schwarzes Haar, einen breiten Schwanz, fast menschlich gestaltet; Hände und Füße; ein breites unhaariges und gerunzeltes Gesicht, und eine Stumpfnase, wie die Neger.

Gemse. Die Provinz Guatimala bringt eine Art Gemsen hervor, welche zwey Magen haben, einen zur Verdauung des Fraßes, den andern zum Behältniß verschiedner Arten verfaulten Holzes. Man kann nicht errathen, was die Natur bey einer so sonderbaren Organisation für eine Absicht hat. Die Mexikaner essen das Fleisch dieser Thiere, ob es gleich klebrig ist.

Squache. Das Squache ist größer, als eine Katze, und sein Kopf einem Fuchskopfe sehr ähnlich. Es hat kurze Ohren, und eine lange Schnautze. Seine Füße sind mit spitzigen Klauen bewafnet, womit sie auf die Bäume klettern können. Sein Fell ist mit einem kurzen, feinen und gelblichten Haar bedeckt. Sein Fleisch ist gesund,

sund, und von sehr gutem Geschmacke. Es ißt sehr gute Früchte, vornemlich Sapotillen, deren Bäume seine gewöhnliche Zuflucht sind. Wenn man sie jung fängt, so macht man sie so leicht zahm, als die Hunde, und richtet sie eben so ab. Dieses Thier ist in der Provinz Yucalan sehr gemein.

Der Ameisenbär ist von der Größe eines wohlgewachsnen Hunds. Er hat rohes und etwas bräunliches Haar, welches in das Schwarze fällt, kurze Beine, eine lange Schnautze, kleine Augen, einen sehr kleinen Rachen, und eine so dünne Zunge, als ein fünf bis sechs Zoll langer Erdwurm. Dieses Thier ernährt sich nur von Ameisen, und man findets nur bey Ameisenhaufen. Um sie zu fangen, legt es seine Schnautze auf die Erde am Rande des Wegs, den sie laufen, und steckt die Zunge über diesen Weg hinüber. Die Ameisen verweilen sich darauf, und den Augenblick ist sie damit bedeckt. Alsdann zieht er sie ein, und verschlingt sie. Diese Uebung wiederholt er so lange, als er Hunger hat. Ob gleich diese Thiere einen Ameisengeruch haben, so kann man doch ihr Fleisch essen. Man findet ihrer sehr viel in dem festen Lande von Mexiko und an den Küsten des Südmeers. Ameisenbär.

Sloth. Das Sloth ist mit einem braunen Haare bedeckt. Es ist ein wenig größer, als ein Ameisenbär, und nicht so borstig. Es hat einen runden Kopf, kleine Augen, eine kurze Schnautze, scharfe Zähne, kurze Beine, und lange und durchdringende Klauen. Es nährt sich von Blättern. Es ist so träge, daß es, nachdem es alle Blätter eines Baums abgefressen, fünf bis sechs Tage zubringt, um herunter zu kommen, und einen andern zu suchen. Ob es gleich sehr fett ist, wenn es den ersten verläßt, so kömmt es doch auf dem andern sehr mager an. Dampier versichert, es brauche neun bis zehn Minuten, um einen Fuß drey Zoll weit fortzusetzen. Er sagt, er habe einige geschlagen, um sie aufzumuntern; aber sie hätten unempfindlich geschienen. Nichts erschreckt sie und kann sie zwingen, hurtiger zu gehen. Es ist viele Wahrscheinlichkeit, daß es das nemliche Thier ist, von welchem wir in der Beschreibung der Küste Guinea unter dem Namen des Faulthiers geredet.

Armadillo. Das Armadillo hat seinen Namen von seinem Harnisch. Es ist von der Größe eines Spanferkels; aber von längern Körper. Es hat einen mit einer Schale bedeckten Rücken, die unter dem Bauche zusammen geht, und nur zu vier Pfoten Platz läßt. Es hat einen kleinen

Kopf,

Kopf, einen Schweinerüssel, und einen sehr langen Hals. In seinem Gange zeigt es seinen ganzen Kopf: aber bey der geringsten Furcht verbirgt es ihn unter seine Schale. Es zieht auch seine Füße ein, und bleibt unbeweglich, wie eine Landschildkröte. Seine Schale ist auf dem Rücken kreuzweise getheilt, und diese Gelenke dienen ihnen sich zu drehen. Seine Füße sind den Füßen der Landschildkröten gleich. Es gräbt in die Erde, wie die Kaninchen, und hat sehr scharfe Nägel. Man liebt sein Fleisch sehr.

Wenn man dem Laet glaubt, so ist dieses Thier in ganz Amerika sehr gemein; aber es unterscheidet sich vornemlich an der Größe in jedem Lande.

Das Tlaquatzin ist von der Gestalt eines kleinen Hunds, hat eine lange und unhaarige Schnautze, einen kleinen Kopf, sehr kleine Ohren, kleine und schwarze Augen, einen sehr langhärigen und weissen Leib bis an das Ende, welches schwarz ist. Sein Schwanz ist rund, acht bis neun Zoll lang, mit einem Tygerhaar bedeckt, so biegsam, daß es sich desselben bedient, um sich an alles zu hängen, was ihm begegnet. Das Weibchen trägt vier bis fünf Junge auf einmal. Sie sind nicht so bald geworfen, so steckt es sie in einen Sack von Haut, welche ihr die Na-

Tlaquatzin.

tur

tur unter den Zitzen gegeben, wo sie sie mit ihrer Milch ernährt. Der Sack ist so wohl eingerichtet, daß man nirgends leicht die Oefnung entdeckt. Dieses Thier klettert mit erstaunender Leichtigkeit auf die Bäume, und stellt den Vögeln nach. Sein Schwanz wird für ein Mittel wider den Stein, und viele andere Krankheiten gehalten. Laet versichert, daß er unglaubliche Kräfte habe.

Tygerkatze. Die Tygerkatze ist in der Provinz Yucatan sehr gemein. Es ist ein wildes Thier, von der Größe unserer Schafhunde, hat kurze Beine und einen untersetzten Leib. Am Kopfe, Haare und der Weise, seiner Beute nachzugehen, gleicht es dem Tyger. Sie sind in so großer Menge in der Campechebay, daß sie daselbst den Einwohnern sehr furchtbar seyn würden, wenn sie nicht daselbst junge wilde Kälber zu ihrer Nahrung fänden, welche in diesem Lande sehr gemein sind. Sie haben eine so grimmige und wilde Mine, daß sie den kühnsten Menschen zittern machen.

Bergkuh. Unter die sonderbarsten Thiere von Mexiko zählt man eine Art Kühe, welche im Walde nicht weit von den großen Flüssen wohnt. Sie ist von der Größe eines zweyjährigen Stiers, und am Leibe wie eine Kuh gestaltet; aber sie hat einen viel dickern und stärkern Kopf, und keine

Hör-

Hörner. Ihre Schnautze ist kurz, ihre Augen sehr groß, rund und voll. Sie hat dicke Lippen, lange aber nicht so starke Ohren, als die gewöhnlichen Kühe. Der Hals ist dick und kurz: die Beine sind kürzer, als bey unsern Kühen. Der Schwanz ist sehr lang, aber nur ein wenig behaart: der Leib aber mit einem dünnen lichten Haare ganz besetzt. Ihr Fleisch ist roth, und ihr Fett weiß: es ist sehr gesund und wohlschmeckend. Man findet welche, die fünf bis sechs hundert Pfund wiegen. Sie nähren sich von einer Art Kraut und langen zarten Moos, welches an den Ufern der Flüsse sehr gemein ist. Wenn sie satt sind, legen sie sich nieder, wo es ist. Der geringste Lermen weckt sie auf; alsdann stürzen sie sich ins Wasser, so tief es auch ist, gehn auf dem Grunde unterm Wasser, wie auf trocknem Lande. Sie sind in den Provinzen Yucatan, Honduras, bis an den Darim-Fluß sehr gemein.

Cornetas de Terra.

Ausser den gemeinen Ziegen findet man auch eine ganz besondere Gattung derselben, welche die Spanier **Cornetas de Terra** genannt haben. Man glaubt, sie wären von Chili nach Mexiko gebracht worden. Sie sind fünftehalb Fuß hoch, und werden sehr leicht zahm. Man zäumet sie, und zwey der stärksten Männer können auf ihnen sitzen; sie tragen sehr

leicht:

leicht: ihr Schritt ist ein Paß, oder ein Galopp. Ihre Schnautze gleicht der Hasen ihrer: sie käuen auch wieder, wie derselbe, indem sie beyde Lippen bewegen. Ihr Kopf ist der Gazellen ihrem nicht unähnlich. Sie sind mit gewundenen Hörnern bewafnet, welche sie alle Jahre abwerfen. Da diese Hörner von keinem Nutzen seyn können, so findet man sie an allen Orten, wo diese Thiere sind, zerstreut. Ihre Ohren gleichen den Eselsohren. Sie haben einen dünnen Hals, wie das Kameel, und tragen ihn grade, wie die Schwäne. Ihre Brust ist breit, wie an den Pferden, und der Rücken, wie eines schönen Windspiels seiner. Ihr Kreutz und Schwanz ist wie bey den Gemsen. Sie haben einen gespalteten Fuß, wie das Schaf, mit einem Sporne von innen, von der Größe eines Fingers, und so spitzig, als des Adlers seiner. Dieser Sporn, welcher ungefehr zwey Zoll über den Ort liegt, wo das Horn sich theilt, dient ihnen, um damit auf die Felsen zu klettern, und sich in allen Stellungen fest zu halten. Ihr Haar unterm Bauche ist zwölf bis vierzehn Zoll lang: das aber auf dem Rücken ist eine Art halbkrauser Wolle.

Dieses Thier ist sehr zahm, zu allen Beschwerlichkeiten geschickt, und von großem Nutzen. Sein Fleisch schmeckt

wie

wie Schaffleisch. Waffer hat deren viele getödtet, und versichert, daß er in dem Magen eines solchen Thiers dreyzehn Bezoarsteine von verschiedener Gestalt gefunden, deren einige den Korallen gleichen. Sie waren ganz grün, als er sie entdeckte; aber sie bekamen hernach eine Aschfarbe. Die Spanier belehrten ihn, diese Thiere würden bey den peruanischen Bergwerken sehr gut gebraucht. Sie schickten auf ihnen das Metall nach den am Meere gelegenen Städten über jähe Felsen und so verfallene Wege, auf welchen andere Thiere nicht fortkommen könnten. Man beladet und treibt sie bis an diese unwegsamen Oerter, und ihr Treiber überläßt sie alsdenn sich selbst, und sie machen einen Weg von mehr als sechzehn Meilen, da er hingegen mehr als funfzig Meilen Umwegs machen muß; doch findet er sie hernach wieder. In einer Stadt der Küste, welche eine Meile weit ihr süßes Wasser holen lassen muß, hat man diese Ziegen abgerichtet, es ohne Treiber mit zwey Zobern auf dem Rücken, zu holen. Wenn sie an den Fluß kommen, so gehn sie so tief herein, daß sie diese Zober anfüllen können, und bringen sie zu ihren Herren angefüllt. Wenn die Sonne untergegangen ist, so lassen sie sich nicht mehr zur Arbeit gebrauchen, und mit Gewalt sie dazu zu zwingen, ist vergebens.

§. 7.

Giftige Thiere.

Schlangen.

Die Schlangen sind in Mexiko in so großer Anzahl, und unterscheiden sich durch so viel verschiedene Namen, daß zur Vermeidung einer Menge barbarischer Namen, welche vergessen sind, so bald man sie gelesen, man sie in vier Hauptgattungen eintheilen wird, nemlich in die gelben, in die grünen, in die braunen und in diejenigen, welche gelb und weiß gesprenkelt sind.

Die ersten sind gemeiniglich so dick, als der untere Theil eines Menschenbeins, und haben sechs bis sieben Fuß in der Länge. Sie sind so faul, daß sie fast niemals einen Ort verlassen, wenn sie daselbst Eydechsen und andere dergleichen Thiere zu ihrer Nahrung haben können. Doch treibt sie manchmal der Hunger auf die Bäume, um die großen Vögel und andere Thiere, die sich dahin begeben, zu haschen. Man versichert, daß wenn sie sich um einen Baum gewunden, sie die Stärke haben, eine vorbeygehende Kuh aufzuhalten, und daß sie, indem sie einen Theil ihres Leibes um den Baum lassen, mit dem andern sich um die Hörner der Kuh winden, und Meister von ihr machen. Sie sind so wenig giftig, daß man das Fleisch davon ißt. Es sollen sich einige

nige dieser Gattung finden, die so dick, als ein menschlicher Körper sind.

Grüne Schlangen.

Die grünen Schlangen haben nur die Dicke eines Zolls, und die Länge von vier bis fünf Fuß. Ihr Rücken hat ein sehr lebhaftes Grün: aber die Farbe des Bauchs fällt etwas ins gelbe. Sie liegen zwischen den grünen Blättern der Sträucher, ernähren sich von den Vögeln, die sich daselbst niedersetzen. Sie sind sehr giftig.

Braune Schlangen.

Die braune Schlange ist ein wenig dicker als die grüne, aber sie ist nicht länger als ein oder zwey Fuß. Sie ist so wenig gefährlich, daß man sie ohn Entsetzen in die Häuser kommen sieht. Sie stellt den Mäusen mit vieler Geschicklichkeit nach, und fängt sie.

Die gelbgefleckten Schlangen sind alle den Mexikanern sehr furchtbar. Es giebt eine Gattung davon, welche die Spanier **Scorpion** genannt. Sie kann drey Viertelellen haben: aber ihr Schwanz beträgt den größten Theil dieser Länge. Sie hat sehr kurze Beine, und die Zunge ist von einer brennenden Röthe. Ihre Haut ist sehr hart, gelb und weiß gefleckt: der Anblick dieses Thiers aber erschrecklich. Doch sind ihre Bisse nur denjenigen tödtlich, die dafür etwas aufzulegen vergessen. Uebrigens ist sie zahm,

und verletzt nur diese, welche sie angreifen. Man kann sie in die Klasse der Eydechsen bringen.

Galipeque. Die Galipeque ist eine Art dunkelbraun und gelbgefleckter Eydechsen. Sie ist von der Dicke eines Menschenarms, hat vier Füße und einen sehr guten Schwänz. Sie lebt in den Stämmen alter Bäume, vornemlich in den morastigen Oertern. Die Indianer halten sie für sehr giftig, und nähern sich ihnen stets mit Vorsicht.

Die Spanier benennen mit dem Namen Viper eine Gattung Schlangen, welche den Vipern nur am Kopfe gleicht. Ihre gewöhnliche Länge ist ohngefehr sechszehn Zoll. Ihre Dicke ist mittelmäßig. Sie hat einen weißgelblichten Bauch, an den Seiten eine Art weißer Schuppen, mit schwarzen Linien hin und wieder abgesetzt, einen tygerfarbnen Rücken mit braunen Linien, die bis auf das Rückgrad gehn. Es giebt verschiedne Arten davon, die nur der Farbe nach unterschieden sind. Sie hat am Ende des Schwanzes eine Art Klappern, und alle Jahre wächst noch eine neue hinzu, die sich mit den alten in Gestalt eines Rings verbindet. Diese Klappern folgen auf einander, wie die Wirbelbeine des Rückgrads, und geben einen wahrhaften Klang, wenn sie sich bewegen. Ihre Augen sind schwarz und

mittel-

mittelmäßig groß. Sie hat zwey Zähne in dem obern Kinnbacken, durch welche man glaubt, daß sie ihr Gift speye, und fünfe an den Seiten der Kinnbacken. Man bemerkt sie leicht, wenn man ihren Kinnbacken öfnet. Die, welche das Unglück haben, von diesem schrecklichen Thiere gebissen zu werden, sterben noch vor vier und zwanzig Stunden in den grausamsten Martern. Wenn sie gereizt wird, so schüttelt sie ihre Klappern, welche alsdann viel Geräusche machen. Die Indianer sollen ihr Fleisch essen.

Scorpionen und Kröten.

Man findet in gewissen Gegenden der Provinz Guatimala Scorpionen von der Größe eines Kaninchen, und beynahe eben so große Kröten, welche wie die Vögel auf die Aeste der Bäume springen. Diese Thiere machen ein entsetzliches Getöse, wenn die Regenzeit ist.

Ungeheure Spinnen.

In den mexikanischen Distrikten giebt es auch Spinnen, deren Leib so dick als eine Faust ist, die Beine aber so dünne, als an einer europäischen. Sie haben zwey anderthalb Zoll lange Hörner, und ihre Dicke ist zu ihrem Leibe sehr verhältnißmäßig. Man bewahret sorgfältig die Hörner, wenn man die Spinnen tödtet. Einige bedienen sich derselben zur Säuberung ihrer Pfeife; andere zur Heilung der Zähne, deren Schmerzen sie stillen

sollen. Der Rücken dieser Thiere ist mit gelblichen und sehr weichen Pflaumfedern bedeckt. Viele Naturforscher meynen, sie wären sehr giftig; andere versichern aber, sie wären nichts weniger als gefährlich: doch niemand wagt einen Versuch damit.

Ameisen. Mexiko ist voller verschiednen Arten Ameisen. Man findet große, kleine, schwarze und gelbe. Der Stich der grossen schwarzen ist fast so gefährlich, als der Scorpionen ihrer: die kleinen von eben dieser Farbe sind nicht weniger schädlich. Ihr Stachel dringt durch, wie Feuer. Auf den Bäumen ist ihrer eine so große Menge, daß man manchmal ganz davon bedeckt ist, ehe man sie bemerkt hat: aber sie stechen selten, weil man sie nicht beleidiget. In den mitternächtlichen Provinzen machen sie ihr Nest auf großen Bäumen, zwischen den Stamm und Aesten. Daselbst bleiben sie den ganzen Winter, das ist, die Regenzeit über, und bewahren ihre Eyer unter dieser Zeit sehr sorgfältig. Die Spanier schätzen diese Eyer sehr hoch, und füttern damit die Hühner. In der trocknen Jahrszeit breiten sie sich an allen Oertern aus, wo es Bäume giebt; in den Savanen sieht man sie niemals. Ihre Fußsteige sind in den Wäldern eben so gebahnet, als unsere Heerstraßen, und haben eine Breite von drey

bis

bis vier Zoll. Sie machen eine lange Reihe, und scheinen einander recht eifrig vorkommen zu wollen.

Man findet in diesem Lande noch eine andere Art schwarzer Ameisen, welche lange Beine haben, und heerdenweise ziehen. Sie folgen regelmäßig ihren Anführern, und haben nicht solche gebahnte Fußsteige, als die andern. Wenn sie in eine Hütte kommen, so wühlen und rauben sie den ganzen Tag durch. Die Gewohnheit, worinn man ist, sie vor Ende des Tags noch abziehn zu sehn, macht, daß sie die Einwohner gehn lassen: überdieß würde es auch sehr schwer seyn, sie zu verjagen.

In der Gegend Yzalkos soll man noch eine sehr große Art derselben finden, die von den Einwohnern gegessen, und auf dem Markte feil gehalten wird.

Die Bienen sind in diesem Lande sehr gemein: sie entfernen sich gar nicht aus den Wäldern, und setzen sich in die Baumhöhlen. Die Indianer haben ein Mittel gefunden, eine Art davon zahm zu machen, indem sie ihnen Baumstämme ausgehöhlt, die ihnen zu Bienenstöcken dienen. Diese Hausbienen unterscheiden sich von den unserigen nur darinn, daß sie brauner sind, und ihr Stachel zu schwach ist, eine Menschenhaut zu durchstechen. Bienen.

Doch fallen sie mit Wuth über diejenigen her, die sie beleidigen: aber ihr Stich ist nur eine Kützelung, wovon keine Spur zurück bleibt. Sie geben viel Honig, und die Farbe davon ist weiß. Der Waldbienen giebt es zwey Arten; eine ist sehr dick und sticht heftig; die andere hat die Größe unserer schwarzen Fliegen; aber sie sind viel länger. Vieler Indianer Beschäftigung ist, das Honig zu suchen, welches sie in die Baumhöhlen tragen, und es auf den Märkten zu verkaufen, wovon sie sehr anständig leben.

Alligator. Der Alligator ist in allen amerikanischen Ländern gemein; aber nirgends ist er es mehr, als in Neuspanien. Er hat so viel Aehnlichkeit mit dem Krokodill, daß viele Naturforscher geglaubt, diese beyden Thiere wären eines und eben dasselbe unter verschiedenen Benennungen. Der Alligator ist nur sechszehn bis siebzehn Fuß lang, und nicht dicker, als ein mittelmäßiges Fohlen. Er hat die Gestalt einer Eydechse. Seine Farbe ist sehr dunkelbraun; sein Haupt sehr dicke, und seine Zähne sehr stark. Er hat deren zwey am Ende der untern Kinnbacke, welche von einer beträchtlichen Länge sind. Sein ganzer Leib ist mit sehr harten Schalen bedeckt, welche eine sehr dicke Haut verbindet. Ueber den Augen sind zwey harte

und

und mit Schalen bedeckte Höcker. Vom Kopf bis auf den Schwanz besteht das Rückgrad aus Knoten von Schalen, welche sich nicht bewegen, wie bey den Fischen. Sie sind so stark mit der Haut vereiniget, daß man sie nicht anders, als mit einem sehr schneidenden Messer trennen kann. Die Schalen, welche an den Seiten sind, und nach dem Bauche zu gehn, sind dunkelgelb, nicht so dick und stark, als die andern. Im Gehen schleppt er seinen Schwanz hinten nach. Sein Fleisch hat einen starken Muskusgeruch, und darum ißt man nicht davon. Dieser Geruch kömmt von vier Drießen, welche er von Natur hat; zwey im Unterleibe, nahe an jeder Hüfte, und zwey andere gegen die Brust, an jedem Vorderbeine. Man trägt sie als ein Räuchwerk.

Die Krokodille haben keine von diesen Driesen, noch im untern Kinnbacken lange Zähne. Ihre Beine sind länger. Wenn sie laufen, tragen sie den Schwanz hoch und im Bogen gekrümmt. Die Knoten ihrer Schalen auf dem Rücken sind dicker, größer und fester. Sie besuchen nicht die nemlichen Oerter. Die Spanier heißen diese beyde Gattungen Caymanen. Ohne Zweifel ist aus dieser gemeinschaftlichen Benennung der Irrthum entstanden.

Dampier gesteht, daß sich die Eyer dieser beyden Amphibien so vollkommen gleichen, daß man sie mit Augen nicht unterscheiden kann. Sie sind so groß, wie Gänseeyer, aber viel länger. Die einen und die andern sind eine sehr gute Nahrung, obgleich die Eyer des Alligators etwas nach Muskus riechen. Diese beyden Thiere leben auf dem Lande und im Wasser, und sowohl im süßen, als salzigen Wasser. Sie lieben so sehr den Fisch als das Fleisch. Der Hund soll für sie ein sehr delikater Fraß seyn. Man hat bemerkt, daß die Hunde nicht freywillig aus den großen Flüssen und Buchten saufen, wo sich Krokodille und Alligatore verbergen können: sie halten in einiger Entfernung vom Ufer, und bellen lange genug, ehe sie sich hinan machen. Wenn sie der Durst nöthigt, daraus zu trinken, so thun sie es nur zitternd, und über den Anblick ihres eignen Schatten weichen sie schon mit neuem Bellen zurück.

Eben dieser Autor versichert, der Krokodill sey viel wilder und kühner, als der Alligator: er verfolgt sowohl die Menschen, als Thiere; anstatt daß der Alligator niemals Böses thut, wenn man ihn zufrieden läßt.

§. 8.

Fische.

Der merkwürdigste Fisch dieser Ge- Axolotl.
gend ist der, welchen die Mexikaner Axo-
lotl nennen. Er hat eine sehr ebene und
unter dem Bauche mit kleinen Flecken ge-
sprengte Haut, deren Größe von der Mit-
te des Bauchs bis zum Schwanze ab-
nimmt. Seine Länge ist ungefehr sechs
und seine Dicke zwey Finger. Er hat vier
Füße, wie die Eydechse. Sein Schwanz
ist sehr lang, und am Ende sehr dünne.
Seine Füße dienen ihm zum Schwimmen,
sind, wie bey den Fröschen, in vier Fin-
ger getheilt. Sein Kopf hat eine Größe,
die mit seinem Körper kein Verhältniß
hat: sein Rachen ist schwarz und stets of-
fen. Die Naturforscher geben vor, er
habe einen Uterus und seine Monate, wie
die Frauen. Sein Fleisch ist sehr gut,
und hat einen Geschmack, wie ein Aal.

Dampier unterscheidet acht Arten von Schildkrö-
Schildkröten, 1) die großen Schildkrö- ten.
ten, 2) die Dickköpfe, 3) die Falkenschnä-
bel, 4) die grünen Schildkröten, 5) die
Hecaten, 6) die Terrapenen, 7) die
Bastardschildkröten, 8) die kleinen Schild-
kröten.

Die ersten sind wirklich größer, als
die andern, haben einen höhern und run-

den

den Rücken, aber das Fleisch ist stinkend und sehr ungesund.

Die Dickköpfe haben in der That einen dickern Kopf, als alle die andern: ihr Fleisch ist auch sehr stinkend. Sie nähren sich von Moos, das auf den Felsen wächst. Die Franzosen vermengen gewöhniglich diese beyden Arten unter dem Namen Cauanen.

Die Falkenschnäbel sind die geringsten von allen. Man nennt sie also, weil sie einen langen und kleinen Rachen haben, der in der That die Figur eines Falkenschnabels hat. Ihr Rücken ist mit einer schönen Schale bedeckt, womit man einen reichen Handel treibt. Die Schale der größten wiegt ungefehr viertehalb Pfund. Ihr Fleisch ist in gewissen Ländern so ungesund, daß es schreckliches Brechen erregt. Ihre gute und böse Eigenschaft rührt von der Nahrung, welche sie nehmen. Sie legen ihre Eyer gern in den Inseln der Hondurasbay, und längst den Küsten des festen Lands von Trinidad bis nach Vera-Cruz. Wir haben anderswo von denjenigen geredet, die an den guineischen Küsten sind.

Die grünen Schildkröten haben ihren Namen von der Schale, die grüner ist, als der andern ihre. Sie ist sehr dünn, sehr durchscheinend, und die Wol-

ken daran sind schöner, als bey den Falkenschnäbeln. Sie wiegen an drey hundert Pfund. Ihr Kopf ist rund und klein, und ihr Rücken sehr platt. Ihr Fleisch ist weiß, und sehr zart an Geschmack, ihr Fett gelb. Man schickt von Jamaika nach Mexiko Schiffe, welche sie mit dem Netze fangen, für sie Wasserbehälter im Meere machen, und sie so lebendig aufbewahren. Es ist die gewöhnliche Nahrung des Volks. Diese Art Schildkröten lebt von einem Kraute, welches fünf bis sechs Faden im Wasser wächst. Doch ist dieses Kraut von demjenigen unterschieden, das die Matanee und den Lamentin ernährt. Seine Blätter sind kleiner.

Die Hecaten lieben das süße Wasser: sie suchen die Teiche und die Seen, und kommen selten an das Land. Sie wiegen nur zwölf bis funfzehn Pfund. Sie haben kleine Beine, platte Füße, einen langen und dünnen Hals. Ihr Fleisch ist eine sehr gute Nahrung.

Die Terrapenen sind eine Art viel kleinerer Schildkröten, als die Hecaten. Ihr Rücken ist runder, und ihre Schalen gleichsam von Natur zerschnitten. Sie lieben die feuchten und morastigen Oerter: ihr Fleisch ist sehr gut. Sie gehn aus dem Wasser, kommen in die Wälder, wo sie die Jäger sehr leichte fangen. Sie

machen

machen ihnen ein Zeichen auf den Rücken, lassen sie wieder laufen, und nach Verlauf eines Monats findet jeder diejenigen, die er gezeichnet hat.

Die Bastardschildkröten sind grüne Schildkröten, aber ihre Schale ist viel dicker, als die Schale der andern von gleicher Farbe, und ihr Fleisch ist auch nicht so weich. Es ist von allen Arten die breiteste: ihr Bauch hat gemeiniglich eine Breite von fünf Fuß. Sie sind die wohlgenährtesten des Südmeers, und gehn an das Land im hellen Tage, und legen sich an die Sonne, anstatt daß bey den übrigen Arten das Weibchen allein an das Land geht, und ihre Eyer in Sand legt, und zwar nur des Nachts.

Die kleine Schildkröte ist noch eine verschiedene Art, welche sich an der Abendküste von Mexiko befindet, und deren Fleisch sehr gerühmt wird. Man bemerkt, daß die Schildkröten überhaupt ihre Eyer an Oerter legen, die von denjenigen entfernt sind, wo sie ihre gewöhnliche Nahrung haben. Der Fisch, welchen man Vielfraß nennt, folgt ihnen nach: es erscheint nicht einer an den Orten, die sie verlassen, und bey ihrer Zurückkunft sieht man deren sehr viele.

Dampier vermeynt, die Schildkröten arbeiteten im Wasser an der Fortpflanzung

zung ihres Geschlechts; das Männchen hucke neun Tage auf dem Weibchen, und verlasse es in dieser Stellung nicht leicht. Wenn das Weibchen in dieser Lage ist, so bestrebt es sich äußerst zu entwischen, wenn es einen Kahn erblickt; aber das Männchen hält es mit seinen beyden vordern Floßfedern zurück. Wenn man sie gepaart antrift, so ist das sicherste, das Weibchen zu erschiessen; man hat das Männchen alsdann ganz gewiß.

§. 9.

Bergwerke, Metalle, Edelgesteine und andere merikanische Produkte.

In den ersten Zeiten, da die Spanier Meriko eroberten, prahlten sie mit ihren in diesem Lande entdeckten unermeßlichen Reichthümern öffentlich: aber die Staatsklugheit legte ihnen bald Stillschweigen auf: man trieb sie gar so weit, daß von dem, was vorfiel, zu schreiben und öffentlich zu reden, verboten wurde: also hat man keine andere Kenntnisse von dem Gold und Silber dieses Lands, als diejenigen, welche man aus den alten Schriftstellern und einigen Beobachtungen der fremden Reisenden ziehen kann.

Die Silberbergwerke zu Pachuca wurden 1568. sehr gerühmt.

Man

Man findet in den Tucululaschen und Tlapaschen Gebieten, welche in der Audiencia Mexiko liegen, viel Goldadern. Das Tlascosche, Maltepeguesche und Guaximangosche in eben der Audiencia, ist voller Silberbergwerke. Mestitlan ist an Eisen- und Alaunen-Bergwerken reich. Yzquilpa, welches zwey und zwanzig Meilen von Mexiko ist, hat Bleybergwerke. Talpayana, vier und zwanzig Meilen davon; Temozealtepeque, achtzehn Meilen davon; Kaltepeque, zwey und zwanzig Meilen davon; Yaculpo, zwanzig; Zumpango, vierzig; Guayaxuato, sechszig; Comania sieben und sechzig; Achiacico achtzehn von Los Angilos; endlich Gautla, Zumatlan, und San-Luz-de-la-Paz, deren Entfernung man von der Hauptstadt nicht bestimmet, sind eben so viel Silberbergwerke.

In der Provinz Guaxaca findet man einen Berg, Cocola, nahe an der guaxolotitlanschen Gegend, im achtzehnten Grade der nördlichen Breite, wo man viele Gold- und Silberbergwerke, Bergcrystall, Vitriol und verschiedne Arten kostbarer Steine entdeckt. Sechs Meilen von Antequera, in eben der Provinz, findet man einen Berg, wo man nicht lange gräbt, ohne Goldstreifen zu finden: die Bleyarten stellen sich von allen Seiten dar.

Herre-

Herrera, 3. Decad. 8. B. sagt, die Spanier hätten 1525. in der Provinz Mechoacan eines der reichsten Bergwerken, welches man jemals gekannt, entdeckt. Die königlichen Bedienten begnügten sich nicht an dem fünften Theil, den sie für die Krone daraus zogen, und wollten alles für sie behalten; aber es verschwand auf einmal, und man hat es nicht wieder finden können. Einige geben vor, die Indianer hätten es verstopft; andere versichern, daß es durch ein Erdbeben von einem Berge verschüttet worden sey.

In dem Leonschen Gebiete findet man eine große Menge Silberbergwerke. **Guanaxati** und **Talpujaga** sind zwey andere berühmte Gruben. Die erste liegt acht und zwanzig Meilen von Valladolid gegen Norden; die andere vier und zwanzig von Mexiko. Sie gehören alle beyde der Provinz Mechoacan zu.

Das Gebiet Colyma ist voller Kupfer. Man findet davon eine Art, welches so weich und geschmeidig ist, daß die Einwohner allerhand Gefäße daraus machen. Es giebt aber wiederum ein anderes, welches so hart ist, daß man es statt Eisen zu allen Ackerinstrumenten gebraucht.

Man findet in der Provinz Guadalajara ein Gebürge voller Silber- Kupfer-

und Bley-Gruben. Die Provinz Kalisco soll voller Silberbergwerke seyn. Viele dergleichen giebt es auch in der Provinz Culuacan.

Die Gegenden, Zacatequas genannt, sind das reichste Land von Neuspanien. Man findet darinn funfzehn Silberbergwerke, davon einige für ganz unerschöpflich gehalten werden.

Die Provinz Veragua ist voller Goldbergwerke. Laet sagt, man fände dieses Metall in dem Schooße der Erde, und in den Bächen und Flüssen in großer Menge. Kurz, die Anzahl der Gold- und Silberbergwerke, welche man in Neuspanien findet, ist wunderbar groß, wenn man den Geschichtschreibern glauben soll.

Verordnungen in Ansehung der Bergwerke.

Jeder Privatmann, der ein Gold- oder Silberbergwerk entdeckt, kann darinn arbeiten lassen, wenn er dem König den fünften Theil des Einkommens davon abgiebt: läßt er aber ein Vierteljahr ohne Arbeit verstreichen, so fällt es der Kammer anheim. Seine Majestät verwilligt vier hundert Fuß Land gegen die vier Hauptwinde von der Oefnung der Grube oder einer Seite allein, wie der Eigenthümer will. Ein anderer hat die Freyheit, am Ende dieses bezeichneten Platzes ein anderes Bergwerk zu entdecken. Obgleich dieser Platz eine Scheidewand ist,

so kann der zweyte doch in das Gebiet des erstern kommen, wenn er unter der Erde fortgräbt, wenigstens so lange, als bis er des erstern Arbeitsleute antrift. Alsdann muß er sich in das seinige zurück ziehen, oder seine Arbeit unter dem andern fortsetzen. Wird aber die Grube, die er darunter eröfnet, überschwemmt, so muß derjenige, der über ihn arbeitet, den sechsten Theil seiner Einkünfte geben; und wenn das Wasser aus der obern Grube kömmt, so muß der Besitzer dieser Grube sie ausleeren lassen.

Alles Gold und Silber, das in den neuspanischen Bergwerken fällt, muß nach Meriko gebracht und in der Münze gestempelt werden. Ein berühmter Reisender hat gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bekannt gemacht, daß zwey Millionen Mark Silber einkämen, ausser dessen, was Unterschleif gemacht würde, und man in der Münze jährlich sieben hundert tausend Mark schlüge.

Die Eigenthümer bezahlen, ausser den Prägekosten und dem Fünftheil, den der König von dem gewonnenen Silber bekömmt, noch einen Real, den man die Vasallensteuer nennt. Jeder Privatmann kann Geld schlagen lassen; aber man verkauft fast alles Metall an die Kaufleute, welche zwey Reale für die

Mark zurück behalten; den einen nemlich als eine königliche Abgabe, den andern für das Prägelohn. Für die Goldstücken giebt man anderthalb Reale Münzerlohn. Wenn es soll geprägt werden, muß es zwey und zwanzig Karat fein seyn.

Mineralien u. andre Merkwürdigkeiten.

Unter den Erzten, welche Mexiko hervorbringt, rühmt man eine Art Jaspis, welche die Mexikaner Eztell nennen. Es hat eine Grasfarbe mit einigen blutrothen Flecken. Das kleinste Stück dieses Erztes am Arm oder Hals gebunden, stillet jeden Durchlauf.

Es findet sich noch ein anderes Mineral, welches man den dunkeln Smarand nennt. Es ist weiß gefleckt. Wenn man es um die Gegend der Nieren trägt, so vertreibt es die Steinschmerzen, und hilft wider Gicht und alle Arten Verstopfungen.

Man kennt noch eine dritte Art, welche man Tlilayetick nennt. Diese ist von einer dunklern Farbe und ohne Flecken. Wenn man sie blos auf den Nabel legt, so heilt es die heftigste Kolik.

In der Provinz Meriko findet man einen großen Salzbrunnen, und die Einwohner daselbst bereiten ein vortreffliches Salz daraus. Die benachbarten Berge geben einen schönen grünen Jaspis, der dem Porphyr gleicht.

Man

Man sieht in einem Flecken, mit Namen Guadalupa, einen Quell von sehr frischem Wasser, das diejenigen, die es trinken, vom Fieber heilet, und nie aus seinem Bette geht, ob es gleich stets höher sprudelt, als sein Rand.

Zu Queritaro, in dem Bezirke Xilotepeque, findet man einen so heissen Wasserquell, daß er brennt, wenn es aus der Erde kömmt, und von dem die Thiere sehr fett werden, wenn sie es laulicht trinken. Ein anderer Quell eben dieser Gegend, fließt im Ueberfluß vier Jahr, und ist alsdann wiederum vier Jahr trocken. Was das sonderbarste ist, so lange er fließt, ist er niemals voller, als in der trocknen Zeit.

Bey dem alten feuerspeyenden Berge Niaxapa, in der Provinz Guatimala, fällt ein Wasserstrom von eben diesem feuerspeyenden Berge ordentlich des Nachts, und hört so gleich auf, als der Tag anbricht. Ein anderer in dem Gebiete Chuleteque, fließt alle Tage bis zu Mittag, alsdann trocknet er bis zu Abend.

Die Einwohner des Gebiets Guasteque werden mit einer Krankheit geplagt, die eine große Menge Würmer verursachen, die auf ihren Lippen entstehn. Sie haben kein anderes Mittel dafür, als Salz beständig in ihrem Munde zu haben.

Das Wasser des Flusses, mit Namen Yahuatl, in der Provinz Tlaskala, giebt denen, die sich darinn baden, die Krätze. Man findet auch wenig Fische darinn.

Zwischen den Städten Cuertlavaca und Tequicistepeque sieht man am Fuße eines Berges eine sehr berühmte Höhle. Ein Dominikaner ließ sich durch einige Indianer dahin führen. Er stieg durch ein sehr enges Loch hinein, und fand darinnen Anfangs einen großen viereckigten Platz von ungefehr funfzig Schritte. Er enthält viele Brunnen, in welche man auf Treppen hinunter steigen kann. Von da führte ihn ein sehr krummer unterirdischer Gang in einen viel größern Raum, als der erste, und mitten aus demselben stieg ungestüm ein Quell lebendigen Wassers, welcher einen Bach machte. Er verfolgte ihn länger, als eine Stunde, aber die Furcht, sich an einem Orte zu verlieren, dessen Gränzen er nicht kannte, brachte ihn mit Hülfe eines Fadens wieder zurück, den er am Eingange der Höhle angebunden hatte.

Herrera, wie oben.

In den Yucatanschen Gebürgen ist die Luft so gesund, daß man daselbst Greise von hundert und vierzig Jahr gefunden. Ein Franciskaner Mißionarius versichert, als er den Gebürgern das Evan-

Evangelium gepredigt, habe er unter ihnen einen Menschen gefunden, der, nach seinem eignen Geständnisse und seiner Nachbaren Zeugnisse, drey hundert Jahr gelebt. Sein Körper war so gebogen, daß seine Knie seinen Kopf berührten: seine Haut war so hart, daß man glauben sollen, sie wäre mit einer Schale überzogen.

In der Provinz Vera-Paz, bey der Stadt St. Augustin, findet man zwischen zwey Bergen eine Höhle in dem Felsen, und so geraumig, daß sie eine große Anzahl Menschen enthalten kann. Aus verschiednen Ritzen dringt eine Feuchtigkeit, welche sich in der Luft in harten Stein verwandelt, und so weiß als Alabaster ist. Durch das Hinderniß, welches die Feuchtigkeit in ihrem Laufe findet, erhält sie in ihrer Versteinerung verschiedene Formen. Es sind Säulen und Statüen, welche wenig Arbeit fodern, um vollkommen zu werden. Die Kälte ist im Innersten der Höhle so heftig, daß der stärkste Mensch sie daselbst nicht lange aushalten kann. Man hört darinn ein verwirrtes Rauschen von Wassern, welches da herum zu fließen scheint, und sich durch Ströme ergießt, und in die Tiefe eines Abgrunds stürzt, wo es einen See bildet, aus welchem es hernach durch ei-

nen Kanal kömmt, den es sich selbst gemacht hat.

Das Wasser des Golfo Dolce ist sehr süß, und der Meerbusen Honduras hat doch salziges Wasser. Diese Besonderheit kömmt von der Menge und Schnelligkeit der Ströme, welche sich hinein stürzen, und stark genug sind, das Salzwasser von sich zu stoßen.

Man macht zu Guaxaca ein vortreffliches Pulver, welches man Polvillo nennt. Es giebt keinen angenehmern Geruch, als dieses Pulver hat. Es wird so gesucht und ist so theuer, daß das Pfund so viel als sechs Pfund Chokolate kostet. Man verkauft davon eine erstaunende Menge in allen merikanischen Provinzen, in Peru und selbst in Spanien. Die Nonnen des St. Katharinenklosters zu Guaxaca können es allein verfertigen. Die andern Klöster der Stadt haben noch nicht hinter das Geheimniß kommen können.

Die Indianer haben einen schwimmenden Garten auf einem See angelegt, den Waffer Merikalsingo nennt. Sie breiten auf drey bis vier starken Seilen eine große Anzahl Weiden über einander, die sechszig Fuß ins Gevierte lang, und einen halben Fuß hoch sind. Sie binden die Seile an Bäume, welche den See be-

gränzen, und bedecken diese Maschine mit Rasen, auf welche sie Erde und Mist legen. Sie säen darauf Blumen und Gartengewächse, welche vielfältige Früchte bringen. Alle diese verschiedene und vereinigte Materie macht mit der Zeit eine dicke und feste Masse, auf welche man Häuser mit kleinen Gebäuden für das Geflügel und die Tauben baut. Es geschieht manchmal, daß wenn der Herr einer solchen Insel mit Frau und Kinder nach seinen Geschäften ausgegangen, bey seiner Wiederkunft seine Wohnung nicht da findet, wo er sie verlassen, weil die Seile, welche sie fest hielten, gerissen, und sie davon geschwommen ist. Alsdann fragt er seine Nachbaren: ob sie nicht seine Wohnung gehen gesehn, und wenn er sie endlich wieder findet, zieht er sie mit neuen Stricken wieder an.

Feuerberge.

Die Anzahl der Feuerberge ist in Neuspanien sehr groß, und alle richten große Verheerungen an. Waffer redet mit Verwunderung von dem Feuerberge in dem See Nicaragua. Er liegt auf einer Insel mitten in dem See, und scheint seine Flammen aus dem Schooße des Wassers zu speyen. Dieser See hat, nach eben dieses Schriftstellers Versicherung, achtzig Meilen im Umfange. Ob gleich sein Wasser durchgängig süß ist, so hat er doch seine Ebbe und Flut, wie das

Meer. Seine Spitze ist gar durch nichts vom Südmeer abgesondert, als durch zwey bis vier Meilen Land: aber man kennt gar nicht die Länge des Kanals, durch welchen er sich in das Nordmeer stürzt, und welcher den Provinzen Carthagena und Portobello zum Handel dient. Man versichert, er sey lang und schmal. Bey Grenada, die zweyte Stadt eben dieser Provinz, findet man einen andern See, dessen alter Name Lindiri ist, und welcher sich mit dem großen durch einen Kanal vereinigt, der sieben Meilen von dieser Stadt ist. Am Ufer erhebt sich ein Berg, mit Namen Mumbacho, den Fruchtbäume bedecken; aber dessen Gipfel ist ein schrecklicher Feuerberg. Man hat von den übrigen mexikanischen Feuerbergen bey Beschreibung dieses Lands geredet.

Und das ist es alles, was wir von den Produkten dieses großen Lands zusammen bringen können. Die Spanier machen sich zur Pflicht, das Publikum mit keiner ausgebreiteterern Kenntniß darüber zu behelligen.

Siebender Artikel.

Entdeckung und Eroberung von Mexiko durch die Spanier.

Wir sind endlich zu der Begebenheit gekommen, welche man für die wichtigste in der neuern Geschichte hält. Sie ist von vielen Geschichtschreibern erzählt worden: aber wenn sie diesem Werke fehlte, so würde der Leser sich mit Recht über diese Auslassung beklagen können. Wir werden alle die, welche davon geschrieben, um Rath fragen, und in unsere Erzählung so viel Präcision, als uns möglich seyn wird, bringen.

Wir haben in dem neunzehnten Bande dieses Werks gesagt, der König von Spanien habe 1508. dem Don Diego Colombo, ältesten Sohn des berühmten Christoph Colombo, die Würde eines Statthalters von Westindien mit der Macht eines Vicekönigs gegeben: aber die Besitzungen der Spanier in diesem Lande waren nur die Inseln St. Domingo, St. Johann von Porto-Ricco, Cuba und Jamaica mit einem kleinen Stücke festen Lands in der Provinz Darien, bey dem Einfluß des Meerbusen Uraka. Gegen das Jahr 1517. war Diego Velasquez Statthalter der Insel Cuba, stund aber unter Don Diego Colombo. Durch

seine

seine Klugheit und Thätigkeit hatte er aus dieser Insel eine sehr blühende Niederlassung gemacht. Der größte Theil des spanischen Adels, welcher in Westindien war, begab sich um ihn herum. Er hielt sich damals für mächtig genug, neue Entdeckungen und Eroberungen zu machen, und schlug den Einwohnern der Insel vor, nach dem festen Lande zu gehn, und daselbst sich niederzulassen. Einige Schriftsteller versichern, er sey so vorsichtig gewesen, und habe sich dazu von dem Don Diego Colombo die Erlaubniß ausgebeten, dessen Lieutenant er nur war. Andere sagen, der Admiral sey damals in Spanien gewesen, und Velasquez habe das Aeußerste angewendet, um sich unabhängig zu machen; habe durch den Schutz des Generalschatzmeisters die Rechte eines unabhängigen Statthalters erhalten, die aber Don Diego wiederrufen lassen: aber den Don Velasquez selbst habe er nicht zurück rufen können.

Dieser letzte setzte seine Zubereitung zur Ausführung seines Entwurfs fort. Das Schiffsvolk und die Soldaten, welche auf der Insel waren, und vor Müßiggang lange Weile hatten, und viele angesehne Castilianer, für Abendtheuer und Ruhm eingenommen, traten seinen Absichten bey. Franciscus Hermandez von

Cor=

Cordua, einer der reichsten und unternehmendsten Männer, nahm die Ausführung dieser Unternehmung und einen Theil der Kosten selbst über sich. Velasquez ließ zu St. Jago, die Hauptstadt von Cuba, zwey Schiffe und eine Brigantine bewafnen, und hundert und zehn Mann einschiffen. Hermandez segelte den 8. Februar 1517. ab, und sein erster Steuermann war Alaminos. Es war ein geschickter Schiffer, der in seiner Jugend unter Christoph Colombo gedient. Er war nicht so bald bey dem Cap St. Antonius vorbey gefahren, welches an dem westlichen Ende von Cuba ist, als er gegen Westen zuzusteuern vorschlug, aus der einzigen Ursache, weil der alte Admiral immer Neigung bezeigt, diesen Weg zu nehmen. Nach Verlauf einer dreywöchentlichen mühsamen Schiffahrt entdeckten sie Land, und näherten sich demselben. Viele Indianer kamen auf ihren Kähnen mit Geschenken, und luden sie ein auszusteigen; allein es war von ihnen kaum geschehen, so wurden sie den Augenblick von einer Menge Barbaren angefallen, welche sich in Hinterhalt gelegt hatten. Die Castilianer vertheidigten sich muthig, und ihr Musquetenfeuer brachte die Feinde in die Flucht: Hermandez verlor nicht einen Mann. Er schifte sich ein, und umfuhr die Küste: hielt in der Kampesche-

peschebay an, um sich mit frischem Was-
ser zu versehn. Als sie wieder an Bord
giengen, erschienen ihnen funfzig Indiа-
ner in Kamsölern und kattunen Mänteln,
und baten sie mit Zeichen, nach der Seite
zu kommen, wo die Sonne aufgieng, und
luden sie so gar in ihren Flecken ein, wel-
cher so nahe war, daß man ihn vom Ufer
sehen konnte. Ob ihnen gleich das erste
Abendtheuer dieses zweyte verdächtig
machte, so bewafneten sie sich, und folg-
ten doch den Indianern nach: aus Neu-
gier giengen sie in einige Tempel, welche
auf dem Wege stunden. Sie fanden
darinn Götzen, viele noch blutige frische
Merkmale, und an den Wänden gemal-
te kleine Kreuze. Eine Menge Indianer
von allem Geschlecht und Alter umgab sie
bald, und wurde nicht müde, sie zu be-
wundern. Kurz darauf erschien eine große
Anzahl derselben, welche sich in zwey
Banden theilte. Alle waren so bewafnet,
wie diejenigen, welche sie in der ersten Ge-
gend angegriffen hatten, wo sie angelan-
det waren. Zu gleicher Zeit giengen zehn
Personen aus dem Tempel, die einen lan-
gen weißen Rock und ein schwarzes, sehr
gekräuseltes Haar hatten. Sie trugen
Feuer in irdenen Kohlbecken, in welche sie
einen gewissen Gummi warfen, den sie
Kopal nennten, trieben den Rauch nach
den Kastilianern zu, und nöthigten sie, sich

zurück

zurück zu begeben. Die Kastilianer hielten diese Zehne für Priester. Nach dieser Ceremonie hörte man ein Getöse von Kriegsinstrumenten, die zum Angriff ertönten. Da Hermandez nicht im Stande war, einem so zahlreichen Volke zu widerstehn, so ließ er seine Leute wieder den Weg nach dem Meere nehmen, und ob sie gleich von den zwey Truppen der bewafneten Indianer verfolgt wurden, so war er doch so glücklich, daß er ohne alles Unglück wieder einschifte.

Er wendete sich nach Süden, segelte zehn Tage, und nach Verlauf derselben fieng ihm das Wasser an zu fehlen. Zu diesem Ende lief er in eine Bucht, nahe beym Dorfe Potonchan ein, fand einen Brunnen süßes Wasser, und füllte damit seine Gefäße. Er hatte die Unvorsichtigkeit, und blieb des Nachts am Lande, und wurde von einer großen Menge Einwohner angegriffen, die ihm sieben und vierzig Mann tödteten. Die übrigen wurden verwundet: er selbst von zwölf Pfeilen durchschossen, und harte die Errettung seines Lebens nur seinem Muthe zu danken. Er machte sich Weg mitten durch die Feinde, und nachdem er sich in seine Barken begeben, so hatte er noch den Verdruß, fünfe seiner Leute sterben zu sehn, ausser zweyen, die ihm fehlten, und welche, wie man glaubt, von den

Barbaren in dem Streite aufgehoben waren. Dieses Unglück war Ursache, daß man diese Bay Mala-Polea nannte.

Da er zur Regierung der drey Schiffe nicht Schifsvolk genug hatte, so faßte er den Entschluß, eines davon zu verbrennen, wendete sich nach der Seite von Florida, gieng daselbst ans Land, und wurde auch da von den Wilden angegriffen, die ihm viel Leute tödteten. Er gieng wieder unter Segel, verlor eines von seinen beyden übrig gebliebnen Schiffen an einer Klippe der Märterinseln, und begab sich nach Havana, wo er wenige Tage nach seiner Ankunft starb. So war die erste Entdeckung dieses schönen Theils von Amerika, welchen die Schriftsteller Yucatan genennt haben. Er soll daher seinen Namen bekommen: ein Kastilianer, welcher den Hermandezischen Unternehmungen beygewohnt, fragte einen Eingebornen des Lands, ob er solche Wurzeln hätte, woraus die Indianer Brod machten, und der Indianer antwortete ihm Yuca Ilatli; und Yuca, wie man seitdem weiß, war der Name der Wurzel, und Ilatli der Name des Bodens, der sie hervorbrachte. Diese beyden Worte hat man zusammen verbunden, und daraus Yucatan gemacht.

Das Zeugniß, welches die Gefährten des Hermandez dem Velasquez von der Schönheit und Fruchtbarkeit des gesehnen Landes ablegten, und einige mitgebrachte goldne Schaustücken, brachten den Statthalter auf den Einfall, diese Unternehmung noch weiter zu treiben. Er rüstete daher drey Schiffe und eine Brigantine aus, auf welche er zwey hundert und funfzig Mann und einige Insulaner brachte. Er vertraute die Ausführung davon dem Johann von Grijalva an, und gab ihm zu seinem Rath drey durch ihren Muth und ihr Verdienst schätzbare Officiere. Die Steuermänner waren die nemlichen, welche dem Hermandez auf der Reise gedient hatten.

Grijalva stach ins Meer den achten April 1518. die Steuerleute hatten den Entwurf gemacht, eben den Weg zu verfolgen, den sie auf der ersten Reise gemacht; aber der Strom brachte sie nach der Seite der Insel Cozumel. Bey dem Anblicke der spanischen Schiffe zogen sich alle Insulaner in die Gebürge. Die Spanier fanden viele Tempel in dieser Insel. Einer davon stellte einen viereckigten Thurm mit vier großen Fenstern vor. Die Götzen waren in einer Vertiefung in Form einer Kapelle: zur Seiten war eine Art Sakristey, wo die nöthigen Instrumente zum Tempeldienste

waren. Ganz nahe dabey, in einem kleinen steinernen Behältnisse, sah man ein Kreuz von Kalk, neun bis zehn Fuß hoch, welches diese Insulaner unter dem Titel eines Regengottes anbeteten. Viele Schriftsteller kramen bey dieser Gelegenheit eine Menge Fabeln aus, immer eine abgeschmackter, als die andere: allein es scheint, daß das Panier der christlichen Religion schon in dieses Land durch einige von Spaniern im Christenthum unterrichtete Indianer gebracht worden sey.

Nachdem sich Grijalva mit einigem Vorrath in der Insel Cozumel versehen, so gieng er wieder unter Segel, und fand sich, nach Verlauf einiger Tage, in der Gegend von Yucatan. Er umfuhr die Küste bis an die Rhede von Pontonihon. Da Hermandez an diesem Orte eine Niederlage erlitten, so befahl er, daselbst anzulanden, um ihn zu rächen. Er schlug die Indianer, prägte ein Schrecken der ganzen Gegend ein, und setzte seine Reise von der Westseite fort, ohne sich sehr vom Lande zu entfernen. Das Land schien ihm so schön, und so viel Verhältniß mit Spanien zu haben, daß er diesen ganzen Strich Lands Neuspanien nannte. Er fuhr fort, die Küste bis an die Mündung des Flusses Tabasco zu beschiffen, der seitdem unter dem Namen Grijalva bekannt ist, und sich in den mexikanischen

Grijalva giebt dem Lande, das er entdeckt, den Namen Neuspanien.

Meer-

Meerbusen ergießt. Dieses Land schien den Kastilianern so angenehm, daß sie hinein zu gehen beschlossen: aber da sie nur für die zwey kleinsten ihrer Schiffe Grund fanden, so stiegen alle Kriegsleute in diese. Kaum waren sie in dem Flusse, so sahen sie eine Menge bewafneter Indianer an beyden Ufern verbreitet, und eine große Anzahl Kähne, mit bewafneten Indianern. Die Spanier, anstatt über ihr Schreyen und Drohen zu erschrecken, rückten bis einen Flintenschuß vor. Diese Kühnheit mit der stolzen Kaltblütigkeit, die sie hatten, verbunden, verwunderte die Indianer dergestalt, daß sie wie unbeweglich da stunden. Grijalva nutzte diesen Augenblick, und sprang ans Land. Seine Leute folgten ihm, und er stellte sie so gleich in Schlachtordnung. Vor Anfang des Angriffs schickte er zwey junge Indianer, welche beyde Sprachen verstunden, ab, und ließ den Einwohnern dieser Gegend den Frieden vorschlagen. Auf diesen Vorschlag näherten sich zwanzig bis dreyßig derselben, die, als sie den guten Empfang sahen, mit dem sie bewillkommt wurden, ein vollkommnes Vertrauen zu den Fremden kriegten. Grijalva wurde es inne, und ließ ihnen sagen, die Kastilianer wären Unterthanen eines großen Königs, Herrn aller Länder, wo sie die Sonne aufgehen sähen,

und wären im Namen dieses Fürsten gekommen, sie zu nöthigen, ihn für ihr Oberhaupt zu erkennen. Auf diese Rede gaben die Indianer einige Zeichen ihres Aergers. Einer ihrer Häupter nahm das Wort, und antwortete ganz standhaft: „Der angebotene Friede, unter Verbindung der Treu und Unterthänigkeit, „schiene ihnen sonderbar; er erstaune, daß „man ihnen vorschlagen könne, einen „neuen Oberherrn zu erkennen, ohne zu „wissen, ob sie über den, dem sie gehorchten, mißvergnügt wären; da die Rede „nur von Friede und Krieg wäre, so könnte er keine entscheidende Antwort geben, „weil er nicht mit hinlänglicher Vollmacht „versehen sey, und seine Obern, welchen „er das, was man ihm vorgeschlagen, „eröfnen wollte, würden ihre Absichten bekannt machen.“ Die Spanier sahen aus dieser Rede, daß diejenigen, mit welchen sie zu thun hatten, nicht verächtliche Wilde wären. Der Redner, welcher sich nach seiner Rede zurück begeben, erschien bald wieder, und erklärte den Spaniern: „Seine Obern fürchteten sich gar „nicht vor dem Krieg, ob sie gleich wohl „wüßten, was in der benachbarten Pro„vinz geschehen sey; aber sie zögen den „Frieden dem glücklichsten Kriege vor.

Er bot so dann dem Grijalva eine Menge Fruchte an, welche er im Namen

seiner Herren als ein Pfand des von ihnen angenommenen Friedens mitgebracht. Bald darauf kam der dasige Kazike an mit einer wenig zahlreichen und unbewaffneten Leibwache, um sein Vertrauen zu bezeigen, welches er hatte, und welches man haben sollte. Grijalva gab ihm Merkmale der Freundschaft, welche der Indianer mit vieler Würde und mit vielem Adel beantwortete. Nach den ersten Komplimenten ließ der Kazike einige von seinem Gefolge näher kommen, welche neue Geschenke brachten, die in Stoffen, in einem Körbchen mit goldnen Kostbarkeiten, Waffen, Thiergestalten, mit goldnen Platten beschlagen, eingefaßten Steinen, Federbesatzungen von verschiednen Farben und in ganz feinen kattunen Kleidern bestunden. Ohne dem Grijalva Zeit zur Danksagung zu lassen, sagte er: „Ich liebe den Frieden, und zu dessen „Aufrechthaltung unter uns, habe ich „Dir dieses Geschenk gemacht: aber ich „befürchte, es wird sich ein Mißverständ„niß unter den beyden Nationen erheben, „und ich bitte dich, entferne dich.“ Grijalva antwortete, seine Absicht sey niemals gewesen, auf dieser Küste Unruhe zu erregen, und er sey bereit, abzufahren. Er eilte auch so gleich unter Segel zu gehn.

Nach einer zweytägigen Schiffahrt erblickte er einen Flecken, dessen Einwoh-

ner mit Schildern von Schildkrötenschalen bewafnet waren. Indem er die Küste weiter umschiffen wollte, fand er sich in der Mündung eines Flusses, welchen er **Rio de Banderas** nannte, weil er daselbst Indianer gewahr wurde, welche eine Art Picken, worauf Fähnchen waren, hatten, und die sie zum Aussteigen einluden. Grijalva schickte zwey Chaluppen ab, die Gesinnung der Einwohner zu erforschen. Diese, welche auf den Chaluppen waren, wurden so wohl empfangen, daß sie eine beträchtliche Menge Golds für Waaren von sehr wenigem Werthe brachten. Sie erfuhren, daß sie diese gütige Aufnahme den Befehlen zu danken hätten, die ein benachbarter mächtiger Monarch, mit Namen **Montezuma**, gegeben; daß dieser Prinz von ihrer Annäherung unterrichtet worden, und daher den Gränzbefehlshabern befohlen, den Fremden entgegen zu gehen, ihnen Gold zuzuführen, und ihre wahre Absicht, wenn es möglich wäre, zu entdecken.

Grijalva durchreisete sehr viel Land, wo er unermeßliche Reichthümer fand. Er kehrte hernach zurück nach Cuba, und gab dem Velasquez von seinen gemachten Entdeckungen Rechnung. Dieser letzte wußte es ihm so wenig Dank, daß er in keiner dieser Gegenden eine Niederlassung ange-

angelegt, daß er eine neue Zurüstung beschloß, und die Ausführung davon einem andern übergab. Zur Erfüllung dieses Vorhabens ließ er so gleich die Schiffe kalfatriren, welche zur Reise des Grijalva gedient hatten, kaufte noch viele andere, und machte eine Eskadre von zehn Schiffen.

Solis sagt, er hätte gern einen Befehlshaber gehabt, der mit einer knechtischen Unterwürfigkeit Muth verbunden; aber schwerlich findet man zwey äußerste Dinge in einer Person. Alle Wünsche vereinigten sich für Grijalva, der mit einem geprüften Muthe eine vollkommne Klugheit verknüpfte, und den Weg nach dem Lande kannte, wo man Niederlassungen anlegen wollte. Einige andere angesehne Officiere gaben sich dazu zwar an: allein einige trieben ihre Forderungen zu weit, andere hatten nicht die erforderliche Geschicklichkeit dazu. **Amador de Lariz**, königlicher Schatzmeister von Cuba, und **Andreas Dueco**, Sekretair des Statthalters, nutzten diese Unentschlüssigkeit, um die Wahl auf ihren gemeinschaftlichen Freund kommen zu lassen. Es war **Hermand, oder Ferdinand Cortez.** Solis B. 1. K. 9.

Dieser Mann, dessen Name durch die Eroberung von Mexiko so berühmt geworden, war 1485. zu Medellin, einer Geburt u. erste Begebenheiten des Cortez.

Stadt in Estremadura, aus einer adlichen Familie geboren. Sein Vater hieß Martin Cortez von Monray, und seine Mutter, Maria Pizarro, von Altamirano; Namen, sagt der Geschichtschreiber der Eroberung von Mexiko, welche den Adel seines Geschlechts zur Gnüge beweisen. In seiner ersten Jugend legte er sich auf die schönen Wissenschaften, und studirte auf der Universität Salamanka. Sein Vater war Vorhabens, ihn die Rechte studiren zu lassen, aber seine natürliche Lebhaftigkeit erlaubte ihm nicht, sich lange Zeit einem so ernsten Studium zu widmen, er kam nach zwey Jahren zu seinem Vater zurück, mit dem Vorsatz, Kriegsdienste zu nehmen. Er erhielt auch von seinen Aeltern die Erlaubniß, nach Italien zu gehn, und unter dem berühmten Gonsalvo de Cordua zu dienen. Als er eben abreisen wollte, überfiel ihn eine gefährliche Krankheit, welche nicht nur seinen Neigungen keine Aenderung gab, sondern ihn vielmehr in seinen Absichten bestärkte. Er entschloß sich, nach Indien zu gehen, wo der Krieg, welcher auf den Inseln noch dauerte, mehr Ruhm, als Glück versprach. Er gieng im Jahre 1504. mit Empfehlungsschreiben zu Don Nikolaus von Ovando, seinem Vetter, welcher dazumal in der spanischen Insel kommandirte. Er stund auf dieser Fahrt

viele

viele Gefahren aus; aber sie dienten nur zur Verbreitung seines Muths und seiner Standhaftigkeit. Sein Vetter empfieng ihn mit Freundschaft, und behielt ihn einige Zeit bey sich. Er gab ihm hernach eine Bedienung in Azua de Compostella.

Cortez hatte eine edle Leibesgestalt, und eine angenehme Gesichtsbildung. Diese Vorzüge wurden durch Eigenschaften erhöht, die ihn noch liebenswürdiger machten. Er war großmüthig, klug, redete niemals zum Nachtheil andrer; und sein Umgang erweckte Vergnügen. Er säumte nicht, sich bekannt zu machen, und die Hochachtung der höhern Officiere sich zu erwerben. Als er sah, daß alle Indianer der spanischen Insel unterjocht waren, und er keine Gelegenheit mehr hatte, sich hervor zu thun, so gieng er nach Cuba, und erwarb sich daselbst den Namen eines beherzten Soldaten und eines geschickten Officiers. Velasquez, Statthalter zu Cuba, machte viele Mißvergnügte: Cortez nahm es über sich, ihre Klagen dem königlichen Gerichte zu St. Domingo vorzutragen. Doch die Sache wurde entdeckt, und der Statthalter ließ den Cortez setzen, und verurtheilte ihn zum Tode: aber, auf Vorsprache einiger angesehnen Personen, erhielt er Pardon; und der Statthalter begnügte sich, ihn als Gefangnen nach St. Domingo

zu schicken, und ließ ihn in ein Schif bringen, welches eben absegelte. Da er am Borde nicht beobachtet wurde, so hatte er den Muth, sich in das Meer zu stürzen, ob er gleich nicht schwimmen konnte, und hielt blos ein Bret unter seinen Armen. Es war eben Ebbe, und er wurde mehr als eine halbe Meile vom Ufer getrieben, doch die wiederkommende Flut warf ihn auf die Küste. Seine Kräfte waren erschöpft, so sehr hatte er mit den Wellen gekämpft, und war schon vielmals im Begriff gewesen, das Bret beym Schwimmen fahren zu lassen, um seine Martern zu endigen. Als er am Lande war, und den Tag anbrechen sah, hatte er Furcht, man möchte ihn finden, und an ihm die Strafe vollziehn, zu der er verurtheilt war. Er verbarg sich also in eine Kirche, an welcher ein spanischer Edelmann wohnte, mit Namen Johann Suarez, gebürtig von Grenada. Dieser Edelmann hatte eine junge, schöne und tugendhafte Schwester. Sie sah den Cortez, und bekam für ihn Liebe. Die Lage, in welcher er war, verkürzte alle Umständlichkeit: sie entdeckte ihm ihre Empfindung, die er ihr eingeflößt. Cortez war jung: er nutzte das Geständniß des jungen Mädchens, und ließ sich mit ihr ein. Er besuchte sie allemal, als es die Abwesenheit des Johann Suarez ihm erlaubte. Sie, von ihrer

Seite, unterließ auch nicht, ihn zu besuchen, und das Nöthige zu seinem Unterhalte zu verschaffen. Zum Unglück dieser beyden Liebenden, hatte ein Sergant den Cortez einige Zeit bemerkt: er gieng ihm eines Tages nach, als er von seiner Geliebten kam, fiel ihn von hinten an, als er wollte wieder in die Kirche gehn, und führte ihn gefangen weg. Die Richter verfuhren wider ihn mit großer Strenge. Bey einer so großen Verlegenheit hatte er kein anderes Hülfsmittel, als die Gnade des Velasquez: er appellirte an ihn, und sagte in seiner Vorstellung, er hoffe, ein Edelmann würde bey einem edlen Herzen Gesinnungen antreffen, die weit über die Rache wären. Die Erzählung, welche man dem Velasquez von dem Unglück machte, dem dieser junge Mensch ausgesetzt gewesen, um den Folgen seines Zorns zu entgehn, flößte ihm für den Cortez eine Art Bewunderung ein: er verzieh ihm; aber er wollte ihn nicht in seinem Dienst behalten, und dem Cortez gieng es einige Zeit sehr kümmerlich. Doch heyrathete er seine Geliebte, welche Catharina Suarez hieß, und sagte, er sey mit ihr eben so vergnügt, als wenn er die Tochter eines Herzogs geheyrathet. Er zeugte mit ihr einen Sohn, und bat den Velasquez, ihn über die Taufe zu halten. Der Statthalter bewilligte ihm diese Gnade, und

dachte

dachte so gleich auf die Wiederherstellung seines Glücks. Er gab ihm die Lieutenantstelle des San Yago. Cortez that alsdann sein möglichstes, sich in die Gnade des Statthalters zu setzen: er ergriff alle Gelegenheit, ihm seinen Eifer und seine Zuneigung zu bezeugen. Es glückte ihm um desto leichter, da Velasquez von biegsamen Charakter war. So war der Zustand der Sachen, als seine Freunde auf ihn die Wahl zu der von Velasquez entworfenen Unternehmung fallen ließen.

Da die Talente des Cortez alle Welt kannte, so erhob man die getroffene Wahl des Velasquez: allein die, welche seinen Character und Ehrgeiz auch kannten, zweifelten, ob der Statthalter genug Klugheit besäße. Herrera sagt, der Statthalter und Cortez wären eines Tags mit einander spatzieren gegangen, ein Narr, mit Namen Francisquillo, habe ihnen sich genähert, und ihnen zugerufen: Velasquez versteht nichts, und man wird bald eine zweyte Flotte nöthig haben, dem Cortez nachzusegeln. Gevatter, sagte der Statthalter; denn so nennte er den Cortez, hören sie doch, was Narr Franciscquillo sagt. Cortez antwortete: Narren muß man reden lassen.

Velasquez wollte allem bösen Dienste seiner Feinde zuvor kommen, und schickte

ein

ein Schif nach Spanien, durch welches er dem König von den neuen Entdeckungen Rechenschaft ablegte, und ihm zugleich dasjenige mitschickte, was er Kostbares von dem festen Lande erhalten. Er sendete damit auch einen seiner vertrautesten Freunde ab, um seinen Kredit und sein Interesse bey Hofe zu unterstützen. Dieser Freund diente ihm beym Bischof von Burgos, dessen Ansehn von Tag zu Tag wuchs, so wohl, daß er vom Könige einen Gnadenbrief erhielt, kraft welchem er zum Adelantade ernannt, und zum Generallieutenant Seiner Majestät in der Insel Cuba, und allen den Orten, welche durch sein Bemühen entdeckt worden, oder noch entdeckt werden würden. Man bewilligte ihm so gar die Macht, Truppen zu errichten, um bis nach der spanischen Insel die Unternehmung fortsetzen zu können.

Ein solcher Zug und so ausgedehnte Freyheiten mißfielen dem Admiral Diego Colombo sehr, dessen oberste Gewalt nur noch in bloßen Titeln bestund. Allein diese großen Vortheile schlugen nur zum Ruin des Velasquez aus, der seine Unternehmungen nicht harmonirte. Cortez, welcher von ihm den Titel als Befehlshaber dieser neuen Schiffe erhielt, bestrebte sich, ihm die größten Merkmale seiner

Dank=

Dankbarkeit zu geben; aber die Mitbewerber, die er ausgestochen, konnten ihren Verdruß nicht länger verbergen, und thaten alles mögliche, um dem Statthalter Verdacht zu erwecken. Sie stellten ihm vor, es sey unvorsichtig, so viel Vertrauen einem Menschen zu schenken, der ihn gemißhandelt; der Charakter des Cortez sey bekannt, alle seine Eigenschaften, die geschickt wären, die Anzahl seiner Freunde von Tag zu Tag zu vergrößern, müßten verdächtig werden. Velasquez hatte keinen Hang zum Mißtrauen, und wollte niemals seinen Entschluß ändern. Cortez verwendete alle seine und seiner Freunde Macht zur Beschleinigung seiner Abreise. Er versammlete unter seinem Befehle ungefehr drey hundert Mann, unter welchen man den Diego von Ardas, einen besondern Freund des Statthalters, den Bernhard Diaz del Castillo, welcher die Geschichte dieser Fahrt beschrieben, und eine beträchtliche Anzahl Edelleute zählte. Die Truppen wurden am hellen Tage im Angesicht aller Menschen eingeschift. Die folgende Nacht nahm Cortez, in Begleitung seiner Freunde von dem Statthalter Abschied, der ihn zärtlich umarmte, ihn nach den Haven begleitete, und in sein Schif steigen sah. Viele Schriftsteller geben vor, er habe

seine Leute zur Empörung bewegt, ehe er noch aus dem Haven gesegelt.

Doch es sey damit, wie es sey, die Flotte lief den 18. November 1516. aus; und Cortez ankerte in dem Dreyfaltigkeitshaven, wo er sich eine große Partey machte. Eine Menge angesehner Leute schiften sich mit ihm ein, um an seinem Glücke und Ruhme Theil zu nehmen. Man vermehrte den Kriegsvorrath und die Lebensmittel. Cortez theilte alles Geld, das er übrig hatte, unter diejenigen aus, die zu ihrer Equipirung eine Beyhülfe bedurften. Diese Großmuth, mit der Idee verbunden, die man sich von seinen übrigen Eigenschaften gemacht, gewann ihm alle Herzen.

So viel Vorsicht auch der Cortez angewendet hatte, so vereitelten sich doch alle seine Hofnungen. Velasquez, durch neue Vorstellung verblendet, fieng an, an der Treue seines neuen Kommendanten zu zweifeln: er schickte einen ausdrücklichen Befehl an den Verdugo, seinen Vetter, welcher zu Dreyfaltigkeit das Amt eines Alcaldemajor bekleidete, nach aller spanischen Form Rechtens den Cortez abzusetzen. Verdugo aber sah, der Kommendante habe Aller Herzen gewonnen, und unterstunde sich nicht, die empfangene Ordre zu vollziehen. Ueberdieß

Velasquez will ihm das Kommando nehmen.

wußte

wußte ihn Cortez zu überreden, daß eine solche wichtige Unternehmung mehr Erklärung verlange, und sein Vetter durch diesen Schritt viel Unbeständigkeit in seinem Charakter bewiese. Er schrieb an den Velasquez in sehr gemäßigten, aber bestimmten Ausdrücken. Er ließ ihm merken, es sey sehr gefährlich, daß ein Mann am Ruder so leicht der Verläumdung Gehör gäbe. Doch glaubte er, die Klugheit verbände ihn, seine Fahrt zu beschleinigen, und schickte zu Lande eine Partey Soldaten unter dem Alvarado nach Havana, um daselbst aufs neue zu werben. Zugleich lichtete er die Segel nach dieser Stadt zu, um seine Leute daselbst an Bord zu nehmen.

Als er nach Havana kam, fand er die Anzahl seiner Soldaten sehr vermehrt, und eine große Anzahl Edelleute, die mit ihm ihr Glück wagen wollten. Die kurze Zeit, daß er in diesem Lande blieb, übte er seine Truppen und seine Kanoniere, und ließ eine Art Küraſſe für seine Soldaten machen. Sie bestunden aus ein wenig zwischen zwey Tüchern gestopfter Baumwolle, und waren zur Abhaltung der Pfeile hinlänglich genug.

Ob er gleich diese Zurüstung mit äusserster Geschwindigkeit betrieb, so hatte doch Velasquez, der durch die Feinde des

Cortez

Cortez immer mehr gereizet wurde, noch Zeit, dem Barba, der zu Havana kommandirte, den Befehl zuzuschicken, den General in Verhaft zu nehmen, und ihn als einen Gefangenen nach der Hauptstadt zu schicken. Cortez endlich aller Trakasserien überdrüßig, die ihm Velasquez machte, entschloß sich, offenbar mit ihm zu brechen. Er ließ seine Truppen versammlen, und unterrichtete sie von der neuen Verfolgung, womit er bedrohet wurde. Der Adel begnügte sich, ihm eine auf Hochachtung gegründete Zuneigung zu bezeugen: aber die Soldaten giengen in ihrer Hitze bis zu Drohungen, wenn man dem Cortez das Kommando der Flotte nehmen würde. Barba meldete dem Velasquez auf der Stelle, was vorgieng, und rieth ihm, mehr Sanftmuth, als Gewaltthätigkeit in Ansehung eines Manns anzuwenden, welcher die Achtung und Freundschaft der Soldaten und Officiere erlangt hätte.

Cortez, der einige Widerwärtigkeit befürchtete, machte in aller Eil seine Zurüstung, unter Segel zu gehn. Er theilte seine Truppen in eilf Kompanien, und setzte eben so viel Hauptleute darüber, die die eilf Schiffe kommandiren sollten, woraus die Flotte damals bestand, weil er noch eine Brigantine hinzugefügt hatte. Er nahm das Kommando über die erste

Kompanie, und gab die Losung: St. Peter, unter dessen Schutz er alles zu unternehmen versicherte.

Man segelte den 10. Februar 1519. aus. Die Flotte vereinigte sich an der Insel Cozumek, wo er eine Hauptmusterung hielt. Die Anzahl der Truppen stieg auf fünf hundert und acht Soldaten, ohne die Officiere und das Schifvolk zu rechnen, das sich auf neun hundert Köpfe belief. Cortez hielt an alle, die auf den Schiffen waren, eine Rede: hernach nahm er die Officiere besonders vor, setzte sich mitten unter sie, und wendete alle seine Kräfte an, ihnen einen Theil des Eifers mitzutheilen, den er für den Ruhm hatte. Obgleich der Leser gemeiniglich die Reden der Generale als Erdichtungen des Schriftstellers betrachtet, so müssen wir doch diejenige Rede anführen, welche Cortez den Officieren seiner kleinen Armee hielt: sie ist aus dem Diaz de Castillo genommen, der zugegen war, als er sie hielt. Hier ist sie. „Meine Freunde und Gefährden, wir sind einer Menge Widerwärtigkeiten und Verfolgungen, vor der „Ankunft in dieser Insel, entgangen. „GOtt hat uns erhalten: wir müssen also „einen glücklichen Fortgang unsers Vorhabens hoffen, weil er den Anfang desselben mit seiner Huld gewürdigt hat. „Unser Eifer für ihn und den Dienst un-

„sers Königs ist es, der uns die Erobe-
„rung eines unbekannten Landes unter-
„nehmen macht. Vergebens würde ich
„Ihnen die zu übersteigenden Schwierig-
„keiten, die Anzahl der zu bestreitenden
„Feinde verhehlen. Sie müssen sich mit
„Muth und Geduld fassen; es ist das ein-
„zige Mittel, zum Ende ihrer rühmlichen
„Unternehmung zu gelangen. Sie ha-
„ben erdulden und schlagen gelernt, indem
„Sie diese von uns eroberten Inseln un-
„terjocht haben: aber es sind Ihnen noch
„andere Arbeiten zu übernehmen übrig,
„und Sie müssen dazu desto mehr Muth
„haben: er wird nur nach der Größe der
„Hindernisse abgemessen. Es ist wahr,
„wir sind nur ein kleines Häufchen: aber
„Vereinigung macht die Stärke der Ar-
„meen aus; sie scheint sie so gar zu ver-
„größern. Wenn wir werden einen Ent-
„schluß fassen müssen, so müssen wir alle
„nur einen Rath, nur eine Hand haben,
„wenn wir ihn ausführen sollen. Unser
„Interesse muß auch gemeinschaftlich, und
„unser Ruhm an allem, was wir zu er-
„obern das Glück haben werden, gleich
„seyn. Die einzelne Tapferkeit muß die
„allgemeine Sicherheit befestigen. Ich
„bin euer Haupt; aber ich will mein Le-
„ben zuerst für den geringsten Soldaten
„wagen. Sie sollen meinem Beyspiele
„mehr, als meinen Befehlen gehorchen.

„Mein Vertrauen zu Ihnen giebt mir den „Muth, die Eroberung der ganzen Welt „zu unternehmen, und mein Herz schmei„chelt sich mit dieser Hofnung durch eine „Bewegung, die alle Ahndungen über„trift. Mein Vertrauen ist keine Thor„heit; es ist auf diejenigen gegründet, die „mich umgeben, und alles, was ich nicht „von meinen eignen Kräften zu erwarten „wage, wage ich von den Ihrigen zu „hoffen.“

Solis Kap. 15.

Die Einwohner der Insel hatten sich auf die Berge bey Erblickung der Flotte begeben: aber die gute Ordnung, welche sie in dem Lager der Spanier herrschen sahen, machte, daß sie wieder herunter kamen: sie vermischten sich mit ihnen voll Vertrauen und Freundschaft. Sie berichteten dem Cortez, sie hätten in einer Gegend des festen Lands bärtige Leute gesehn, welche von einem Land wären, das sie Kastilien nannten. Er zweifelte gar nicht, daß es einige von denen seyn müßten, die Hermandez und Grijalva auf dieser Küste verloren. Er sah wohl ein, wie wichtig es für ihn wäre, sie zu finden, und schickte einen Officier und einige Soldaten nach der Küste von Yucatan: der Kazike der Insel Cozumel gab ihnen zwey Indianer mit, und Geschenke, um damit ihre Freyheit zu erhalten.

Während daß der Officier und die Soldaten die verlornen Spanier suchten, so wollte Cortez die Insulaner nöthigen, die christliche Religion anzunehmen, und als er sah, daß die Vernunft keinen Eindruck auf ihren Geist machte, so zerstörte er alle ihre Götzen. Die Barbaren glaubten, der Himmel würde diese Entheiligung rächen: aber wie sie sahen, daß den Spaniern kein Leids widerfuhr, so litten sie nicht nur, daß man ihnen Tempel und Kruzifix statt Götzen errichtete, sondern sie warfen sich auch vor ihnen nieder, und beteten sie gleichsam an.

Man findet einen Spanier wieder, der an der Küste von Yucatan sich verloren hatte.

Cortez fieng an, an dem Wiederkommen der nach der Küste von Yucatan ausgeschickten zu verzweifeln, und machte sich fertig abzusegeln; allein man wurde von weitem ein Kanot gewahr, das über den Meerbusen fuhr, und grade auf die Insel zukam. Es hatte einige bewafnete Indianer bey sich, welche die äußerste Eilfertigkeit bezeugten. Der General stellte einige Soldaten in Hinterhalt an dem Orte, wo das Kanot anlegen zu müssen scheinte. Sie ließen die Indianer aussteigen, verhieben ihnen den Weg, und fielen mit Ungestüm über sie her: aber einer dieser Wilden trat vor mit ofnen Armen und schrie, er sey ein Christ. Man nahm ihn gütig an, führte ihn zum General und erkannte die Indianer, welche

die beyden Insulaner waren, welche man mit einem Officiere und Soldaten auf die Küste von Yucatan geschickt: die Soldaten und der Officier waren bey ihnen. Der wiedergefundene Kastilianer hatte die Landssprache erlernt, und that in der Folge dem Cortez viele Dienste.

Dieser Unglückliche war nackend, schwarzbraun, und hatte die Haare wie die Indianer um den Kopf gebunden. Er trug sein Ruder auf den Schultern, einen Bogen in der Hand, Schild und Pfeile auf dem Rücken, und eine Art Netzes, in Gestalt eines Sacks, in welchem er seine Lebensmittel, und ein paar Horas hatte, welche er sich zu seiner Religionsübung aufgehoben. Er konnte nicht hinter einander reden, ohne einige indianische Wörter mit hinein zu mischen, die man nicht verstand. Man erfuhr von ihm, daß er Hieronymus von Aguilar hieß, daß er von Ecijia, einer Stadt in Andalusien und von einer Familie sey, die ihm alle Vortheile einer guten Erziehung zukommen lassen. Er war nach Indien gegangen, und da er sich in der Kolonie zu Darien, während der Uneinigkeiten des Nuvesa und Vasco Nugnez de Balboa, befand, so hatte er letztern auf seiner Reise begleitet, welche er nach St. Domingo machen mußte: allein ihre Caravelle scheiterte an den Sandbänken von Las Bia-

voras. Von den darauf befindlichen zwanzig Mann starben sieben vor Strapazen und Elend: die andern kamen ans Land in einer Provinz mit Namen Maya, und fielen in die Hände eines grausamen Kaziken, der seinen Götzen den Baldivia und viere ihrer Gefährten zu opfern anfieng, und dann ihr Fleisch aß. Er hob sich den Aguilar und vier andere seiner Gefährten zu dem ersten Feste auf, und ließ sie in ein Käfig einschließen, wo man sie sorgfältig zu mästen suchte: aber sie fanden ein Mittel zu entwischen, giengen viele Tage lang durch Wälder, hatten keine andere Nahrung, als Kräuter und Wurzel, und kamen zu einem Kaziken, einem Feinde des ersten, und nicht so großen Barbaren. Sie führten bey ihm ein sehr geruhiges Leben, ob sie gleich stets zu den schwersten Arbeiten gezwungen wurden. Alle seine Gefährten starben nach und nach, ausgenommen ein Bootsknecht, von Palos gebürtig, welcher eine reiche Indianerin geheyrathet, mit der er viel Kinder gezeugt hatte. Als Aguilar Nachricht von dem Cortez erhalten, so verwendete er zur Erhaltung seiner Freyheit die Geschenke, welche die Indianer von Cozumel ihm mitgebracht. Er gab dem verheyratheten Botsknecht davon Nachricht, um mit ihm wieder zu den Christen zurück zu kehren: allein es war umsonst; der

Botsknecht wollte bey seiner Frau und seinen Kindern bleiben.

Cortez reisete von der Insel Cozumel den vierten Merz ab, und wollte in dem Flusse Grijalva ankern. Er war nicht lange daselbst, so hörte er Lermen und Geschrey. Aguilar setzte sich in einen Kahn, um zu sehen, was dieses Geschrey bedeutete; aber er kam bald zurück und brachte die Nachricht, die Indianer wären in großer Anzahl beysammen, und wollten ihm den Eingang in den Fluß verwehren. Ob gleich Cortez nicht den Plan gemacht, mit dieser Provinz seine Eroberungen anzufangen, so glaubt er doch, es erfordere der Ruhm seiner Waffen, der Wildheit dieser Indianer Einhalt zu thun. Als die Nacht herannahete, so verbrachte er sie gänzlich mit Richtung seiner Artillerie zu, und ließ seine Soldaten die gesteppten Küraſſe anthun. Als der Tag erschien, stellte er seine Schiffe in einen halben Mond, deren Chaluppen die beyden Spitzen machten. Seine Flotte fuhr in Fluß ein, der breit genug war, um sie in diesem Zustande zu lassen. Die Wilden ließen sich davon nicht abschrecken, sondern näherten sich auf einen Bogenschuß, und regneten einen Hagel von Pfeilen auf die Spanier. Diese, nachdem sie den ersten Angriff ausgehalten, feuer-

ten alle ihre Kanonen ab. Die Wilden, durch dieses schreckliche, von ihnen niemals gehörte Gedonner und den schrecklichen Tod ihrer zu ihren Seiten sterbenden Kameraden erschreckt, verließen ihre Kanote, und stürzten sich ins Wasser. Da die Flotte keinen Widerstand mehr fand, so fuhr sie bis an das Ufer des Flusses, und die Kastilianer hielten es für ihre Schuldigkeit, ans Land zu steigen; aber sie mußten ein zweytes Treffen liefern. Die Indianer, welche ihre Kanote verlassen, verbanden sich mit einem andern Haufen, welcher im Walde im Hinterhalte lag, und fiengen von neuen an. Die Pfeile, Wurfspieße und Steine beschwerten Anfangs die Kastilianer sehr; aber Cortez besaß die Klugheit, und stellte seine Leute, während des Kampfes, in Schlachtordnung. Die, welche in dem ersten Gliede stunden, thaten dem Feinde Gegenwehr, und deckten diejenigen, welche aus den Schiffen stiegen, und gaben ihnen Zeit, sich in Schlachtordnung zu stellen, um sie ebenfalls zu unterstützen. Und so bald als diese formirt war, schickte er hundert Mann mit dem Befehle ab, durch den Wald zu marschiren, und die Stadt Tabasko anzugreifen, welche die Hauptstadt des Landes war, und deren Lage man aus der Erzählung der vorhergehenden Reisen kannte. Alsdann setzte

er sich an die Spitze seiner Truppen, rückte gegen eine unglaubliche Menge Indianer an, die ihm die Stirne boten. Er ermunterte seine Soldaten mehr durch seine That, als durch seine Stimme.

Erster Sieg des Cortez über die Indianer.

Die Indianer wichen endlich, und zogen sich nach der Stadt, um sie zu vertheidigen. Ihre Befestigung bestund in großen Baumstämmen, wie Pallisaden, zwischen welchen Oefnungen waren, um daraus die Pfeile abschiessen zu können. Die Umpfählung war völlig rund, und gegen das Ende beyder Linien, welche den Kreis machten, gieng eine über die andere, und es war ein enger Weg mit vielen Wendungen zum Eingang mit zwey oder drey hölzernen Schilderhäußern für die Schildwachen gelassen.

Cortez kam eher vor die Stadt, als die Vorausgeschickten, weil diese von Morästen und Seen aufgehalten worden waren. Doch stießen sie zeitig genug noch zu ihm, und ohne den Indianern Zeit zu lassen, sich zu besinnen, rückten sie muthig bis an die Pallisaden an. Die Löcher, welche zwischen den Pfählen waren, dienten für das Gewehr zu Schießlöchern. Die Indianer versperrten die Straßen durch andere Pfähler, und zogen sich mitten in die Stadt. Die Kastilianer verheerten die ersten Pallisaden, verfolgten

die

die Indianer von Platz zu Platz, und nöthigten sie die Stadt zu verlassen, und sich in Wald zu retten. Cortez verbot, sie dahin zu verfolgen, um ihnen die Freyheit zur Friedensentschließung zu lassen, und seinen Leuten Zeit zur Erholung zu geben. Tabasko war also seine erste Eroberung: diese Stadt war groß, und sehr bevölkert. Da die Indianer fast alle ihre Familien und Reichthümer herausgebracht hatten, so bot sie der Gierigkeit des Soldaten nichts an; aber sie hatte Lebensmittel im Ueberflusse. Die Indianer verloren eine unglaubliche Menge Menschen: doch genau konnte man sie nicht erfahren, weil sie die Geschicklichkeit hatten, ihre Todten wegzutragen. Die Kastilianer verloren nicht einen Mann; doch wurden viele verwundet.

Cortez vertheilte seine Truppen in drey Tempel, und verließ sich nur auf sich selbst, indem er selbst sorgfältig die Runde machte, und des Nachts die Wachen ausstellte. Da er aber des Tags keinen Feind bemerkte, so ließ er den Wald erkundschaften, wo man auch keinen lebendigen Menschen fand. Diese Unruhe erweckte ihm Argwohn, welcher noch größer wurde, als man ihm berichtete, einer seiner indianischen Dollmetscher sey in der Nacht verschwunden, und habe seine Kleider an die Aeste eines Baums gehangen. Dieser

ser Verräther hatte nichts weniger als Nutzen von seiner Verrätherey, sondern wurde den Götzen geopfert, weil er die Indianer selbst vermocht hatte, den Krieg zu führen, indem er sie versichert, die Spanier wären nicht unsterblich, wie sie geglaubt hätten.

Cortez, überzeugt, daß er zur Verbreitung des Schreckens seines Namens unter den Indianern, seinen Sieg verfolgen müsse, schickte Truppen zum Auskundschaften aus, um zu erfahren, was aus den Indianern geworden sey. Er erfuhr bald, daß man nahe bey einem Orte, mit Namen Cinthla, eine unzählbare Armee bemerkte. Nicht ohne Entsetzen sahen die Spanier das Feld mit streitfertigen Feinden bedeckt. Cortez empfand selbst die Gefahr; aber anstatt furchtsam zu scheinen, nahm er vielmehr die Mine der Zufriedenheit und des Stolzes an. Er stellte seine Armee unten an eine Anhöhe, die ihm gar nicht befürchten lassen konnte, umzingelt zu werden, und wo er seine Artillerie frey spielen lassen konnte. Er stieg alsdann zu Pferde, setzte sich an die Spitze seiner Reiterey, warf sich in ein benachbartes Gehölze, woraus er dem Feinde in die Flanken zu fallen sich vorsetzte, wenn es nöthig seyn würde. Die Indianer hatten die Spanier bemerkt, sie marschirten daher auf sie zu, und waren schon ei-

Der zweyte noch streitigere Sieg.

nen Bogenschuß nah, als sie ihre Pfeile abschossen, und mit so einem Ungestüm auf das spanische Treffen fielen, daß weder Flinten noch Armbrüste sie aufhalten konnte: allein das Kanonenfeuer verheerte eine große Anzahl derselben. Doch unterließen diese Barbaren nicht, sich fest an einander zu schließen, um die Lücken auszufüllen, welche unter ihnen entstunden. Sie erhoben ein schreckliches Geschrey, und warfen Sand in die Luft, in der Hofnung, damit ihren Verlust zu verheelen. Sie rückten immer näher, und waren fast so nahe, daß sie Mann für Mann mit einander kämpfen konnten. Schon wurden die Spanier gewahr, daß die Partie nicht gleich sey, als Cortez mit seiner Reiterey aus dem Walde hervorbrach, mit verhängten Zügeln mitten durch den dicksten Schwarm jagte, und sich Weg machte. Der Anblick der Pferde, welche die Indianer für reissende Ungeheuer mit Menschen- und Thierköpfen hielten, brachte auch die Tapfersten in Furcht; kaum wagten sie die Augen gegen ihren Gegenstand des Schreckens aufzuthun. Sie dachten nun auf nichts mehr, als sich zurück zu ziehen. Die Spanier, die durch ihre Zurückweichung in den Stand gesetzt wurden, ihr Gewehr zu brauchen, fiengen von neuen ein so hef-

tiges

tiges Feuer an, daß die Indianer offenbar die Flucht nehmen mußten.

Cortez ließ sie durch seine Reiterey einige Zeit verfolgen, aber mit dem Befehle, ihr Blut zu schonen, und blos einige Gefangene zu machen, welche ihnen zum Frieden dienen könnten. Man fand auf dem Schlachtfelde mehr als acht hundert todte Indianer, und man konnte gar nicht zweifeln, daß die Anzahl ihrer Verwundeten nicht weit beträchtlicher sey. Die Spanier verloren nur zwey Mann: aber sie hatten siebenzig Verwundete. Um das Andenken dieser glorreichen Begebenheit dauerhaft zu machen, so errichteten sie einen Tempel zur Ehre unserer Frau vom Siege, und die erste Stadt, welche sie in dieser Provinz bauten, erhielt eben diesen Namen.

Den Morgen nach dem Treffen, ließ Cortez vor sich alle Gefangene führen, unter welchen zwey bis drey Hauptleute waren. Die Furcht und Niedergeschlagenheit war auf ihren Gesichtern abgemalt; sie glaubten, die Sieger würden sie mit der nemlichen Härte behandeln, deren sie sich selbst gegen ihre Gefangene zu bedienen pflegten. Cortez benahm ihnen bald die Furcht; er empfieng sie mit Sanftmuth und Güte; erheiterte sie durch seine

Reden und Schmeicheleyen, und setzte sie in Freyheit. Er machte ihnen so gar einige Geschenke, und sagte ihnen: „Ich „weiß zu siegen und zu verzeihen.“ Wenige Stunden darnach, als diese Gefangenen abgereiset waren, sahe man viele Indianer ins Lager mit Maiz, Hühnern und andern Vorrath kommen, damit man ihre Friedensvorschläge begünstigen möchte, welche sie im Namen des Kaziken von Tabasko vorzubringen hatten. Aguilar bemerkte, daß diese Abgeordnete aus dem niedrigsten Volke wären, that es dem Cortez zu wissen, und sagte ihnen, bey dergleichen Gelegenheiten brauchte man Indianer vom ersten Range, und sie müßten sich mit allem ihren Putze darstellen. Ob gleich Cortez den Frieden mit eben so viel Eifer verlangte, als die Indianer selbst, so schickte er diese Abgeordnete doch zurück, und sagte ihnen, er wolle die Vorschläge anhören, wenn sie von Leuten gemacht werden würden, die sie verdienten zu machen. Dieser General fühlte wohl, wie wichtig es sey, in diesem Falle den Barbaren Edelmuth und Standhaftigkeit zu zeigen.

Der Kazike schickte den Morgen drauf, um den Fehler wieder gut zu machen, dreyßig vornehmere Indianer, die mit allem ausgeschmückt waren, worinn sie ihre Pracht bestehen lassen. Sie wurden von

andern

andern niedrigern Indianern begleitet, die Vorrath und zwar in größerm Ueberflusse, als das erste mal, bey sich hatten.

Cortez gab ihnen in einem Kreise von allen seinen Officieren Gehör, und nahm ein ernstes und strenges Ansehn an. Die Abgeschickten erschienen mit vieler Unterwürfigkeit, und nach den bey dergleichen Gelegenheiten gewöhnlichen Ceremonien brachten sie den Beweggrund ihrer Gesandschaft vor, und entschuldigten ihre kriegerische Verwegenheit. Der General stellte ihm die gerechten Gründe vor, die er hätte, über ihr bewiesenes Verfahren gegen die Spanier, beleidigt zu seyn. Er verwilligte ihnen alsdann den Frieden, und machte ihnen Geschenke, die an sich wenig sagen wollten, aber den Indianern sehr schätzbar waren.

Kurze Zeit darauf kam der Kazike selbst, dem Generale aufzuwarten. Er war von allen seinen Hauptleuten und Bundesgenossen umgeben, brachte ein Geschenk, welches in katrunen Mänteln, allerley farbigten Federn und in Kostbarkeiten bestunden, die zwar von geringem Golde waren, aber deren Arbeit die Masse weit übertraf. Er fieng mit Darreichung seines Geschenks an, als wenn er sich daraus ein Verdienst machen wollte, um besser empfangen zu werden. Cortez bezeigte

zeigte sich auch gegen ihn leutselig, und die Unterredung bestand in wechselseitigen Komplimenten und in Freundschaftsversicherungen, die sie sich durch die Dollmetscher machten. Die spanischen Officiere behandelten das indianische Gefolge des Kaziken auf eben die Weise. Die Merkmale der Freude und Aufrichtigkeit drückte sich, ungeachtet des Mangels der Rede, durch Bewegungen aus.

Als der Kazike von dem General Abschied nahm, so setzte er ihm einen andern Tag zu einer Unterredung fest. Zum Beweise seines Vertrauens befahl er allen seinen Unterthanen, nach Tabasko zurück zu kehren, und den Spaniern alle ihnen mögliche Dienste zu leisten.

Den folgenden Tag erschien er mit eben dem Begleite, das er das erste mal gehabt; nur hatte er noch zwanzig junge schöne, und nach ihrer Landesart sehr ausgeschmückte Indianerinnen bey sich. Er stellte sie dem Generale vor, mit den Worten, er mache ihm hiermit ein Geschenke, damit sie auf der Reise für sein und seiner Leute Essen Sorge trügen; denn sie verstünden alle auf seine Tafel kommende Gerichte sehr delikat zuzubereiten, vornemlich Maizbrod zu backen, welches von je her das Geschäfte der Weiber gewesen wäre.

Unter den Indianerinnen fand sich eine von seltner Schönheit, sowohl in Ansehung der Bildung, als der Leibesgestalt. Cortez empfieng sie sehr freundlich. Wir werden in der Folge zeigen, wer die schöne Indianerin war, und was aus ihr wurde. Ehe er diese Gegend verließ, nahm er den Kaziken und seine vornehmsten Begleiter bey Seite, sagte ihnen, er sey ein Unterthan und Minister eines sehr mächtigen Monarchen; seine Absicht sey, ihnen alles mögliche Glück zu verschaffen, indem er ihnen vorschlüge, sich diesem grossen Fürsten zu unterwerfen. Er schloß mit der Ermahnung, die wahre Religion zu ergreifen, und den Irrthümern der Abgötterey zu entsagen. Er unterstützte diese beyden Vorschläge mit aller seiner Beredsamkeit, mischte etwas Standhaftigkeit darunter, so, daß wenn die Indianer nicht davon überzeugt, sie wenigstens davon erschüttert wurden. Sie antworteten, sie hielten sich für sehr glücklich, einem Monarchen zu gehorchen, dessen Macht sich durch solche ausserordentlich tapfere Unterthanen äußerte: aber über das, was die Religion beträfe, waren sie weitschweifiger. Doch Cortez wandte alle mögliche Geschicklichkeit an, um sie in diesem Punkte zu seinem Zweck zu bringen. Als der Kazike und die Vornehmsten des Lands ihm einmal die Visite gegeben, so hörten

sie

sie die Pferde wiehern. Sie fragten mit bewegtem Herzen, worüber sich die Yeguanez, ein Wort, welches in ihrer Sprache schreckliche Macht bedeutet, worüber diese sich beschwerten? Cortez antwortete, sie zürnten, daß er den Kaziken und seine Nation nicht schärfer für ihre verwegene Widersetzung gegen die Christen bestraft hätte. Die indianischen Großen ließen so gleich Decken zum Lager der Pferde, und Flügelwerk zu ihrem Futter bringen, baten sie um Vergebung, und versprachen, um sie zu besänftigen, Freunde der Christen zu seyn. Herrera, B. 4. K. 12.

Cortez, der viel höhere Absichten hatte, gieng den Montag der Charwoche unter Segel, und umschifte die Küste von der Westseite. Er erkannte auf dieser Fahrt wieder alle die von Grijalva entdeckten Oerter, und landete den grünen Donnerstag zu St. Johann von Ulua an. Kaum hatte er zwischen dieser Insel und dem festen Lande Anker geworfen, so sah er von der Küste zwey große Kanote oder so genannte Pirogen kommen. Sie näherten sich bis an die Flotte, ohne das geringste Zeichen von Furcht oder Mißtrauen. Cortez befahl, man sollte sie mit vielen Schmeicheleyen empfangen. Aguilar, auf welchem man rechnete, um zu erfahren, was sie sagen würden, versicherte, nachdem er sie reden gehört, er

verstünde ihre Sprache nicht. Man war sehr verlegen; allein man bemerkte, daß eine von den aus Tabasko mitgebrachte Frauen sich mit einem von den Indianern unterredete, welche in diesen beyden Kanoten gekommen waren. Sie wendete sich alsdann an den Cortez und Aguilar, die bey ihr waren, und sagte zu dem letztern in yucatanscher Sprache, die er wohl verstund, daß diese Indianer mexikanisch redeten, und bey dem General Gehör verlangten. Aguilar übersetzte das, was ihm die Indianerin eben gesagt, auf spanisch, und der General befahl, daß man diese Indianer auf sein Schif kommen lassen sollte. Sehr schwer ist die Freude des Cortez auszudrücken, als er sah, daß diese Indianerin eine Sprache verstund, wohin er sich schon lange gewünscht hatte. Er dankte GOtt für eine so sonderbare Huld.

Geschichte einer Indianerin, welche dem Cortez zur Dollmetscherin diente.

Diese Indianerin spielte eine zu große Rolle in der Eroberung von Meriko, als daß man nicht den Leser mit ihr genauer bekannt machen müßte. Es ist diejenige, deren Schönheit wir schon gerühmt haben. Sie war die Tochter des Kaziken von Guazacoalco, eine dem mexikanischen Kayser unterworfene und an Tabasko gränzende Provinz. In ihrer zartesten Kindheit wurde sie aus den Armen ihres Vaters gerissen, und nach Xicalango

Iango geführt. Es ist dieses ein fester Ort an der yucatanschen Gränze, wo eine mexikanische Besatzung lag. Man erzog sie auf eine ihrer Geburt wenig gemäße Art: sie ward wiederum entführt, und dem Tabaskoschen Kaziken verkauft, der dem Cortez damit ein Geschenke machte, wie wir schon oben gesagt haben. Man redete zu Guazacoalco und Xicalongo die allgemeine Sprache von Mexiko, und zu Tabasko die Yucatansche, welche Aguilar wußte. Daher verstand sie die Indianer, welche mit ihr mexikanisch redeten, übersetzte es dem Aguilar yucatanisch, was die Mexikaner ihr sagten, und Aguilar sagte es dem Cortez auf kastilianisch. Der General hatte sie mit ihren Gespielinnen taufen lassen, ehe er die Tabaskosche Rheede verließ, und ihr den Namen **Marina** geben lassen. Und bey diesem Namen werden wir sie in Zukunft nennen. Solis B. 1. K. 21.

Cortez fühlte wohl, wie nöthig ihm dieses Mädchen in den Umständen, worinn er war, sey, und machte ihr daher allerley Karessen, und verabsäumte nichts, um sie sich geneigt zu machen. Marina verband mit den äußerlichen Annehmlichkeiten einen lebhaften Geist und eine leichte Fassungskraft: sie lernte in kurzer Zeit spanisch, und vermied auf solche Art die Weitschweifigkeiten, die Cortez erdulden

mußte, um zu wissen, was ihm die Mexikaner sagen wollten, und um seine Antworten an sie gelangen zu lassen. Schwerlich hätte eine solche Frau, wie Marina, dem Cortez nicht dasjenige einflößen können, was Leute von einem lebhaften und siedenden Charakter, wie er, für liebenswürdige Frauen zu empfinden pflegen. Sie bekam über ihn eine Herrschaft, die sie zu behaupten wußte. Cortez war eine angenehme Figur; er hatte den ersten Rang unter den Spaniern: Liebe und Ehrgeiz redeten für ihn bey Marina. Er hatte mit ihr einen Sohn, welcher unter dem Namen Don Martin Cortez bekannt worden ist, welchen man, in Betracht des Adels seiner Mutter, zum Ritter von St. Jakob machte.

Die Indianer erklärten der Marina, Pilpatoe, der erste Statthalter dieser Provinz, und Teutitle, der zweyte Feldherr des großen Kayfers Montezuma, habe sie an den Befehlshaber der Flotte geschickt, um von ihm selbst zu erfahren, was für eine Absicht ihn an das Ufer brächte. Cortez begegnete diesen Abgeordneten mit vieler Höflichkeit, und antwortete ihnen, daß er als Freund in der Absicht käme, für ihren Regenten und das ganze Reich wichtige Sache zu verhandeln; und daß er sich dem Statthalter und General hierüber weitläufiger erklären werde. Er

hatte

hatte die Geschicklichkeit, den Indianern eine ziemliche Kenntniß von den Reichthümern und der Stärke des Montezuma abzulocken, und schickte sie sehr vergnügt zurück. Den folgenden Tag ließ er, ohne eine Antwort zu erwarten, seine Truppen, Pferde und Artillerie ausschiffen. Die Indianer dieser Gegend hatten so gar die Höflichkeit, ihm bey seiner Ausschiffung und zur Erbauung der Hütten behülflich zu seyn, unter welchen man eine größere baute, als die andern, weil sie die Stelle der Kirche vertreten sollte.

Der Tag und die folgende Nacht verstrichen sehr ruhig; den Morgen darauf aber sah man eine große Anzahl bewafneter Indianer nach dem spanischen Lager rücken. Man bereitete sich schon zur Vertheidigung, als man erfuhr, es wären die Vorläufer des Teutitle und Pilpatoe, welche auf dem Wege waren, dem Generale aufzuwarten. Sie erschienen am Ostertage mit einem zahlreichen Gefolge. Cortez beschloß, sich, in ihrer Gegenwart, ein großes Ansehn zu geben, um sie damit zu täuschen. Er empfieng sie mitten unter seinen Officieren, welche sich alle um ihn herum mit der größten Ehrfurcht gestellet hatten. Er hörte ihr Kompliment an, gab ihnen darauf eine kurze Antwort, und erklärte ihnen, durch den Mund der Marina, daß, ehe von dem

Gegenstande seiner Reise geredet würde, er seinem GOtt, der der HErr aller ihrer Götter wäre, seine Schuldigkeit bezeigen wolle.

Cortez führte sie zu der Hütte, welche zur Kirche dienen sollte. Da er nur zwey Schifsprediger bey sich hatte, so nahm er noch diejenigen dazu, welche den Kirchengesang wußten, und machte den Chor daraus. Die Indianer wohnten allen diesen Ceremonien mit einer Aufmerksamkeit bey, welche mehr Erstaunung über ein ihnen bisher ganz unbekanntes Schauspiel war. Nach der Messe kehrte man in die Wohnung des Generals zurück, welcher die beyden Officiere des Montezuma prächtig bewirthete. Alsdann sagte er ihnen, durch den Mund seiner Dollmetscherin, mit einer stolzen und ernsten Mine, er käme im Namen Carls von Oesterreich, Monarchen des Orients, um dem Kayser Montezuma Geheimnisse von der äußersten Wichtigkeit mitzutheilen; aber die er ihm nur allein eröfnen könnte: er bäte also um die Ehre, ihn zu sehen, und verspräche sich eine solche Aufnahme, als es die Würde des Fürsten, der ihn schicke, erfodere.

Dieser Vorschlag erweckte den beyden Officieren einen Verdruß, der selbst auf ihrem Gesicht erschien. Teutitle bat um Erlaubniß, seine Geschenke bringen lassen

zu

zu dürfen, ehe er sich erklärte. Sie bestunden in Lebensmitteln, sehr feinen kattunen Kleidern, allerley farbiger Federn, und verschiednem mit äußerster Feinheit gearbeiteten Geschmeide. Nachdem der Indianer dem Cortez seine Geschenke übergeben, mit den Worten, er hätte ihn, diesen Beweis der Hochachtung von zwey kayserlichen Sklaven anzunehmen, so fügte er noch hinzu, er riethe ihm, von dem Vorhaben, den Montezuma zu sehen, abzustehn, weil dessen Erfüllung zu viel Schwierigkeiten hätte. Cortez gab sich darauf noch ein stolzerers Ansehn, und antwortete, die Könige versagten niemals den Gesandten anderer Regenten die Audienz, und ohne ausdrücklichen Befehl müßten ihre Minister sich keiner solchen gefährlichen Verweigerung schuldig machen: ihre Pflicht sey in dieser Gelegenheit, dem Montezuma seine Ankunft zu berichten; und sie könnten nur ihren Kayser versichern, daß der fremde General fest entschlossen sey, ihn zu sehen, und daß er, zur Ehre des großen Königs, den er vorstellte, nicht eher nach seinen Schiffen zurück gehen würde, als er diese Genugthuung erhalten haben würde. Die beyden Mexikaner, gerührt von dem Ton und Ansehn, mit welchem Cortez mit ihnen gesprochen, baten ihn, wenigstens vor der Antwort vom Hofe nichts zu unter-

ternehmen, und boten ihm alle Hülfe an, die er unter dieser Zeit bedürfte.

Mexikanische Maler, welche die Schiffe u. das spanische Lager zeichnen.

Sie hatten mit sich Maler gebracht, die sich vom ersten Augenblick ihrer Ankunft an, die Schiffe, die Soldaten, die Pferde, die Artillerie und alles, was sich ihren Augen sowohl am Ufer, als in dem spanischen Lager anbot, vorzustellen bemüht hatten.

Ihre Leinewand war ein Kattuner Zeug, auf welchem sie sehr natürlich mit Pinsel und Farben alle Arten von Gegenständen und Figuren zeichneten. Cortez, der davon benachrichtiget wurde, wollte dieses Schauspiel sehen, und erstaunte über die Leichtigkeit, mit welcher sie ihr Vorhaben ausführten. Man betheuerte ihm, daß sie auf dieser Leinewand nicht allein die Figuren, sondern auch die Handlungen vorstellten, und daß Montezuma durch dieses Mittel am besten von der Unterredung unterrichtet würde, welche er mit seinen Officieren gehalten.

Cortez wollte die einmal angenommenen Merkmale der Größe behaupten, und da er befürchtete, daß unkräftige und unbewegliche Bilder seinen Absichten wenig gemäße Begriffe geben könnten, so ließ er seine Soldaten ihre Uebungen machen, damit ihre Geschicklichkeit und ihr Muth in die Augen der vornehmsten Officiere

des

des Kayſers fallen möchte. Die ſpaniſche Infanterie formirte ſo gleich ein Treffen, und die ganze Artillerie wurde aufgeführt. Man erklärte den Mexikanern, daß der General ihnen eine Ehre erzeigen wollte, welche in ſeinem Lande nur den Allervornehmſten zugeſtanden würde. Er ſtieg zu Pferde mit ſeinen vornehmſten Officieren, hielt ein Ringelrennen, theilte ſodann ſeinen Trupp in zwey Schwadronen, und ließ ſie ein Gefecht mit aller Bewegung der Reiterey machen. Die Indianer ſahen Anfangs mit Furcht und Angſt dieſe Thiere an, deren Geſtalt und Wildheit ihnen ſchrecklich vorkam, und da ſie nicht weniger über ihren Gehorſam verwundert waren, ſo ſchloſſen ſie, daß Leute, die ſie ſo folgſam machen könnten, etwas übermenſchliches haben müßten. Ihr Erſtaunen ſtieg aber noch mehr, als ſie das Musketen- und Kanonen-Feuer hörten. Cortez, der ſie mit vieler Aufmerkſamkeit unterſuchte, ſagte ihnen, die Spanier pflegten ihre Freunde mit dergleichen kriegeriſchen Luſtbarkeiten zu beehren. Die mexikaniſchen Maler erfanden neue Figuren, um das, was ſie geſehn und gehört hatten, auszudrücken. Einige zeichneten Bewafnete und in Schlachtordnung Geſtellte, und andere malten die Pferde in der Tummelung des Gefechts. Den Kanonenſchuß ſtellten

sie unter Feuer und Rauch, und den Knall durch lichte Striche vor.

Pilpatoe ließ nahe an dem spanischen Lager eine ziemliche Menge Hütten errichten, und suchte sie zu bereden, daß er keine andere Absicht hätte, als sich in Stand zu setzen, ihnen Lebensmittel zu verschaffen. Sie stellten sich, als wenn sie es glaubten, ob sie gleich überzeugt waren, daß dessen wahre Absicht sey, ihr Betragen in der Nähe zu beobachten. Teutile schickte in größter Eil dem Montezuma einen Bericht von allem, was er gesehen hatte, wie auch die Gemälde, welche die mexikanischen Maler verfertigt.

Geschenke, welche Montezuma den Spaniern schickt.

Nach sieben Tagen kam die Antwort des Montezuma mit sehr beträchtlichen Geschenken. Teutile, welcher mit dem spanischen General Unterhandlung pflegen sollte, ließ auf Matten seine Geschenke ausbreiten. Sie bestunden in reichen Tapeten, in baumwollnen und mit sehr feinen und bunten Vögelfedern durchwürkten Zeugen, geflochtenen und mit goldnen und silbernen Platten beschlagenen Schilden; einige waren auch mit kleinen Perlen besetzt. Es war dabey auch eine hölzerne Sturmhaube, mit Golderze belegt, ein Helm von Goldbleche mit ringsherum hängenden Schellen, oben mit Smaragden und großen Federbüschen,

schen, daran am Ende Goldflitterchen hiengen, geziert; vergoldete und silberne Fliegenwedel; Armschienen und anderes hirschledernes rothgegerbtes und mit goldnen und silbernen Platten bekleidetes Rüstzeug; Spiegel von sehr schönem Metall, in Gold gefaßt; eine Menge goldne und silberne Stücken; ein goldnes Halsband, mit einer ungeheuern Menge Smaragden und Rubinen besetzt, und mit kleinen goldnen Schellen behängt; noch andere Halsbänder mit Perlen und Smaragden; allerhand Thiere von Silber und Gold, davon die Arbeit weit mehr kostete, als die Materie; Goldkörner, so wie man sie aus den Bergwerken erhält, in der Größe einer Haselnuß; zwey Räder, eines von Gold, welches die Sonne mit ihren Strahlen nebst vielem Laubwerk und Thieren vorstellte, am Gewichte hundert Mark, das andere von Silber mit der Figur des Monds und die nemliche Arbeit, am Gewichte funfzig Mark. Die Spanier entsetzten sich, so zu sagen, über so viel Reichthümer.

Teutitle ließ sich so dann in das Zelt des Generals führen, und sagte ihm, der Kayser Montezuma schicke ihm diese Reichthümer, zur Bezeugung seiner Hochachtung und hohen Meynung, die er von seinem Könige hätte: allein der Zustand

seiner

seiner Angelegenheiten erlaube nicht, Fremdlinge an seinem Hofe erscheinen zu lassen. Zur Beschönigung dieser abschläglichen Antwort machte Teutitle dem Cortez ein Gemälde von den beschwerlichen Wegen, und der Wildheit vieler Nationen, welche nichts abhalten würde, die Waffen zu ergreifen, um den Spaniern den Weg zu versperren. Cortez antwortete, er könne ohne Verletzung der Ehre seines Königs nicht zurück kehren, ersuchte ihn, nochmals bey dem Montezuma darum anzuhalten, mit dem Versprechen, die Antwort davon abzuwarten; doch fügte er zugleich hinzu, wenn sie gar zu lange aussen bliebe, so sähe er sich genöthigt, besser in der Nähe sie zu suchen.

Teutitle gieng zum zweyten male ab, dem Hofe von seiner Verrichtung Rechenschaft abzulegen. Die Meynungen der Spanier über die dabey zu ergreifende Partey war getheilt. Einige hofften auf einen glücklichen Ausgang, weil der Anfang so schön sey; andere fanden, daß es Verwegenheit sey, mit so weniger Macht einen so mächtigen Monarchen, als Montezuma schiene, anzugreifen. Selbst Cortez war dabey nicht ganz ruhig, wenn er die Größe seines Entwurfs mit seiner kleinen Macht verglich. Allein da er doch dem ohngeachtet fest entschlossen blieb, das

Glück

Glück zu versuchen, so beschäftigte er seine Soldaten, um ihnen nicht Zeit zu lassen, Betrachtungen nachzuhängen, die ihren Muth und ihr Feuer verringern können. Er schickte einen seiner Officiere mit zwey Schiffen aus, die Küste zu untersuchen, und gab alle diejenigen mit, die ihm an verdächtlichsten schienen.

Teutitle kam bald mit neuen Geschenken zurück: aber er sagte dem Cortez, Montezuma befähle ihm, ohne Widerrede abzureisen. Unterdessen da der General auf eine Antwort dachte, hörte man den Angelus oder die Betglocke läuten; er fiel auf die Knie, und gab ein Zeichen, daß ihm alle nachahmen sollten. Diese Handlung setzte den Gesandten in Erstaunen: Marina, die es gewahr wurde, sagte ihm, die Spanier erkenneten ein allerhöchstes Wesen, das die Götzenverehrer verabscheute, und Macht hätte, sie zu zerstören, und da sie befürchteten, es möchte seinen Zorn über den Montezuma ergehen lassen, so beteten sie um Abwendung desselben.

Als sie aufgehört hatte zu reden, gab sich Cortez noch ein viel wichtigeres Ansehen und sagte, der Hauptbeweggrund des Königs, seines Herrn, sey, da er seine Freundschaft dem Kayser von Mexiko anböte, die Erfüllung der Pflicht, die

alle

alle christliche Fürsten hätten, sich den Irrthümern der Abgötterey zu widersetzen, und sein heißestes Verlangen, ihm einen Unterricht zu geben, der ihn zur Kenntniß der Wahrheit führte, und aus der Knechtschaft des Satans brächte, welcher schreckliche Tyrann selbst den Kayser in seinen Stricken hätte, ob er gleich, dem Scheine nach, ein mächtiger Monarch sey: da er also um eine so große wichtige Sache und im Namen eines noch mächtigern Königs, als des mexikanischen, käme, so könnte er nicht umhin, aufs neue um ein geneigtes Gehör anzuhalten.

Diese Rede hatte nicht das Glück, welches man sich versprach. Der Gesandte sprang auf mit einem zornigen und verdrießlichen Blicke, und sagte, Montezuma habe bisher nur Güte gebraucht; allein wenn man länger sich seinen Befehlen widersetzen würde, so hätte man eine feindliche Behandlung zu erwarten. Darauf gieng er mit seinem ganzen indianischen Gefolge trotzig weg. Dieser Stolz setzte den Cortez ein wenig in Verlegenheit; doch er nahm bald seine gewöhnliche Ruhe wieder an, und sagte zu seinen Officieren: „Wir wollen sehn, wie sie den Krieg be„haupten werden: wir wissen ja schon, „wie diese Leute sich schlagen.“ Er schloß damit, daß ihm die Verweigerung sehr

ange-

angenehm sey; denn nun habe er die Freyheit, ohne Verletzung eines Rechts, die Waffen zu gebrauchen. Seit dieser Zeit unterließ er nicht, auf seiner Hut zu seyn, und vor einem Ueberfall sich zu bewahren.

Allein den Morgen darauf geschah eine Veränderung, die das spanische Lager in Bestürzung setzte. Alle Indianer, welche sich bey ihnen niedergelassen, und ihnen unaufhörlich Lebensmittel zugeführt, hatten sich zurückgezogen. Die, welche aus den benachbarten Flecken und Dörfern kamen, huben auch alle Gemeinschaft mit dem Lager auf. Die Soldaten aus Furcht, bald des Nöthigsten entbehren zu müssen, hielten den Entschluß, sich in einem unfruchtbaren Lande niederzulassen, für eine sehr ungeschickte Unternehmung. Auf dieses Gemurmele erhuben einige Anhänger des Velasquez die Stimme: sie beschuldigten den Cortez einer Tollkühnheit, und wurden endlich so verwegen, daß sie jedermann anlagen, um die Rückfahrt nach der Insel Cuba anzuhalten, unter dem Vorwande, die Flotte und die Armee zu verstärken. Cortez kam bald hinter diese Empörung, und da er die gefährlichen Folgen voraus sah, die entstehen könnten, wenn er sie nicht gleich im Anfange dämpfte, so bat er seine getreuesten Freunde, die Meynung eines jeden insbesondere zu erforschen. Er erfuhr,

die Anzahl der Mißvergnügten unter den Matrosen sey gering, und die, welche sie ausmachten, waren ihm immer verdächtig gewesen. Er versicherte sich der Zuneigung der andern, und erklärte, er wolle von allen Rath annehmen, was in den jetzigen mißlichen Umständen zu thun seye: er fügte hinzu, jeder könne seine Meynung ohne die geringste Furcht sagen. Einige Officiere übernahmen es, und äußerten die Gesinnungen der Mißvergnügten: der General hörte sie ruhig an, und antwortete, der Himmel habe sich für das Heil der Flotte nur zu sehr erklärt, als daß man nicht standhaft auf seine Hülfe hoffen dürfe; aber wenn es den Soldaten an Muth und Stärke fehle, wie man ihn versichere, so wäre es Unbesonnenheit, weiter vorzurücken, und man müßte sich zur Rückreise nach Cuba bereiten. Sogleich ließ er im Lager kund machen, man sollte sich zur Abfahrt fertig halten, und gab den Hauptleuten Befehl, mit ihren Kompanien auf eben die Schiffe zu gehen, welche sie kommandiret hatten. Kaum war dieser Befehl heraus, so schrien alle Anhänger des Correz heftig, man habe sie mit falschen Versprechungen hintergangen. Sie fügten hinzu, wenn Cortez gänzlich entschlossen wäre, abzureisen, so würden sie ein anderes Oberhaupt erwählen, weil sie die Hofnungen nicht verlieren

lieren wollten, die sie auf Mexiko hätten. Die, welche mit dem Cortez es abgeredet hatten, billigten diesen Entschluß, und baten nur, man sollte ihm davon Nachricht geben. Sie verfügten sich mit dem größten Theile der Soldaten nach seinem Zelte, um ihm vorzustellen, daß die ganze Armee aufrührisch sey, und trieben die Vorstellung so weit, daß sie ihm vorwarfen, er habe, ohne die Officiere um Rath zu fragen, abreisen wollen. Man sagte ihm, er wolle die Spanier beschimpfen, indem er um so leicht zu übersteigende Hindernisse seine Unternehmungen aufgäbe. Man erinnerte ihn an das, was dem Grijalva begegnet sey, weil er nicht in dem von ihm entdeckten Lande eine Niederlassung errichtet; kurz, man wiederholte ihm alles, was er ihnen selbst vorgesagt hatte.

Cortez stellte sich sehr erstaunend an, und entschuldigte seine Aufführung mit der Gesinnung des Heers. Er schien unentschlüßig zu seyn, beklagte sich hernach, daß man ihn falsch benachrichtigt, betheuerte, daß seine gegebenen Ordres wider seinen Geschmack wären; daß sie blos die Begierde, sich den Soldaten zu verbinden, diktirt hätte; daß er um desto lieber in Mexiko bliebe, da er sie bey solchen Gesinnungen fände, welche sie ihrem Herrn, dem Könige, und der Ehre der

Nation schuldig wären: aber daß zu so glorreichen Unternehmungen auch seinen Befehlen ergebene Krieger erfordert würden; daß diejenigen, welche nach der Insel Cuba zurück zu kehren verlangten, abreisen könnten; daß er auf der Stelle befehlen wolle, Schiffe für diejenigen bereit zu halten, die mit ihm ihr Glück nicht versuchen möchten. Diese Rede erweckte entzückende Freude, darüber er selbst erstaunte. Die, welche zu Auslegern den Mißvergnügten gedient, hatten nicht die Kühnheit, ihren Vorschlag zu behaupten.

Der Kazike von Zampoala schickt ihm eine Gesandschaft.

Das Glück erklärte sich immer mehr und mehr für den Cortez; kaum war das Gemurre in seinem Lager gestillt, so sah er fünf Indianer ankommen, die ihm durch Marina zu verstehen gaben, sie wären Unterthanen des Kaziken von Zampoala, einer nicht weit entlegenen Provinz, sie kämen in seinem Namen, dem Haupte der Fremden ihre Aufwartung zu machen, dessen Thaten in der Provinz Tabasko sich bis zu ihm verbreitet hätten; dieser Prinz sey ein Krieger, und liebe selbst im Feinde die Tapferkeit. Cortez empfieng sie mit großer Freundschaft, und zweifelte nicht, dieser glückliche Umstand werde den Spaniern neues Vertrauen einflößen. Die Abgesandten belehrten ihn, es wäre in ihrer Provinz ein sehr bequemer Haven für seine Schiffe. Aus

den

den verschiednen Unterredungen mit ihnen erfuhr auch Cortez, daß ihr Kazike ein Feind des Montezuma sey, der sich bey seinen Nachbarn durch einen unerträglichen Stolz, und bey seinen Unterthanen durch die grausamste Tyranney verhaßt machte.

Montezuma II., welcher damals in Meriko regierte, hatte seine Erhöhung nur seinen Naturgaben, die er lange mit einer verstellten Sanftmuth unterstützte, zu danken; aber so bald er sich auf dem Throne sah, ließ er allen den Lastern den Ziegel, die er bisher zu bemänteln gewußt hatte. Sein Stolz fieng damit an, daß er alle seine Hofbedienten verabschiedete, welche nicht von vornehmer Geburt waren, um dafür Edelleute anzusetzen. Durch diese Aufführung beleidigte er den Adel, indem er ihn zu den niedrigsten Sachen gebrauchte, und auch das Volk, indem er ihnen den einzigen Weg versperrte, der es zum Glücke führen konnte. Er zeigte sich wenig, und hatte neue Komplimente und ermüdende Ceremonien für diejenigen erfunden, die ihn antreten wollten. Der Respekt schien ihm eine Beleidigung, wenn er nicht bis zur Anbetung getrieben wurde. In der bloßen Absicht, seine Macht zu zeigen, verübte er die schrecklichsten Grausamkeiten. Er hatte, ohne Noth, neue Abgaben gemacht, die er von jedem

Kopf mit so großer Härte heben ließ, daß selbst die Bettler etwas zu den Füßen des Throns bringen uußten. Diese Gewaltthätigkeiten hatten die Verzweiflung in allen Theilen des Reichs erweckt, und dieser unkluge Fürst, welcher sich nur furchtbar zu machen suchte, machte sich bey aller Welt überhaupt verhaßt. Viele Provinzen hatten sich empört, und er hatte sie vergebens gestrafet. Alle Geschichtschreiber sagen, die Ankunft der Spanier in Meriko sey durch schreckliche Wunder angekündiget worden, welche dem Montezuma Gewissensbisse und Angst erregten. Viele Kometen erfolgten; ein an der Stadt nah gelegener See durchriß seine Dämme; die Luft schien manchmal ganz in Feuer; ein berühmter Tempel brannte auf einmal ab. Doch wir überlassen den spanischen Geschichtschreibern alles Märchenhafte.

Cortez, durch die Rede der Indianer überzeugt, daß es ihm gar nicht schwer seyn würde, eine mächtige Partie wider einen von allen seinen Unterthanen gehaßten Tyrannen zu erhalten, schickte an den Kaziken von Zampoala sehr beträchtliche Geschenke, um ihn zur Freundschaft aufzufodern. Er machte zu gleicher Zeit den Entwurf, eine Niederlassung in der Provinz Guiabiztan zu errichten; aber ehe er abreisete, ließ er diejenigen an eben dem

Orte ernennen, welche die Justiz üben sollten, und versämmlete zu diesem Ende die Officiere und Soldaten. Nachdem man sie ernannt hatte, ließ er sie von ihren Aemtern mit den in Spanien gewöhnlichen Formalitäten Besitz nehmen. Sie fiengen damit an, daß sie der zu errichtenden neuen Kolonie den Namen Vera-Cruz beylegten. Cortez wohnte ihren ersten Amtsverrichtungen wie ein gemeiner Privatmann bey, und nahm gar keine Rücksicht auf seine Würde als General der Flotte und Befehlshaber der Armee. Durch diese Ehrfurchtsbezeigung wollte er dem Gerichte Ansehn, und dem Volke ein Beyspiel der Unterthänigkeit geben. Denn er hielt sowohl das bürgerliche Ansehen, als den Gehorsam der Unterthanen für nöthig, durch den Arm der Gerechtigkeit die Lücken der Kriegsgerichtsbarkeit zu füllen, für deren Oberhaupt man ihn immer kraft des Auftrags des Statthalters von Cuba, hielt; allein dieser war wiederrufen worden, und seine Gewalt hatte also gar keinen Grund. Er fühlte diesen Umstand nur zu wohl, und deshalb schloß er oft über den gegen seine Befehle bezeugten Widerstand die Augen zu.

Den Morgen drauf, als der Rath versammlet war, bat er ganz bescheiden um die Erlaubniß, mit hinein gehen zu

dürfen. Die Richter stunden auf, um ihn zu empfangen. Er machte ihnen eine tiefe Verbeugung, und nahm den Platz nach dem ersten Rath ein, hielt an sie eine Rede, worinn er eben so viel Uneigennützigkeit, als Einfalt des Herzens bewies. Er sagte ihnen, die Unentschlüssigkeit des Statthalters von Cuba setze ihn in den Fall, sich nicht mehr als einen, dem die unumschränkte Macht anvertraut sey, ansehn zu können; die gegenwärtigen Umstände verlangten, daß der General eine völlige Gewalt habe, er läge also seine Würde in den Händen des Raths nieder, dem es zukäme, einen dazu zu ernennen, bis es dem Könige gefiele, anders darüber zu bescheiden. Er verlangte eine Urkunde von seinem niedergelegten Amte, und legte auf den Tisch den Bestallungsbrief, welchen Velasquez ihm ertheilt, küßte den Generalstab, händigte ihn dem Haupte der Versammlung ein, und begab sich ganz allein in sein Zelt.

Sein Entwurf war zu wohl überlegt, als daß die Wahl des Statthalters lange verschoben werden konnte: die Anzahl seiner Anhänger war zu groß, als daß die andern ihren Stimmen das Gegengewicht hätten geben können. Man ward einig, die Abdankung des Cortez anzunehmen, aber mit der Bedingung, daß er, kraft einer im Namen des Königs ausgefertig-

ten Bestallung, das Kommando sogleich wieder annehmen müsse, und man das Volk von dieser Wahl benachrichtigen wolle. So bald als sie auch kund gemacht war, entstund ein allgemeines Freudengeschrey. Die, welche insgeheim die neugetroffene Wahl nicht billigten, mußten doch, unterm Scheine der Zufriedenheit, ihr Mißvergnügen bedecken. Der Rath, von dem größten Theile der Soldaten begleitet, welche das Volk vorstellten, begab sich in das Zelt des Cortez, und erklärte ihm, die Stadt Vera-Cruz hätte ihn, im Namen des katholischen Königs, zum Statthalter der neuen Kolonie und General der kastilianischen Armee, in voller Versammlung, mit Vorwissen und Genehmigung der ganzen Einwohner, erwählt.

Cortez empfieng diese beyden Würden mit eben so vieler Ehrfurcht, als er selbst für den König gehabt haben würde, dessen Namen und Ansehn man brauchte. Er hieß sie neu, um anzuzeigen, daß er sie von den ersten unterschiede, denen er entsagt hatte, und gab von diesem Augenblicke seine Befehle mit einem Charakter von Größe und Vertrauen, der jedermann in Unterthänigkeit erhielt. Die Anhänger des Velasquez murrten dem ohngeachtet heimlich: sie griffen blindlings die Macht des Raths und das Ansehn

des Generals an. Cortez bekam davon Nachricht, und ließ die Urheber der Rebellion in Ketten legen: die vornehmsten davon waren Ordaz, Escudero, und Johann Velasquez. Er erklärte darauf mit seinem gewöhnlichen bestimmten Wesen, er wolle den Aufwieglern den Proceß machen, aber er übereilte sich nicht mit der Vorladung vor Gerichte, weil er mehr die Absicht hatte, sie zum Gehorsam zu bringen, als zu bestrafen. Er schickte einige seiner Vertrauten an sie, die sie nach und nach zur Vernunft brachten, und in der Folge machte er sie sich zu treuen Freunden.

Als er seine Macht genug befestigt hielt, schickte er hundert Mann, unter der Anführung des Alvarado, aus, zur Kundschaftung des Lands und Beytreibung der Lebensmittel. Die Spanier giengen nicht weit, ohne einige Dörfer zu finden; aber die Einwohner hatten sie verlassen, und sich in die Wälder gerettet. Man nahm den Vorrath weg, den man daselbst fand. Alsdann befahl Cortez der Armee, sich in Marsch zu setzen. Die Schiffe segelten nach den Küsten von Guiabizlan, und die Truppen folgten zu Lande den Weg von Zampoala. Man traf den ersten Flecken des Lands an: aber die Einwohner hatten ihn auch verlassen, und so gar ihre Möbeln mitgenommen. In diesem

Orte sahen die Spanier zum erstenmale die Form der mexikanischen Bücher. Die Materie war eine Art Pergament, mit Gummi oder Vernis überstrichen, und doppelt gelegt. Sie waren mit den Bildern überladen, von denen wir geredet haben. Da der General sah, daß die Truppen sehr abgemattet waren, so ließ er in diesem Flecken Rasttag halten; aber er gebrauchte dabey alle Vorsicht für ihre Ruhe und Sicherheit. Den Morgen drauf marschirte die Armee auf dem gebahntesten Wege weiter. Sie traf keinen Indianer daselbst an, und dieß erweckte ihm Verdacht: aber gegen Abend, als er an eine schöne Wiese kam, erschienen ihm zwölf Indianer mit Erfrischungen. Sie sollten im Namen ihres Kaziken den General einladen, sich an den Ort seiner Wohnung zu begeben, wo er Quartiere und Lebensmittel für die ganze Armee besorgen lassen. Cortez behielt sechs dieser Indianer zu seinen Wegweisern.

Als sie sich dem Anblicke von Zampoala näherten, so kamen ihm zwanzig reich gekleidete Indianer entgegen, brachten ihm vom Kaziken ein Kompliment, der wegen Unpäßlichkeit sich nicht an ihre Spitze stelien können, und mit Ungeduld die Fremden erwartete, deren Tapferkeit man ihm so sehr gerühmt.

Als die Spanier in die Stadt kamen, so fanden sie alle Straßen und Plätze voll Indianer, aber zur Vermeidung allen Verdachts ohne Waffen. Der Kazike stellte sich an die Thüre seines Pallasts: seine Schwächlichkeit war nichts, als eine ungeheure Dicke. Er näherte sich mit Hülfe einiger Indianer, deren Beystande er alle seine Bewegungen zu verdanken zu haben schien. Sein Putz war ein kattuner mit kostbaren Steinen besetzter Mantel: seine Ohren und Lippen mit Edelgesteinen behangen. Die Ernsthaftigkeit seiner steifen Figur paßte mit der Schwere seines Körpers, und Cortez hatte der seinigen nöthig, um das Gelächter der Spanier zu hemmen, und sich selbst Gewalt anzuthun. Der indianische Fürst umarmte ihn, hielt ihm eine ungeschmückte und präcise Rede. Er gratulirte ihm zu seiner Ankunft, und sich selbst zu dem Glücke, ihn aufnehmen zu können. Ohne ein unnützes Wort zu sagen, bat er ihn, nach seinem Quartiere sich zu begeben, und da auszuruhen, wo er ihn alsdann besuchen wolle, um über ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu sprechen.

Die für die Spanier zubereiteten Wohnungen waren unter den gewölbten Bögen der Häußer, in einem großen Raume, wo sie alle sehr geräumig logiret waren, und alles was sie zu ihrer Noth-

durft

durft brauchten, im Ueberfluß fanden. Den folgenden Tag ließ der Kazike seine Ankunft durch ein Geschenke melden, dessen Werth sich auf zwey tausend Mark Gold belief. Er kam auch bald hernach selbst, indem er in einer Sänfte von seinen Officieren getragen wurde. Cortez gieng ihm mit seinem Gefolge sehr weit entgegen. Nachdem sie an einem zur Unterredung sehr bequemen Ort angelangt waren, so sagte ihm der spanische General, sein vornehmster Zweck sey, die Ungerechtigkeit zu tilgen, die Gewaltthätigkeit zu hintertreiben, und der Gerechtigkeit Beystand zu leisten. Er wollte dadurch die Gesinnungen des Kaziken erforschen. Die Veränderung, die sich auf seinem Gesichte zeigte, gab dem Cortez zu erkennen, er habe ihn an dem empfindlichen Orte getroffen. Nach einigen Seufzern, der er sich nicht entbrechen konnte, antwortete er, daß alle Kaziken in der Sklaverey unter der Last der Tyranney und Grausamkeit des Montezuma seufzeten, ohne daß sie Macht hätten, das Joch abzuschütteln, selbst nicht einmal Einsicht genug, nur die Mittel dazu ausfindig zu machen; daß sich der Tyrann von seinen Vasallen als ein Gott ihrer Landesgötter anbeten ließ; daß er seine Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, als Aussprüche des Himmels verehrt wissen wollte;

und

und daß es doch nicht vernünftig wäre, Hülfe von Fremden zu fodern, erstens weil der Kayser von Mexiko sehr mächtig sey, zweytens weil Cortez nicht genug Verbindlichkeit gegen die Mexikaner hätte, um sich für ihr Bestes zu erklären; kurz, weil die Gesetze der Rechtschaffenheit ihm nicht erlaubten, die dem Cortez geleisteten kleinen Dienste so theuer zu verkaufen.

Diese geschickte Rede erweckte dem General nicht weniger Erstaunen, als Bewunderung. Er antwortete dem Kaziken, er fürchte die Macht des Montezuma nicht, weil die seinige der Himmel begünstige, und sie einen natürlichen Vortheil über die Tyrannen hätte; allein da er um anderer Aussichten willen nach Guiabizlan gerufen wäre, so erwartete er diejenigen, die sich für unterdrückt hielten, und auf seinen Beystand einiges Vertrauen setzten. Seyn Sie versichert, fügte er hinzu, die Beleidigungen werden aufhören, oder zu seiner Schande ausschlagen, wenn ich unternehmen werde, Sie zu beschützen. Der Kazike gieng so gleich ab, und man setzte den Marsch fort: vier hundert Indianer boten sich an, das Gepäcke der Armee, und das schwere Geschütze fortzuschaffen.

Den

Den Morgen darauf kamen die Spanier nach Guiabizlan, der Hauptstadt der Provinz gleiches Namens; aber sie fanden sie öde und leer. Kurze Zeit nach ihrer Ankunft, sahen sie doch einige Indianer aus dem Tempel kommen, die sie baten, über die Entfernung des Kaziken und seiner Unterthanen, nicht ungehalten zu seyn, und schlugen vor, sie auf der Stelle zurück zu rufen, wenn der fremde General sie freundschaftlich zu behandeln verspräche. Cortez gab ihnen alle mögliche Versicherungen, die sie konnten, und die Stadt ward auch bald wieder bevölkert.

Der Kazike kam zuletzt: er brachte auch den Zampoalaschen Kaziken mit, um ihm zum Schutze zu dienen, und alle beyde wurden von einigen ihrer Officiere getragen. Nachdem sie sich bey dem General entschuldigt, so redeten sie von den Gewaltthätigkeiten des Montezuma, und vermischten zuweilen ihre Klagen mit Thränen. Der Kazike von Zampoala, welcher am meisten erbittert schien, schloß mit dieser Abbildung des Montezuma: „Dieses Ungeheuer ist so grausam und „stolz, daß er, nachdem er uns durch „Auflagen an Bettelstab gebracht, unse„rer Ehre den Krieg erklärt, und uns un„sere Töchter und Weiber raubt.“ Cortez brachte alle mögliche Trostgründe hervor,

vor, und versprach ihnen, in ihrer Rache beyzustehn.

Als sie sich zurück begeben, fragte der General einige bey ihm gebliebene Indianer, wie stark wohl die Macht der beyden Kaziken sey: allein anstatt zu antworten, stunden sie mit Zittern auf, und giengen fort, ohne vom General Abschied zu nehmen. Ihr Betragen machte ihn Anfangs stutzig; aber man sah bald den Beweggrund davon ein, als vor dem Quartiere der Spanier sechs Beamten des Montezuma vorbey giengen: es waren diejenigen, welche er in die Provinzen zur Hebung des Tributs geschickt hatte. Sie waren sehr reich gekleidet, und von vielen Sklaven begleitet, davon einige Sonnenschirme von Federn trugen. Cortez kam heraus, um sie an der Spitze seiner Officiere zu empfangen: allein sie giengen mit Verachtung vorbey. Die spanischen Soldaten wollten sie wegen dieses beleidigenden Stolzes bestrafen: aber Cortez hemmte die Wirkungen ihres gerechten Zorns. Er schickte die Marina mit einer Begleitung nach Kundschaft ab. Sie meldete, die mexikanischen Beamten hätten ihren Gerichtssitz in einem Hause genommen, wohin sie die Kaziken vorfodern lassen; sie hätten denselben öffentlich vorgeworfen, daß sie Fremdlinge, die Feinde ihres Herrn wären, aufgenommen

hätten,

hätten, und zur Strafe dafür forderten sie, ausser dem gewöhnlichen Tribut, zwanzig Indianer zu Schlachtopfern.

Cortez ward bey dieser Erzählung unwillig, schickte nach den Kaziken und befahl, daß man sie ohne Lärmen zu ihn führte. Er stellte sich, als ob er kraft seiner höhern Einsicht ihre Gedanken errathen, lobte ihre Erbitterung, die er bey ihnen über eine unverdiente Gewaltthätigkeit voraus setze, sagte ihnen, es wäre Zeit, einen so abscheulichen Tribut auf Menschenblut nicht länger zu erdulden, und schwur, ein so grausamer Befehl solle unter seinen Augen nicht vollzogen werden. Er wolle vielmehr, daß diese gottlosen Diener in Ketten gelegt würden, und die Vertheidigung dieser Handlung nähme er auf sich und die Tapferkeit seiner Soldaten. Die sklavische Gewohnheit hatte das Herz der Kaziken niedergeschlagen, sie waren in ihrer Antwort verlegen. Cortez wiederholte seinen Befehl, mit einer gebiethenden Mine, der sie sich nicht zu widersetzen wagten; die Beamten des Montezuma wurden im Angesicht aller Indianer aufgehoben, welche darüber frohlokten. Die Kaziken, durch eine so muthige Unternehmung ermannt, wollten sie so gar ihren Göttern opfern; aber Cor-

tez versicherte sich der Gefangnen durch eine gute Wache. Er wollte nicht ganz mit dem Montezuma brechen, und suchte ihm nur Furcht beyzubringen: aber zu gleicher Zeit fühlte er, von welcher Wichtigkeit es für ihn sey, sich einen Anhang zu erhalten, welchen ihm das Glück gemacht zu haben schien, und wovon er sich große Hülfe versprechen konnte. Nach reifer Ueberlegung faßte er den Entschluß, einige Schonung gegen den Montezuma zu beobachten, sich es bey ihm zum Verdienste zu machen, daß er die Wirkungen dieser Empörung gehemmet habe, und die Empörer nur dann öffentlich zu unterstützen, wenn er durch andere Umstände dazu genöthigt seyn würde. Zu diesem Ende ließ er sich in der Nacht zwey von diesen Gefangenen zuführen, stellte sich, als ob er keinen Antheil an der ihnen erwiesenen Begegnung hätte, und sagte ihnen, er gäbe sie frey, und sie könnten den Kayser versichern, er würde alle seine Kräfte anwenden, um auch ihre Gefährten frey zu machen, die noch in der Macht der Kaziken wären; er würde nichts sparen, um die Empörer zu ihrer Pflicht wieder zurück zu bringen; kurz, er wolle mit seinem Betragen die Höflichkeiten verdienen, welche man einem Gesandten eines großen Monarchen schuldig sey. Er ließ dar-

darauf die beyden Mexikaner unter einer starken Bedeckung auf seine Schiffe bringen, und befahl, sie, ausser den Gränzen der Provinz Guiabizlan, auf einer Schaluppe ans Land zu setzen.

Den Morgen darauf berichteten ihm die beyden Kaziken mit vieler Bestürzung, daß die beyden Mexikaner entwischt wären. Er stellte sich von seiner Seite darüber erstaunend und verdrüßlich an, schalt auf die Nachläßigkeit der Wache, und nahm dadurch Gelegenheit, in Gegenwart der Kaziken zu befehlen, daß die übrigen mexikanischen Beamten nach der Flotte gebracht, und daselbst sorgfältiger bewacht würden; doch befahl er zugleich den Schiffofficieren, sie wohl zu behandeln. Die spanischen Geschichtschreiber erheben sehr diesen Kunstgriff, der ihnen das Vertrauen der Kaziken erhielt, und ihn nicht weniger dem Kayser geneigt machte.

Die Sanftmuth der Kastilianer gegen ihre Bundesgenossen, und der Eifer, mit welchem sie sich ihres Interesse annahmen, verbreitete sich bald in allen benachbarten Gegenden. Viele Kaziken versammleten sich, um wider die nemliche Unterdrückung Hülfe zu erflehen. In weniger, als vierzehn Tagen, sah man zu

Guiabizlan mehr als dreyßig derselben ankommen. Sie hatten unter ihrer Gewalt viele wohlbevölkerte Flecken. Ihre Völker hießen Totonagues, und hatten eine Sprache und einerley Gewohnheiten, die den mexikanischen sehr wenig gemäß war. Diese Nation war stark, zur Strapaze abgehärtet, und zu allen Kriegsübungen geschickt. Die Kaziken boten nicht allein dem Cortez ihre Truppen an, sondern schwuren der Krone von Spanien den Eid der Treue. Sie begaben sich alsdann in ihr Land zurück, mit dem Versprechen, so gleich zu marschiren, als es ihr neuer General fodern würde.

Grundlegung der ersten Stadt der Europäer in Mexiko.

Da dem Cortez das Glück so behülflich war, so beschloß er, der Stadt Vera-Cruz eine neue Gestalt zu geben. Denn bis jetzt war sie mit der Armee, woraus sie bestund, herumgezogen, ob sie gleich durch verschiedene Aemter unterschieden wurde. Man faßte den Entschluß, sie müßte in einer Ebne, zwischen dem Meere und Guiabizlan, eine halbe Meile von der indianischen Stadt, gebauet werden. Die Fruchtbarkeit des Bodens, der Ueberfluß des Wassers, die Schönheit der Bäume nöthigten die Spanier zu dieser Wahl. Die Officiere theilten sich, um die Arbeit anzuordnen, und mit ihrem

eignen

eignen Exempel dazu beyzutragen. Der General selbst hielt sich nicht davon ausgeschlossen. Die Mauern waren bald aufgeführt, und in dem Zustande, den indianischen Waffen zu widerstehn. Man baute daselbst Häuser, nicht sowohl in Rücksicht der Verzierungen, als der Bequemlichkeit.

Unterdessen kamen die Montezumaschen Beamten an den Hof zu Mexiko, und rühmten nicht wenig die Verbindlichkeit, welche sie dem fremden General hätten. Diese Nachricht stillte die Wuth des Montezuma, welcher vorher eine furchtbare Armee auf die Beine bringen wollte, um die Fremden und ihre aufwieglerischen Anhänger auszurotten. Ueberdieß kamen ihm die angedeuteten Wunderzeichen nicht aus dem Kopf: er beschloß also, durch eine neue Gesandschaft und neue Geschenke, die Spanier zu vermögen, daß sie sich aus seinen Staaten entfernten. Man befestigte vollends Vera-Cruz, als die Gesandten in das spanische Lager kamen. Sie hatten bey sich zwey junge Prinze, Neffen des Kayfers, die von vier alten Kaziken begleitet wurden, die gleichsam ihre Hofmeister waren. Sie brachten überaus reiche Geschenke mit. Nachdem sie dem General für den Dienst

Montezuma schickt zwey Neffen an den Cortez.

gedankt, den sie den beyden Beamten des Kayſers geleiſtet, und ihn verſichert hatten, daß die Beſtrafung der aufwiegleriſchen Kaziken nur in Betracht ſeiner aufgeſchoben ſey, ſo erneuerten ſie die alte Bitte, und drungen ſo ſehr auf ſeine Abreiſe, daß man leicht begriff, daß es der einzige Artikel ihrer Geſandſchaft ſey. Ehe Cortez ihnen antwortete, ließ er die vier Gefangenen herbey bringen, welche für die genoſſene gute Begegnung auf dem Schiffe dankten. Er übergab ſie den Geſandten, um ſie für ſeine Abſichten einzunehmen: er ſagte ihnen alsdann, durch die Dollmetſchung der Marina, die er zu dieſer Rolle vorbereitete, die Freyheit, welche er den kayſerlichen Beamten gäbe, müßte hinreichend ſeyn, den Fehler der Kaziken, ſeiner Bundesgenoſſen, zu tilgen: er räumte ein, die Gefangenſetzung der kayſerlichen Beamten hätte müſſen den Hof beleidigen; aber dieſe Gewaltthätigkeit könnte durch die Grauſamkeit dieſer Beamten entſchuldigt werden, welche, vielleicht aus eigner willkührlicher Macht, auſſer den gewöhnlichen Tribut, noch zwanzig Menſchen verlangt hätten, um ſie in einer verhaßten Opferung umkommen zu laſſen. Ein ſo grauſamer Vorſchlag habe die Spanier empört, die in einer Religion erzögen wären, die die

Menſch-

Menschlichkeit und die wahre Gottesfurcht lehrte: er hätte überdieß den Kaziken, seinen Bundesgenossen, für einen ihm in ihrem Lande bewilligten Zufluchtsort Verbindlichkeit; die Totonagues würden in nichts der dem Regenten schuldigen Unterwürfigkeit entgegen handeln, und er stünde dafür, indem er ihr Freund so wäre, daß er hoffen könnte, sie würden seinen Rath nicht verachten; aber aus diesem Grunde müßte er sich auch ihrer annehmen und vorstellen, daß sie keinen Tadel verdienten, weil sie Fremde ehrlich aufgenommen hätten: was aber endlich seine Abreise beträfe, so gäbe er keine andere Antwort, als die er schon vielemal gegeben; das ist, er müßte dem Montezuma selbst die Beweggründe und die Wichtigkeit seiner Gesandschaft eröfnen, und kein Hinderniß könne ihn davon zurück halten, weil die Soldaten seiner Nation keine Furcht kennten, sondern ihr Muth bey Erblickung der Gefahr nur zunähme, und sie sich von ihrer zartesten Kindheit an gewöhnten, Ruhm in den furchtbarsten Unternehmungen zu suchen.

Nach dieser Rede beschenkte er die Gesandten mit allen dergleichen Kleinigkeiten, von denen wir oft geredet, und erklärte ihnen zugleich, sie könnten frey an

ihren Hof zurück kehren. Der Stolz des Cortez, das Bitten des hochmüthigen Montezuma, selbst die Beredsamkeit der Marina und ihre Fertigkeit in der mexikanischen Sprache, wodurch sie für eine aus Europa gekommene Gottheit angesehen wurde, verdoppelten die Hochachtung der Indianer für die Spanier, auf Kosten derjenigen Hochachtung, die sie für ihren Regenten gehabt hatten. Ein wichtiger Dienst, den Cortez seinen Bundesgenossen erwieß, erwarb ihnen nebst der aufrichtigsten Freundschaft, selbst Verehrung. Der Kazike von Zampoala besuchte ihn kurze Zeit darauf, und sagte ihm, es zeigte sich nun die Gelegenheit, das Land zu erhalten, und seine ihm zugehörigen Völker zu vertheidigen; die Truppen des Montezuma hätten sich von Zimpazingo, einem nicht weit gelegenen und festen Orte Meister gemacht, aus welchem sie Ausfälle in sein Gebiete thäten, worinn sie schreckliche Verwüstungen anrichteten. Der General glaubte, seine Ehre und sein Interesse erfodere, diese Kühnheit der Mexikaner zu bestrafen, und versprach dem Kaziken, an der Spitze seiner Armee, aufzubrechen, um den Feind zu schlagen, der die Ruhe seiner Bundesgenossen zu stören wagte. Er forderte Indianer zur Fortschaffung des Kriegs-

Cortez wird von seinen Bundesgenossen betrogen.

gebäcks und des großen Geschützes. Nachdem alles fertig war, nahm er den Weg nach Zimpazingo mit einem Theil seiner Armee, und ließ die andere zur Vertheidigung der Stadt Vera-Cruz zurück.

Als sie durch Zampoala marschirten, fanden sie zwey tausend Indianer, welche der Kazike in Bereitschaft für den spanischen General hielt. Ob gleich Cortez glaubte, diese Hülfe nicht nöthig zu haben, so nahm er sie doch an, und sagte, er wolle gerne seinen Bundesgenossen die Ehre, den Sieg zu theilen, gönnen. Die Wege waren voller fast unsteigbaren Felsen, dem ohngeachtet aber kamen die Spanier nach Zimpazingo. Sie waren bereit, den Platz an vielen Orten anzugreifen, als man acht sehr betagte Opferer herauskommen sah, welche nach dem General der Armee fragten. Als sie vor ihm waren, machten sie tiefe Verbeugungen, und aus ihrem Munde giengen nichts als jammervolle Töne, die weiter keiner Auslegung bedurften, um zu zeigen, daß sie Unterwürfigkeit bedeuteten. Ihre Kleidung war ein schwarzer Mantel, der ihnen um den Hals hieng, so, daß er oben eine Art Mönchskappe war, womit sie sich den Kopf bedeckten: das unterste des Mantels schleppten sie auf der Erde. Ihre

Schreckliche Gestalt der indianischen Priester.

Haare, welche ihnen bis auf die Schultern hiengen, waren ganz borstig: ihre Hände und ihr Gesicht ganz mit Blut von Menschenopfern bedeckt. Ihr Anblick beleidigte die Augen, und ermüdete den Geruch. Es war ihnen verboten, sich zu waschen, damit ihre Unreinlichkeit dem Volke ihren Stand gleich angäbe.

„Durch welches Verbrechen, gnädigster Herr, sagten sie zu dem Cortez, „hat diese unglückliche Stadt Ihre Ungnade verdient? Das Gerüchte hatte „uns Ihre Huld und Leutseligkeit gerühmt, indem sie uns Ihre Tapferkeit „rühmte.“ Cortez antwortete, daß seine Absicht gar nicht wäre, den Einwohnern dieser Stadt Leides zuzufügen, sondern er wolle nur die Mexikaner züchtigen, die sich derselben bemächtigt, und sich wieder dahin retteten, wenn sie die Länder seiner Freunde verwüstet hätten. Die Priester sagten darauf, die mexikanischen Truppen hätten sich zurück gezogen, als man die Gefangensetzung der Beamten des Montezuma zu Guiabizlan gemeldet; es schiene, daß die Zampoalen allein ihn vermocht hätten, die Stadt Zimpazingo anzugreifen, weil sie Feinde ihrer Einwohner wären; daß sie ihn betrogen hätten, indem sie diese Einbrüche vorausgesetzt,

um daraus ein Instrument ihrer Rache zu machen, und diese unglückliche Stadt zu ruiniren.

Die Rede dieser Priester hatte das Ansehn von Aufrichtigkeit, und machte dem Cortez die Zampoalen verdächtig: es bestätigte sich so gar durch die Unruhe der Officiere, welche die zwey tausend Indianer kommandirten, die die Spanier begleiteten. Cortez hielte diesen Betrug für einen seinen Waffen angethanen Schimpf, und ärgerte sich über seine Einfalt. Er ließ die Beute wieder zurück geben, die man unrechtmäßiger Weise seinen vorgegebenen Feinden weggenommen, befahl alsdann, daß man die Häupter der Zampoalen vor ihm brächte, und sagte ihnen, sie verdienten den Tod, weil sie ihn durch Trug und List vermocht, seine Armee gegen Unschuldige anzuführen. Die spanischen Officiere, welche man davon vorher unterrichtet, baten um den Pardon dieser Straffälligen; er gestand ihn zu, aber nur mit vielem Widerstande. Er befahl hierauf den Zampoalen, sich von Zimpazingo zu entfernen, und rückte mit den Spaniern hinein. Die Einwohner empfiengen ihn mit einer unbeschreiblichen Freude, und schrien mit einmüthiger Stimme, daß sie den Fremden ihr Leben zu verdanken hätten. Der

Kazike

Kazike dieses Distrikts besuchte ihn in einer zahlreichen Begleitung, und mit allem in diesem Lande gebräuchlichen Pomp. Sie schwuren ihm eine unverbrüchliche Freundschaft, versprachen ihm zu gehorchen, und den König von Spanien für ihren Oberherrn zu erkennen.

Cortez glaubte, sein Interesse erfodere, daß er diese Indianer mit den Zampoalaschen vereinige. Ihr wechselseitiger Haß kam von Ansprüchen her, welche sie an dem Umfange ihrer Provinz und ihrer Gerichtsbarkeit hatten. Der spanische General entwarf eine Art von Friedenstraktat, schlug ihn dem Kaziken von Zimpazingo vor, nahm die Genehmigung des Zampoalaschen über sich, schlichtete ihre Streitigkeiten, und machte sie zu Freunden. Da er sich von diesen Völkern wohl unterstützt hielt, gieng er ruhig nach Vera-Cruz zurück. So wußte dieser feine Mann aus seinem begangenen Fehler Vortheil zu ziehen; denn er hatte zu leicht den Bitten der Zampoalen nachgegeben.

Der Kazike von Zampoala, von allem, was vorgegangen, unterrichtet, warf sich selbst seinen Betrug gegen die Spanier vor, und brauchte alle mögliche Vorsicht, sie zu besänftigen. Er gieng ihnen entgegen, und ließ alle für die Armee nö-

thige

thige Lebensmittel und Erfrischungen herbey bringen. Als er vor dem Cortez erschien, wollte er sich entschuldigen; aber der General unterbrach ihn, und sagte: „Ich will nicht mehr an das geschehene „denken, wenn sie in Zukunft klüger „sind.“

Die Aufführung des Cortez vermehrte von Tag zu Tag die Freundschaft und das Vertrauen der Indianer: er versicherte sich ihrer Treue, indem er ihren Gottesdienst änderte. Eines Tages, der einer ihrer größten Festtage war, versammleten sich alle Indianer der Gegend in einem ihrer berühmtesten Tempeln, um daselbst Menschen zu opfern. Einige Spanier, welche das Ungefehr zu Zuschauern dieses abscheulichen Fests gemacht, benachrichtigten so gleich den General davon. Bey dieser schrecklichen Erzählung bemächtigte sich die Wuth seiner, und erlaubte ihm nicht in der ersten Hitze, die Politik zu hören. Er ließ alle Spanier zu den Waffen greifen, befahl, den Kaziken und die Vornehmsten der Stadt vor ihm zu bringen, gieng mit ihnen und seinen Truppen, die in Schlachtordnung waren, nach den Ort zu, den sie ihren Tempel hießen.

Die Opferdiener zweifelten gar nicht, daß diese Bewegung sie nicht angienge, erschie-

erschienen an der Thüre des vermeynten Tempels, und erhoben ein schreckliches Geschrey, um das Volk zur Hülfe ihrer Götter zu rufen. Man sah auch gleich einige bewafnete Indianer erscheinen. Die Opferer hatten die Vorsicht gehabt, sie dazu abzurichten: da ihre Anzahl von Minute zu Minute zunahm, so verursachte es dem General Unruhe: allein dieser berühmte Mann hatte stets Gegenwart des Geistes, selbst in der größten Gefahr. Er ließ durch die Marina ausrufen, daß auf dem ersten Pfeil, den man losdrücken würde, er den Kaziken umbringen lassen, und die Stadt der Wuth seiner Soldaten übergeben wollte. Vor dieser Drohung erzitterten auch die Kühnsten. Der Kazike, noch erschrockener, als die übrigen Indianer, schrie, man sollte die Waffen niederlegen, und sich zurück begeben. Den Augenblick verschwanden alle Indianer.

Cortez läßt die Götzenbilder niederreissen.

Cortez, der mit dem Kaziken und dessen indianischen Gefolge allein da blieb, befahl ihnen, die Opferer vor ihm zu führen. Anfangs suchte er ihnen die Furcht zu benehmen, die er an ihnen bemerkte, und stellte ihnen sodann die Gründe vor, die sie von diesen Irrthümern zurück bringen sollten, mit einer bey Soldaten wenig zu findenden Beredsamkeit. Da er Gewalt-

waltthätigkeiten zu brauchen, wider seine Absichten hielt, so brauchte er nur sanftmüthige Ausdrücke; bezeugte ihnen nur, wie sehr der Irrthum, worein sie gefallen wären, ihm Mitleiden erregte. Er beklagte sich, daß sie, als seine Freunde, in einer so wichtigen Sache, seinem Rathe nicht folgen wollten, und gab ihnen zu erkennen, daß er hierinn nur ihr Wohl und ihren Vortheil suchte. Da er sah, daß er ihr Herz gerührt, so bezog er sich auch auf die Vernunft, und sagte ihnen noch zuletzt, er wolle die Götter, die Bilder des Teufels wären, zerstören, und würde ihnen unendliche Verbindung haben, wenn sie ihre Hände zu diesem guten Werke leihen wollten. Er wollte sie so dann nöthigen, auf die Treppe des Tempels zu steigen, um alles niederzureissen, was sie angebetet hatten; allein sie antworteten nur mit Geschrey und Thränen, warfen sich alle zur Erden, und betheuerten, sie wollten sich eher in Stücken hauen lassen, als sich mit unheiliger Hand an ihren Göttern zu vergreifen. Cortez, als er sah, daß er sie selbst zur Niederreissung ihrer Götzen nicht vermögen würde, befahl seinen Soldaten, sie alle zu zerstören. Man sah sie sogleich, den vornehmsten Abgott und die übrigen Götter, nebst den Altären und allen zu diesem Gottesdienste

dienste gehörigen Instrumenten, von der Höhe der Treppe herunter stürzen.

Die Indianer betrachteten diese Trümmern nur mit Entsetzen und Zittern, sie sahen einander wechselsweise an, als wenn sie gleichsam die Rache des Himmels gegen die Spanier erwartet hätten; aber da alles ruhig blieb, so dachten sie, wie die Indianer von Cozumel, daß Götter, die nicht die Macht hätten, sich zu rächen, auch keine Anbetung verdienten. Sie hatten bis jetzt die Spanier für eine ganz höhere Art Menschen gehalten, als sie selbst waren, aber nach dieser Begebenheit hielten sie sie für größer, als ihre Götter. Diese Ueberzeugung machte sie den Befehlen des Cortez so gehorsam, daß sie gar keine Schwierigkeit machten, die Tempel zu säubern, und alle zerstreuten Stücke ihrer Götzen ins Feuer zu werfen. Die Mauern wurden gewaschen, und alle Flecke von Menschenblut gänzlich vertilget. Man überzog sie mit einer Art weissen Verniß, der in Mexiko sehr im Gebrauche war. Cortez ließ darinn einen Altar errichten, wo man die Messe den folgenden Tag feuerte. Die meisten Indianer wohnten derselben bey, aber in der That mit mehr Bewunderung, als Aufrichtigkeit.

Cortez

Cortez empfand, es gehörte zu viel Zeit dazu, um ein so zahlreiches Volk gänzlich zu bekehren; überdieß wollte er mit der Bekehrung des Montezuma und seinem Hofe den Anfang machen. Kurz, er begnügte sich mit den ersten Begriffen des Christenthums, die er den Zampoalen beybrachte, setzte auf dem in ihren Tempeln errichteten Altar das Bild der heiligen Jungfrau, und ließ unter diesen Indianern einen alten Soldaten, der den Rest seiner Tage dem Dienste der heiligen Jungfrau widmete.

Der General voller Ungeduld, seinen Marsch nach der Hauptstadt von Mexiko fortzusetzen, kehrte nach Vera-Cruz zurück, und machte die gehörigen Anstalten dazu. Er fand daselbst ein von Cuba angelangtes Schif; es hatte an Bord sechs Soldaten, ein Pferd und eine Stutte. Der Kommendant des Schiffes hinterbrachte dem Cortez, der Statthalter von Cuba nähme sich vor, sich an ihm bey der ersten Gelegenheit zu rächen. Die, welche die Kolonie ausmachten, fühlten, von welcher Wichtigkeit es für sie sey, dem Könige von allen ihren Unternehmungen Bericht abzustatten: sie meldeten daher Seiner Majestät, daß Cortez schon viele mexikanische Provinzen untern Gehorsam

gebracht, und auf dem Punkte wäre, das ganze Reich zu erobern. Zu gleicher Zeit berichteten sie auch dem Könige die Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten des Statthalters zu Cuba; wie auch ihren gefaßten Entschluß, im Namen Seiner Majestät, den Cortez in einer Würde wieder einzusetzen, die er allein zu behaupten fähig sey, und die er aus Bescheidenheit niedergelegt hätte. Endlich baten sie den König, ihre Wahl zu bestätigen, und sie von dem Don Diego von Valesquez nicht abhängig zu machen. Der General schrieb auch, und stattete beynahe den nemlichen Bericht von seiner Lage ab: aber er unterwarf sein Schicksal der Entscheidung des Königs; doch zeigte er ihm dabey an, daß er bald das mexikanische Reich dem Gehorsam Seiner Majestät unterworfen, und die Macht des Montezuma durch dessen eigne wider seine Tyranney empörende Unterthanen vernichtet haben würde.

Diese Briefe wurden an Se. Majestät durch zwey Officiere geschickt, deren Zuneigung gegen seine Person Cortez kannte. Sie mußten zugleich dem König das Gold und die übrigen von dem Montezuma und den Kaziken erhaltenen Kostbarkeiten vorlegen. Viele Indianer baten

ten um Erlaubniß, mitzureisen, indem sie einem Monarchen ihre Ehrfurcht zu bezeigen wünschten, für dessen Unterthanen sie sich schon ansahen. Man rüstete das beste Schif der Flotte aus. Es gieng den neunzehnten Julius 1519. unter Segel, und hatte Befehl, auf ihrer Fahrt die Insel Cuba zu vermeiden.

Während dieser Zurüstung verschafte das Glück dem Generale eine neue Gelegenheit, seine Klugheit und Standhaftigkeit sehen zu lassen. Einige Soldaten vereinigten sich mit einer kleinen Anzahl Matrosen, und machten den Plan, mit einem Schiffe nach der Insel Cuba zu gehn, um den Velasquez zu benachrichtigen, was die Kolonie für den Cortez thäte. Einer ihrer Spießgesellen verrieth sie, und ließ sie mitten in ihrer Ausführung greifen, so, daß sie ihre böse That nicht leugnen konnten. Cortez glaubte, ein Exempel zur Sicherheit der Kolonie statuiren zu müssen, und verdammte die zwey Straffälligsten zum Tode.

Diese Verschwörung verursachte dem General viele Unruhe. Sie zeigte ihm, daß noch viele Mißvergnügte in seiner Armee wären. Er fühlte, wie gefährlich es für ihn sey, seine Unternehmung mit Truppen zu verfolgen, deren Treu ihm verdäch-

tig seyn müßte. Dieser große Mann stund eine Weile an, zu was er sich entschließen sollte. Sein Muth brachte ihn endlich zu einem gewaltsamen Entschluß, und er führte ihn standhaft aus. Es war nemlich dieser, seine Schiffe in Stücken zu zerschlagen, um seine Leute zur Treue zu zwingen, und in die Nothwendigkeit zu setzen, entweder mit ihm zu sterben oder zu siegen. Er offenbarte sein Vorhaben denjenigen, deren Treu ihm bekannt war, und vermochte sie, die Matrosen so zu gewinnen, daß sie bekannt machen mußten, die Schiffe wären von dem Tag an, da sie in Haven eingelaufen, zerborsten, und man müßte befürchten, sie würden alle Tage zu Boden sinken. Auf diesen Bericht befahl der General die Segel, das Thauwerk, und alles brauchbare Eisenwerk an das Land zu bringen. Er ließ sie hernach alle an den Strand laufen, ausgenommen die Schaluppen, die er zum Fischen beybehielt. Man kann die Ausführung eines so kühnen Entwurfs nicht ohne Erstaunen betrachten.

Einige Soldaten sahen die Zerstörung der Flotte nur mit Verdruß; aber der Beyfall des größten Haufens erstickte ihr Gemurre. Cortez versammlete alle seine Truppen, ermunterte sie durch Versprechun-

chungen und Ermahnungen zur Beendigung seiner angefangenen Unternehmung. Die Armee, da die Matrosen hinzu kamen, bestand aus fünf hundert Mann Fußvolk, funfzehn Reiter, und hatte sechs Stück Kanonen. In der Stadt hatte man funfzig Mann, und zwey Pferde unter dem Befehle des Eskalante, dessen Klugheit und Muth Cortez kannte. Die verbündeten Kaziken hatten Ordre, diesem Statthalter zu gehorchen, ihm Lebensmittel zu verschaffen, und eine gute Anzahl ihrer Unterthanen zur Befestigung der Stadt zu liefern. Er nahm sechs hundert Indianer mit sich, davon zwey hundert zur Fortschaffung des Kriegsgepäckes bestimmt waren, die andern aber unter die Truppen gesteckt wurden. Man zählte unter diesen letztern funfzig der vornehmsten Edelleute des Lands. Es waren eben so viel Geißeln zu Vera-Cruz für die Besatzung, und ein Spanier, welchen er dem Kaziken von Zampoala in der Absicht gelassen hatte, um ihm die mexikanische Sprache gründlich erlernen zu lassen.

Alles war zum Marsche bereit, als ein Kurier von dem Eskalante ankam, der den General benachrichtigte, man sähe einige Schiffe auf der Rhede, und sie hätten die Friedenszeichen nicht mit

Freundschaft beantwortet. Auf diesen Bericht gieng Cortez mit einigen seiner Leute eiligst nach Vera-Cruz. Vier Mann aus einem dieser Schiffe näherten sich in einer Schaluppe, und gaben sich für Spanier aus. Einer war der Schreiber eines dieser Schiffe, und zeigte dem Cortez an, daß Garray, Statthalter von Jamaika, von dem spanischen Hofe den Auftrag hätte, neue Länder zu entdecken und zu bevölkern; daß er drey Schiffe mit zwey hundert und sechszig Mann unter dem Hauptmann Alfonso von Pineda ausgerüstet habe, welcher eine Kolonie bey Noathlan anlege; und daß Cortez von dieser Seite sich nicht weiter ausbreiten solle.

Dieser gab sich alle Mühe, daß der Schiffschreiber dem Befehlshaber der Flotte einen Vergleich vorschlagen möchte. Da er aber nicht mit ihm fertig werden konnte, so ließ er ihn in Verhaft nehmen, verbarg sich alsdann mit seinen Leuten hinter die Dünen, blieb daselbst die ganze Nacht, und einen Theil des folgenden Tags, in der Hofnung, das Ausbleiben der Schaluppe würde noch einige andere Personen ans Land führen. Man sah auch in der That eine zweyte Schaluppe mit funfzig Mann sich dem Ufer nähern. Cortez ließ viere seiner Soldaten die Klei-

dung von vier Gefangenen anziehen, und befahl ihnen, sich so am Ufer zu zeigen. Man wollte diese funfzig Mann ans Land locken, und gefangen nehmen; allein sie wurden diese List in eben dem Augenblicke gewahr, als sie ausschiften. Zwölfe von ihnen giengen in ihre Schaluppe so schnell zurück, daß man sie nicht zurück halten konnte. Man bekam nur dreye davon. Cortez vermehrte also seine Armee mit diesen sieben Rekruten, die er dem Pineda weggenommen hatte.

Er stellte darauf sogleich zum Abmarsche Befehl. Die Spanier machten das Vordertreffen, und die Indianer folgten nach. Endlich reisete man den 16ten August 1519. ab. Die Spanier fanden Anfangs einen sehr angenehmen Weg; aber alsdann auch sehr beschwerliche Berge. Sie kamen sodann in die Provinz Zocothla, wo sie Erfrischungen erhielten. Der Kazike daselbst kam dem Cortez entgegen, und erwies ihm viele Höflichkeiten: aber er verband damit vielen Stolz. Der spanische General, welcher glaubte, daß die Merkmale des Verdrusses, die er auf seinem Gesichte bemerkte, von seinem Zorne wider den Montezuma herrührten, wollte ihn in den Fall setzen, sich zu erklären, und fragte ihn, ob er ein Unterthan

des Montezuma sey. Der Kazike antwortete ganz trotzig: „Ist wohl jemand „auf der Welt nicht Sklav oder Vasall „des Montezuma?“ Cortez, voll Unwillen über diese Antwort, erwiederte: „Man weiß auch zu Zocothla sehr wenig, „was in der Welt vorgeht. Die Spa„nier sind Unterthanen eines Monarchen, „welcher unter seine Vasallen viele mächtigere Fürsten, als den Montezuma „zählt.“ Der Kazike machte noch eine wichtigere Mine, um einen Begriff von der Macht seines Herrn zu geben. Durch die Vorrechnung dessen Reichthümer und Zählung dessen Unterthanen, wollte er den Spaniern vielmehr Furcht, als Verwunderung einflößen. Cortez begriff seine Absichten, stellte sich aber, als wenn er die Größe des Monarchen wohl kennte, und antwortete folgendergestalt: „Wenn „ich ihn für weniger mächtig hielte, so „käme ich nicht von dem äußersten Ende „der Welt, um ihn die Freundschaft ei„nes noch mächtigern Monarchen, als „er ist, anzubieten. Meine Absichten „sind friedfertig, und wenn ich bewafnet „bin, so ist es nur um das größere Ge„wicht, das ich meiner Gesandschaft ge„ben will. Doch können, Montezuma, „und alle seine Kaziken versichert seyn, daß „ich vor dem Krieg gar nicht bange bin,

„wenn

„wenn ich um den Frieden bitte, und daß „der geringste meiner Soldaten eine mexi„kanische Armee erlegen kann. Ich ziehe „nur den Degen, wenn ich angegriffen „werde; aber ist auch einmal der Ent„schluß gefaßt, so muß auch alles unter „meinen Schlägen fallen. Die Natur „bringt für mich Ungeheuer hervor, und „der Himmel leiht mir seine Donnerkeile. „Da ich unter dem Schutze eines furcht„baren GOttes bin, dessen Sache ich „führe, so bin ich nur wider die zu Mexi„ko angebeteten falschen Gottheiten, und „die menschlichen Opfer, woraus sich Montezuma eine Ehre macht.“ Zu den Spaniern, an die er sich sodann wendete, sagte er: „Meine Freunde, der Augen„blick unserer Gefahren ist gekommen; „aber auch der Augenblick unsers Glücks „und unsers Ruhms!“

Diese Standhaftigkeit machte den Kaziken zaghaft, so, daß er ihm mit auserordentlicher Achtung die kurze Zeit begegnete, die er in seiner Provinz blieb. Dieser indianische Herr wollte, er sollte seinen Marsch durch die Provinz Cholula nehmen, weil die Einwohner derselben mehr zum Handel als zum Kriege geneigt wären, und ihm keine Hinderung in seinem Wege seyn würden. Er rieth ihm gleichfalls, die Provinz Tlaskala zu ver-

meiden, weil die Völker darinn kriegerisch und wild wären.

Cortez fühlte, daß der Rath eines dem Montezuma ganz Ergebenen verdächtig wäre: er theilte ihn den Häuptern der Zampoalen und Totonaguen mit. Diese riethen ihm, dem Rathe des Kaziken von Zocothla nicht zu folgen; denn die Cholulaner wären von Natur zur Verrätherey geneigt; Montezuma hätte den größten Theil seiner Armee in ihre Provinz verlegt. Sie setzten hinzu, die Flaskalaner wären zwar wild und kriegerisch; aber erklärte Feinde des Montezuma und Bundesgenossen der Zampoalen und Totonaguen, und würden daher die Spanier gerne aufnehmen, und ihnen Lebensmittel verschaffen. Cortez fand ihren Rath für gut, und nahm den Weg von Flaskala. Die ersten Tage marschirten sie ruhig; aber je mehr sie sich Flaskala näherten, je mehr hörten sie das Kriegsgeschrey. Fast alle Flecken stunden auf dieser Kette von Gebürgen, welche man hernach die großen Cordellieres genannt hat, und schickten Abgeordnete nach der Hauptstadt, wo sie den hohen Rath ausmachten. Wir haben schon oben von dieser Republik gesprochen.

Cortez machte Halte, um Erkundigung einzuziehen. Er gab diesen Auftrag

dier Zampoalen, welche sich durch ihren Adel und ihre Geschicklichkeit auszeichneten. Marina unterrichtete sie sorgfältig. Als sie zu Tlaskala ankamen, führte man sie in den Rathssaal, wo sie ungefehr diese Rede hielten: „Edler Freystaat, tapfere „Tlaskalaner, der Kazike von Zampoa„la, die Kaziken vom Gebürge, ihre Freun„de und Bundesgenossen, vermelden Ih„nen ihren Gruß. Nach Anwünschung „einer reichen Ernte und des Untergangs „Ihrer Feinde, thun sie Ihnen zu wissen, „daß in ihrem Lande, von der Morgen„seite her, ausserordentliche Menschen, „welche Götter zu seyn scheinen, in großen „Pallästen über das Meer hergekommen „sind, und in ihren Händen den Donner „führen, dessen Gebrauch sich der Him„mel allein vorbehalten hat. Sie nennen „sich Diener eines GOttes, der über un„sere Götter ist, und der nicht die Tyran„ney noch Opfer von Menschenblut dul„den kann. Ihr Hauptmann ist ein „Botschafter eines sehr mächtigen Prin„zen, ist aus Religionsantrieb gekommen, „die unter uns herrschenden Mißbräuche „und Gewaltthätigkeiten des Montezuma „abzustellen. Dieser Botschafter, wel„cher uns von der überhäuften Unterdrü„ckung befreyet hat, sieht sich genöthigt, „den Weg nach Mexiko durch die Länder

„Dero freyen Staats zu nehmen, und „ersucht sie, ihm anzuzeigen, womit die„ser Tyrann sie beleidigt, um Ihr Recht „wie das seinige zu vertheidigen, und es „zu den übrigen Beweggründen seiner „Reise zu setzen.

„Unser Bewußtseyn seiner reinen Ab„sichten, und die Erfahrung, die wir von „seiner Güte haben, vermochten uns, ihm „zuvor zu kommen, und Sie, tapfere „Männer, im Namen unserer Kaziken „zu ermahnen, diese Fremden, als Freun„de Ihrer Bundesgenossen, anzuneh„men: und wir erklären Ihnen von we„gen ihres Generals, daß er mit einem „Geiste des Friedens kömmt, und nur „um einen freyen Durchzug durch Ihre „Länder bittet. Seyn Sie versichert, „er sucht nur Ihren Vortheil, seine Waf„fen sind nur das Werkzeug der Gerech„tigkeit und der Vernunft; sie behaup„ten die Sache des Himmels, und dieje„nigen, welche sie führen, suchen den „Frieden und die Sanftmuth, und brau„chen nur Härte gegen die, welche sie an„greifen, oder mit ihren Verbrechen be„leidigen.“

Man ließ die Botschafter Abtritt neh„men, und nach langen Berathschlagun„gen beschloß der Rath, Truppen wider

die

die Fremden zu schicken, indem er sagte: Schlägt man sie, so hat man von ihnen nichts mehr zu befürchten: siegen sie hingegen, so kann man ja diese Beleidigung auf die Wildheit der Atomies schieben, über deren unbändige Wuth man sich sodann beklagen muß. Man behielt die Botschafter unter verschiednen Vorwand zurück, man warb heimlich ein Heer, und schickte es gegen die Spanier unter dem Befehle des Xicotencatl, Haupt der Krieger.

Nachdem Cortez acht Tage vergebens auf Nachricht von seinen Abgeschickten gewartet, so muthmaßte er gleich eine verrätherische Anzeddelung gegen sich. Er fragte die Zampoalen um Rath, welche ihm riethen, sich Tlaskala zu nähern, damit er selbst das Betragen einer Nation beobachten könnte, welche verdächtig zu werden anfieng. Er befolgte auch sogleich ihren Rath, indem er für nöthig hielt, dieser Nation die Zeit zur Kriegszurüstung zu benehmen, wenn sie beschlossen hätten, ihn anzugreifen. Er hub sein Lager auf mit aller in dergleichen Umständen nöthigen Vorsicht. Einige Meilen marschirte er ganz ungehindert zwischen zwey Gebürgen, die durch ein sehr angenehmes Thal geschieden wurden; hernach aber stieß er

auf

auf eine sehr hohe Mauer, die von einem Berge zum andern reichte, und den Weg sperrte. Sie bestund zu seiner Verwunderung aus Werkstücken, und war mit einer Art Kütt verbunden. Ihre Dicke war ohngefehr von dreyßig Fuß, und ihre Höhe von neun. Sie endigte sich mit einer Brustwehre, wie die europäischen Festungen. Der Eingang war krumm und sehr enge, zwischen zwey andern Mauern, davon eine über die andere gieng. Man erfuhr von den Zocothlanen, daß diese Vormauer ihre Provinz von der Tlaskalaschen trennte, die sie errichten lassen, seit dem sie sich zu einer Republik erhoben. Cortez schätzte sich sehr glücklich, daß die Feinde nicht gesucht hatten, ihm diesen Paß streitig zu machen. Er ließ seine Armee in der größten Ordnung durchmarschiren. Nachdem er an einem ausgebreiteten Platz angelanget war, so entdeckte er die Federbüsche von zwanzig bis dreyßig Indianern. Er schickte einige Reiter ab, um sie durch Friedenszeichen und Geschrey herbey zu locken. In dem Augenblick stieß zu dem ersten ein zweyter Trupp: die Reiter setzten stets ihren Marsch fort; allein sie wurden bald mit einer Wolke Pfeile bedeckt, und zwey Menschen und fünf Pferde verwundet. Fünf tausend Indianer, die sich in Hinterhalt

gelegt,

gelegt, kamen den ersten zu Hülfe. Die spanische Infanterie stellte sich in Schlachtordnung, um den Anfall der Indianer, welche auf sie mit unglaublicher Wuth stürmten, auszuhalten. Man richtete in der Eil die Kanonen auf sie, dessen Gepraßle nebst der ungeheuern Menge Menschen, die dadurch blieben, die Indianer so erschreckte, daß sie die Flucht ergriffen. Die Spanier nutzten ihre Unordnung, fielen über sie her, und richteten ein entsetzliches Blutbad an. Die Nacht verhinderte den Cortez, seinen Sieg zu verfolgen. Die Spanier verbrachten sie in benachbarten Hütten, wo man ihnen Erfrischungen schafte. Er schlägt die Tlaskalaner.

Den Morgen darauf kamen zwey der zampoalischen Gesandten an, die er an die Tlaskalaner abgeschickt. Sie wurden von einigen Abgeordneten der Republik begleitet, welche bey dem Cortez die Verwegenheit zu entschuldigen suchten, die die Atomies gehabt hatten, ihn anzugreifen. Sie ergrimmten wider diese Nation, von der sie versicherten, sie ließe sich nicht bändigen, und setzten hinzu, der Rath zu Tlaskala würde sich freuen, wenn sie mit dem Verluste ihrer vornehmsten Häupter bestrafet würden. Sie erboten sich zur Ersetzung des von ihnen den Spa-

niern

niern zugefügten Schadens; aber über die Gesinnungen der Republik erklärten sie sich nicht weiter, und begaben sich zurück.

Cortez, dessen Muth mit den Schwierigkeiten wuchs, setzte seinen Marsch fort. Er traf die beyden andern zampoalischen Botschafter an. Ihre Thränen und Seufzer verkündigten ihren Schmerz. Sie warfen sich dem General zur Erden, umfaßten seine Füße und flehten um Rache. Sie sagten ihm, die ungetreuen Flaskalaner hätten gegen sie das heilige Gesandschaftsrecht verletzt, sie in Ketten gelegt, um sie dem Gotte des Sieges zu opfern; allein sie hätten Mittel gefunden, einander loszumachen, und wären in der Nacht entflohen. Sie setzten hinzu, diese Barbaren hätten ihren Göttern versprochen, ihnen alle Spanier zu opfern.

Aus dieser Rede erfuhr der General alle ihm drohende Gefahr: er befahl den Spaniern und seinen Bundesgenossen, auf ihrer Hut zu seyn, und in Schlachtordnung zu marschiren. Nach einer Viertelmeile fand er einen sehr beschwerlichen Paß, welcher von einer unglaublichen Menge Indianer bewacht wurde. Sie wendeten unglaubliche Kräfte an, und warfen endlich diejenigen übern Hau-

fen,

fen, die sich ihrem Marsche widersetzten. Als sie diesen Paß entsetzt hatten, wurden sie von der Höhe eine unglaubliche Schaar Indianer gewahr. Sie bestund aus verschiednen Nationen, welche man an den Farben der Fahnen und Federn erkannte. Cortez erkannte alsdann, daß die Leichtigkeit, die er in dem hohlen Wege gefunden, nur eine Kriegslist war, und schien selbst über die ihm drohende Gefahr bestürzt. Doch stund er nicht an, in die Ebne zu rücken, und seine Soldaten, von seinem Muthe angefeuert, trieben einige Haufen zurück, die sich ihrem Marsche widersetzen wollten. Seine von der Reiterey unterstützte Infanterie gewann endlich so viel Land, daß sie die Kanonen aufführen konnten. Als die Indianer sahen, daß die spanische Armee von der Mauer nicht mehr den Rücken bedeckt hatte, schwenkten sie sich. Cortez hatte in diesem Augenblicke alles seines Muths und aller seiner Gegenwart des Geistes nöthig. Er fieng an, seine Kanonen spielen zu lassen, welche in der indianischen Armee Schrecken und Verwirrung brachten, setzte sich an die Spitze seiner Reiterey, welche den Muth seiner Feinde vollends niederschlug: sie hielten die Pferde für übernatürliche Wesen. Die Bestürzung wurde allgemein unter ihnen: sie drängten sich, über-

wurfen einander, und machten sich mehr Schaden, als sie vermeiden wollten. Allein es ereignete sich ein Zufall, der fast den ganzen Untergang der Spanier verursacht hätte. Ein Reiter überließ sich seinem Feuer zu sehr, trennte sich von der Armee, und gerieth zu sehr in das feindliche Gedränge. Viele Tlaskalansche Officiere, die sich wieder gesammlet, griffen ihn einmüthiglich an. Einige bemächtigten sich seiner Lanze und der Zügel des Zaums, andere durchstachen das Pferd, welches mitten unter ihnen todt zur Erden fiele. Sie hieben ihm den Kopf ab; steckten ihn auf die Spitze einer Lanze, und ermahnten ihre Kameraden, sich vor Ungeheuern nicht zu fürchten, welche ihren Waffen nicht widerstehen könnten. Der Reiter erhielt viele Wunden, und blieb einige Zeit ihr Gefangener: aber er wurde von den andern Reitern befreyt, welche ihn seinen Siegern entrissen.

Ein Theil der Tlaskalaner, durch den Tod dieses vermeynten Ungeheuers ermannt, nahm wieder ihren Platz, und schienen sich zum zweyten male zu einem Treffen zu schicken: aber die ganze Armee macht eine Bewegung gegen Tlaskala, und verschwand. In der Folge erfuhr man, daß diesen Rückzug der Tod der vor-

vornehmsten Officiere der Armee verursacht, und Xicotencatl ihn selbst befohlen hatte, weil er befürchtete, nicht allein hinreichend zu seyn, eine so beträchtliche Armee handeln zu lassen. Er trug den Pferdekopf im Triumph, und schickte ihn an den Rath.

Cortez hingegen beschloß, seine sehr abgematteten Truppen rasten zu lassen. Ueberdieß hofte er, den Tlaskalanern Geschmack für den Frieden einflößen zu können. Aus diesem Beweggrunde bemächtigte er sich eines kleinen Fleckens, welchen man in einer kleinen Entfernung entdeckte, und die ganze Ebene vertheidigte. Bey seiner Annäherung wichen die Einwohner: aber sie ließen Lebensmittel genug, um seinen Vorrath zu vermehren. Diesen Flecken ließ er befestigen. So bald als Cortez sich sicher an diesem Orte glaubte, so kundschafte er mit zwey hundert Mann, die Hälfte Zampoalen und die Hälfte Spanier, die Lage der Feinde um Tlaskala. Er machte einige Gefangene, von welchen er erfuhr, daß Xicotencatl sich sehr nahe an die Stadt gelagert hätte, und eine zweyte Armee zusammen brächte. Auf diese Nachricht zog er sich wieder in sein Quartier zurück: aber er verbrannte viele Dörfer, um seinen

Feinden anzuzeigen, daß er sich vor dem Krieg gar nicht fürchtete. Da er es aber doch für vortheilhafter hielt, mit dieser kriegerischen Nation Friede zu machen, als die Feindseligkeiten fortzusetzen, so gab er zwey Gefangenen die Freyheit, mit dem Befehle, dem Xicotencatl anzudeuten, daß ihm der Tod einer so großen Anzahl braver Tlaskalaner nahe gienge, die in der letzten Schlacht geblieben wären; allein dieses Unglück träfe sie nur darum, weil sie mit bewafneter Hand Fremde empfangen hätten, welche zu ihnen nur unter dem Schutze der Freundschaft kämen: sie wollten die zugefügten Beleidigungen gern vergessen; aber wenn man die Waffen nicht streckte, so schwöre er, die Stadt Tlaskala zu plündern, und zu vernichten, um allen benachbarten Völkern ein Exempel zu statuiren.

Xicotencatl machte diese Nachricht wüthend: er mißhandelte die Ueberbringer derselben, schickte sie voller Wunden an den Cortez zurück, mit Vermeldung, er würde ihn morgen bey Sonnen Aufgang mit einem unzählbaren Heere heimsuchen; er wolle alle Spanier lebendig gefangen nehmen, um sie auf die Altäre seiner Götter zu bringen, welchen er Herz und Blut seiner Feinde zu opfern schwöre.

Da

Da er seine Härte mit Höhnerey verbinden wollte, so schickte er zugleich in das spanische Lager drey hundert indianische Hühner und andere Lebensmittel, mit der Versicherung, daß die Feinde seiner Götter sich nicht einbilden sollten, er woile sie durch Hunger zwingen, sondern er schicke ihnen zu essen, damit sie desto schmackhafter wären, weil er ein großes Fest von ihnen anstellen würde, wenn er sie mit der Macht seiner Waffen bezwungen haben würde.

Diese barbarische Beleidigung verursachte weniger Schrecken, als Unwillen in dem spanischen Lager: doch bedienten sie sich des ihnen überschickten Lebensvorraths. Cortez nutzte alle gegebene Nachrichten zur Vorbereitung auf alle Zufälle. Er warf viele Batterien auf, und vertheilte seine Soldaten nach der Kenntniß, die er sich von der Art zu schlagen dieser Barbaren gemacht hatte.

Er erhält einen dritten Sieg über sie.

Mit Anbruch des Tages war das Feld mit Indianern bedeckt: einige Geschichtschreiber versichern, es wären mehr, als hundert und funfzig tausend Mann gewesen, und die Republikaner und ihre Bundesgenossen hätten ihre äußersten Kräfte daran gewendet. Man entdeckte in der Mitte einen goldnen Adler, welchen

chen man in den vorhergehenden Treffen noch nicht gesehen hatte, und die Tlaskalaner nur in den dringendsten Gelegenheiten mitführten. Nachdem sich die Indianer in Schlachtordnung gestellt, so wollten sie über die Spanier herfallen: aber als Cortez sah, daß sie den Kanonen genug nahe waren, so ließ er sein ganzes Geschütze auf sie abfeuern, welches ihnen viel Menschen tödtete, und ihre Hitze abkühlte. Doch faßten sie sich wieder, und rückten bis auf einen Steinwurf heran; allein sie wurden durch ein zweytes allgemeines Feuer aus den Kanonen und dem kleinen Gewehr zurück getrieben. Unterdessen näherte sich ein großer Haufen Indianer, von der Wuth hingerissen, bis an die Batterien, und verursachte dem Cortez Unruhe, als sich die Verwirrung in ihrer Hauptarmee verbreitete, und man darinn ganz einander entgegenlaufende Bewegungen bemerkte: das Hintertreffen ergriff bald die Flucht, und die, welche im Vordertreffen stunden, folgten ihnen bald nach. Cortez ließ ihnen mit dem Säbel und der Lanze nachsetzen, aber unter dem ausdrücklichen Befehl, sich nicht zu weit zu wagen, damit sie nicht umringet würden.

Die Spanier konnten die Ursache dieser übereilten Flucht gar nicht ergründen; aber

aber man erfuhr sie bald. Xicotencatl hatte nach seinem jachzornigen Charakter, einen Kaziken von den Bundesgenossen beleidigt, der ihm einen Zweykampf angeboten, um sich zu rächen. Alle übrigen Kaziken der Hülfsvölker über sein so wenig dankbares Bezeigen ihres Eifers und ihrer Tapferkeit aufgebracht, hatten sich empört, und die Armee verlassen. Xicotencatl, aus Furcht, seine eigne Soldaten möchten diesem Beyspiele folgen, faßte also den Entschluß, den Spaniern das Schlachtfeld zu überlassen.

Cortez ließ seine Spanier, welche die Strapazen und Gefahren, die sie beständig auszustehen hatten, zu entkräften anfiengen, versammlen, und hielt ihnen folgende Rede, die in der Geschichte wohl einen Platz verdient: „Berühmte Gefährten meiner Arbeiten, die zwey durch „Ihre Tapferkeit gewonnene Schlachten „lehren uns, was wir zu thun haben: „aber die Gefahren umgeben oft das größ„te Glück: sie sind eine Art eines dem „Glücke der Menschen aufgelegten Tri„buts. Man hat mir gesagt, daß einige „von ihnen sich zurück zu ziehen begehren, „und völlig bereit sind, mir diesen Vor„schlag zu thun; aber eine so wichtige Sa„che muß nicht blindlings unternommen

„werden; sie interessirt einen jeden, und „jeder muß seine Meynung frey sagen. „Untersuchen wir die Lage, in der wir „uns befinden! dadurch beurtheilen wir „gehörig das Zukünftige, und können die „festeste Entschließung fassen. Alle, die „mich hören, billigten ja diesen Zug über„haupt. Wir nahmen uns vor, bis an „den Hof des Montezuma zu dringen; „denn der Eifer für die Religion führt uns „dahin, und wir knüpften daran unser „Glück und unsere Hofnung. Die Flas„kalanschen Indianer wollten sich dawi„der setzen: aber sie sind überwunden oder „zerstreuet worden, und bald werden sie „gezwungen seyn, uns den Frieden oder „einen freyen Durchzug durch ihre Lande „zu verstatten. Was haben wir also „nicht von diesen Barbaren zu hoffen, wel„che uns schon jetzt für halbe Götter an„sehn! Wenn uns Montezuma mit „Furcht erwartet, wie seine Gesandschaf„ten es beweisen, mit welcher Ehrfurcht „wird er uns nicht, nach der Niederlage „der Flaskalaner, betrachten, die ihre „Unabhängigkeit nur ihrem Muth und „der Stärke ihrer Waffen zu danken ha„ben. Ohne allen Zweifel wird er uns „Anerbietungen thun, die über unsere Er„wartung sind, aus der einzigen Furcht, „daß er uns die Partie eines Volkes neh-

„men

„men sieht, welches sich wider ihn empö-
„ret hat. Die in dieser Provinz von
„uns anzutreffenden Hindernisse werden
„die Mittel seyn, wodurch der Himmel
„unsere Unternehmung befördern wird.
„Wenn wir aber zurück kehren, so ver-
„derben wir alle Früchte, welche aus un-
„serer Arbeit erfolgen sollten. Was ha-
„ben wir überdieß nicht zu befürchten?
„Unsere Schwachheit wird den Muth die-
„ser Völker wieder anfrischen, die wir
„überwunden haben, und die noch über
„ihre Niederlage zittern und beben: sie
„werden uns verfolgen, und uns auf un-
„serm Rückmarsche belästigen. Dieje-
„nigen, welche uns mit so vieler Treue
„als Muthe dienen, werden Gelegenheit
„uns zu entwischen suchen. Sie werden
„unsere Schande offenbar machen. Mit
„Verlierung der großen Meynung von
„unserer Macht, werden sie sich vielleicht
„wider uns verschwören. Ich wieder-
„hole es ihnen, meine Freunde, man
„muß mit vieler Aufmerksamkeit die Hof-
„nungen, um die wir uns bringen wollen,
„mit den Gefahren betrachten, welche
„uns noch zu überstehen sind. Sie ken-
„nen nun meine Gesinnungen: und kön-
„nen nun die Ihrigen sagen.“

Kaum hatte Cortez diese Rede vollen-
det, als einer von den Aufgebrachtesten

die Stimme erhub, und zu seiner Partey sagte: „Meine Freunde, der General fragt „uns zwar um Rath: aber zeigt uns zu„gleich, welche Partey wir ergreifen müs„sen.“ Alle übrige Aufrührer waren gleicher Meynung, und erkannten die Ungerechtigkeit ihrer Klagen.

Unterdessen verlangte das Volk von Tlaskala, bestürzt durch den letzten Sieg, welchen die Spanier eben davon getragen, mit großem Geschrey Frieden. Die Rathsherren nahmen in der Ueberzeugung, daß das Glück der Spanier nur eine Wirkung der Zauberey sey, zu den Hexenmeistern ihre Hülfe, indem sie glaubten, daß eine Zauberey die andere vernichten würde. Diese Betrüger erklärten, sie hätten vermittelst ihrer mächtigen Kunst entdeckt, daß die Spanier Söhne der Sonne wären, die durch ihre Wirkung auf dem Lande der morgenländischen Gegend hervorgebracht worden wären: ihre größte Zauberey sey die Gegenwart ihres Vaters, dessen mächtiges Feuer ihnen eine Macht mittheilte, die über der Natur ihre gienge, und fast der Macht der Unsterblichen gleich käme: aber wenn die Sonne gegen Abend sich neigte, so nähmen ihre Kräfte ab, und sie verwelkten wie das Gras auf den Wiesen. Daraus

aus schlössen sie nun, man müsse sie des Nachts angreifen, ehe sie die Wiederkunft der Sonne unüberwindlich mache. Der Rath gab dieser Vernünfteley seinen Beyfall, und schmeichelte sich mit einem gewissen Siege. Man gab auf der Stelle dem Xicotencatl Befehl, das Lager der Spanier nach Sonnenuntergang anzugreifen.

Cortez, dem es nie an der Wachsamkeit fehlte, hatte sehr weit ausgestellte Piquets und Posten. Er ließ genau die Runde machen: die Pferde waren die ganze Nacht gesattelt, und die Soldaten schliefen bewafnet. Den Abend vor der zum Angriffe bestimmten Nacht bemerkten die Posten einen Haufen Feinde, welche mit leisen Schritten gegen das Lager mit einer den Indianern ungewöhnlichen Stille rückten. Cortez befahl, als er davon benachrichtiget wurde, daß alle Posten, nach dem Beyspiele der Indianer, Stillschweigen beobachten möchten. Als sich die Indianer dem Lager der Spanier näherten, so glaubten sie, das beobachtete Stillschweigen käme von Mattigkeit her, welche diese Leute über die Abwesenheit ihres Vaters empfänden. Xicotencatl meynte, seines Sieges gewiß zu seyn, näherte sich dem Walle, und griff dreymal an: aber die ersten Indianer, welche

den Wall zu besteigen übernahmen, wurden mit einer Tapferkeit empfangen, deren sie sich gar nicht vermuthet hatten. Die hintersten, auf die der erstern Körper zurückrollten, überfiel Schrecken und Furcht. Xicotencatl ermannte sie wieder durch seinen Muth: sie wendeten unglaubliche Bemühung an, in das Lager der Spanier zu kommen: aber ihr Verlust ward immer beträchtlicher und beträchtlicher, und sie ergriffen die Flucht. Cortez rückte aus seinem Lager mit einiger Infanterie und etwas Reitern, und richtetete ein entsetzliches Blutbad unter ihnen an. Die Spanier verloren nur einen Bundesgenossen, und hatten nur zwey bis drey Verwundete unter den ihrigen.

Die Freude, welche den Spaniern der Sieg verursachte, wuchs, als sie von den Gefangenen erfuhren, welche Hofnung die Feinde gehegt hätten. Cortez schmeichelte sich, daß der Ruf, den er sich von einem dergleichen Vorfalle versprechen konnte, zu seinem Vorhaben mehr helfen würde, als die Stärke der Waffen. Der Rath, der in der That diese unüberwindliche Fremde, als himmlische Menschen betrachtete, furchte sich, der Republik das gröste Unglück zuzuziehen, wenn er länger ihre Freundschaf verwürfe.

Um den Zorn des Himmels zu stillen, opferte man vorläufig einige Zauberer, schickte an den Xicotencatl Befehl, alle Arten von Feindseligkeiten aufzuheben. Dieser stolze Indianer, von seinem Muthe immer mehr angefeuert, antwortete, seine Armee sey der wahre Rath, und er allein wolle den Ruhm der Nation behaupten, da er von ihren Häuptern verlassen wäre. Ob er gleich von der Betrügerey der Zauberer überzeugt war, so schrieb er doch sein letztes Unglück der Unvorsichtigkeit zu, daß er das spanische Lager nicht vor dem Angriffe ausgekundschaftet hätte. Zu diesem Ende ließ er vierzig Soldaten in Landleute kleiden, befahl ihnen, in das feindliche Lager Früchte, Vögel, Maiz zu bringen, und zu untersuchen, wie es von innen beschaffen sey. Seine Befehle wurden so wohl ausgeführt, daß die vierzig verkleideten Soldaten sich in das Lager schlichen, unter dem Vorwande, Waaren dahin zu bringen, und daselbst einige Stunden unerkannt blieben: aber sie untersuchten die Höhen der Mauren mit einer Neugier, welche einem Zampoalen Argwohn erregte. Cortez wurde davon benachrichtigt, und ließ sogleich alle gefangen nehmen. Die großen Martern brachten einige zum Reden. Der General stellte sich, als habe er Xicotencatls

catls Absicht durch seinen über alle Kenntnisse der Indianer gehenden Verstand errathen, schickte ihm den größten Theil seiner Spione zurück, um ihm dadurch zu beweisen, daß die Spanier eben so wenig List und Verrätherey, als die Stärke seiner Waffen fürchteten; daß sie ihn ohne Furcht erwarteten, und seinen meisten Leuten das Leben gelassen hätten, damit ihre Beobachtungen für ihn nicht verloren giengen: aber da er glaubte, es sey nöthig, unter dem indianischen Heere Schrecken zu verbreiten, so ließ er alle Unglücklichen, die er zurück schickte, auf verschiedne Weise zerstümmeln. Vierzehn bis funfzehn waren die Hände abgehauen; den übrigen nur die Daumen. Dieser gräßliche Anblick machte den schon wider die Spanier zu marschiren bereiteten Truppen ein solches Grausen, daß sie anstunden, ob sie ihrem Oberhaupte mehr folgen sollten. Xicotencatl war selbst erstaunt, als er sein Projekt so vereitelt sah, und bildete sich ein, die Fremden müßten doch etwas Göttliches haben. Mit diesen Gedanken schlug er sich herum, als zwey Abgeordnete des hohen Raths kamen, welchen er mit seiner Antwort beleidigt hatte, und ihn das Kommando nahmen. Seine Truppen waren wenig geneigt, ihn in seinem Ungehorsam zu bestärken,

stärken, und zerstreuten sich. Doch gieng er wieder nach Tlaskala unter dem Schutze seiner Verwandten und Freunde, die ihm Vergebung bey dem Rathe ausgewirkt hatten.

Ob gleich die Spanier in zwey Tagen keine Feinde erscheinen sahen, so schwebten sie doch in großer Unruhe. Aber am dritten Tage kam von dem Rathe eine Gesandschaft, die aus vier ehrwürdigen Indianern bestund, und ein ziemlich zahlreiches Gefolge bey sich hatten. Cortez empfieng sie mit Ernst und Stolz, welches er für nöthig hielt, um ihnen Furcht und Hochachtung einzuflößen. Sie suchten ihr schlechtes Verfahren gegen die Spanier zu entschuldigen, schoben alles auf die wilden Atomies, die das ganze Ansehn des hohen Raths nicht zurückzuhalten vermögend gewesen; boten sich an, den Cortez mit aller seiner Mannschaft in ihre Stadt aufzunehmen, und versprachen, die Spanier als Brüder ihrer Götter zu behandeln. Cortez verheelte die Freude, die ihm diese Rede machte, und schien über seinen zu nehmenden Entschluß zweifelhaft. Er beklagte sich über das ungerechte Verfahren der Tlaskalaner, und sagte den Gesandten, er wolle der Republik Zeit lassen, das Geschehene wie-

der gut zu machen. Er wollte nemlich Zeit gewinnen, sich der Treue der Tlaskalaner zu versichern, und seine Gesundheit wieder herstellen, die durch die Strapazen gelitten hatte.

In dem nemlichen Augenblicke, als die Tlaskalanischen Gesandten abgiengen, kamen fünf Mexikaner an. Sie waren von dem Montezuma abgeschickt, welcher von dem, was zu Tlaskala vorgefallen, Nachricht erhalten hatte, und dadurch doppelt beunruhigt wurde. Er befürchtete, Cortez würde die Waffen derjenigen, die er eben überwunden hätte, zu Eroberung seines Reichs gebrauchen. Die Absicht seiner Gesandschaft war also, ihn zu ermahnen, ihre allgemeinen Feinde ohne Schonung zu behandeln, und auf ihre Redlichkeit sich nicht zu verlassen. Er ließ auch aufs neue den fremden General bitten, er möchte von dem Vorhaben, an seinen Hof zu kommen, abstehn, mit der sehr freundschaftlich scheinenden Erklärung der Ursachen, die dem Monarchen nicht erlaubten, ihm diese Freyheit zu verstatten. Die Gesandten hatten auch den Auftrag, die Lage der Tlaskalaner auszuforschen, und alle mögliche Hindernisse zum Frieden vorzuschieben.

Cortez nahm sie mit aller den Gesandten eines großen Monarchen schuldigen Ehrfurcht auf: aber er machte allerhand Vorwand, um seine Antwort zu verschieben, weil er wollte, daß sie, ehe sie abreiseten, selbst sehen sollten, mit welcher Unterwürfigkeit die Tlaskalaner den Frieden suchten. Sie thaten viele unkluge Fragen, welche die Furcht des Montezuma entdeckten, und gaben zu gleicher Zeit zu erkennen, wie wichtig der Schluß des Friedens mit den Tlaskalanern sey, wenn man ihn zur Paaren treiben wollte.

Die Republik suchte den Cortez von ihren lautern Absichten zu überführen, und gab daher an alle um das Lager liegende Flecken den Befehl, Lebensmittel dahin ohne Bezahlung und Tausch zu bringen. Zwey Tage darauf kam Xicotencatl als Gesandter der Republik. Er war etwas mehr als mittelmäßig groß, sehr ungezwungen, aber schlank, und schien stark zu seyn. Seine Gesichtszüge, ob gleich unregelmäßig, machten eine majestätische und kriegerische Gesichtsbildung. Er hatte ein weißes Kleid mit Federn und Steinen besetzt, welches ihm ein sehr ritterliches Ansehn gab. Nach einigen Verbeugungen setzte er sich, ohne die Erlaubniß dazu abzuwarten, und redet folgen-

Xicotencatl, General der Tlaskalaner, kömmt in das spanische Lager und bittet um Friede.

dergestalt in dem zuversichtlichsten Tone: „Ich allein bin an allen begangenen „Feindseligkeiten schuld. Ich glaubte, „die Spanier hielten es mit dem Monte„zuma und den Culvas, deren Namen „mir schon Abscheu machen. Da ich aber „besser unterrichtet bin, so komme ich und „übergebe mich den Siegern, und wün„sche durch diese Unterwürfigkeit Verzei„hung für die Republik, in deren Namen „ich um Frieden bitte, und die Vorschrei„bung der Bedingungen dem spanischen „General überlasse: ja ich bitte ihn, die „Stadt mit seiner Gegenwart zu beeh„ren.“ Er setzte hinzu, Cortez würde für sein ganzes Heer Quartiere finden; die Tlaskalaner wären noch nie genöthigt gewesen, ihre Thoren zu öfnen; sie wären blos eifersüchtig auf ihre Freyheit, und führten auf ihren Gebürgen ein arbeitsames und dürftiges Leben; aber da sie aus Erfahrung die Tapferkeit der Spanier kennen gelernt, so wollten sie nichts mehr länger wagen, und bäten sich nur zur Gnade aus, ihre Götter, ihre Kinder und ihre Weiber zu schonen.

Cortez wurde von der Größe der Seele dieses Indianers so gerührt, daß er sich nicht enthalten konnte, ihm seine Hochachtung zu bezeugen. Alsdann warf er

ihm mit vielem Ernst die Halsstarrigkeit vor, mit welcher er seinen Waffen widerstehen wollen, vergrößerte die Größe des Verbrechens, um die Größe der Verzeihung desto gültiger zu machen: hernach bewilligte er den Tlaskalanern den Frieden ohne allen Vorbehalt, und setzte hinzu, er wolle dem Rath Nachricht geben, wenn er es für gut fände, nach Tlaskala zu gehen. Xicotencatl kehrte also zurück, und verkündigte daselbst den Frieden, welcher mit vielen Lustbarkeiten gefeyert wurde.

Die Botschafter des Montezuma, welche bey dem Cortez geblieben waren, thaten ihr möglichstes, um ihn von Schließung des Friedens abzubringen. Da es ihnen aber nicht glücken wollte, so baten sie ihn, sechs Tage noch seinen Einzug in Tlaskala zu verschieben, damit sie Zeit hätten, dem Montezuma davon Nachricht zu geben, und Antwort darauf zu erhalten. Cortez bewilligte ihnen ihre Bitte ohne Schwierigkeit. Sie begaben sich an den Hof des Montezuma, und kamen zur bestimmten Zeit mit noch sechs andern Großen und neuen Geschenken für die Spanier zurück. Sie sagten dem Cortez, daß der Kayser von Mexiko Freundschaft mit dem Monarchen der

Spanier zu machen wünschte, daß er ihm einen jährlichen Tribut bezahlen wollte, weil er ihn als den Sohn der Sonne verehrte; aber nicht anders, als unter zwey Bedingungen. Die erste war, die Spanier müßten kein Bündniß mit der Republik Tlaskala eingehen, die sein geschworner Feind sey: die zweyte, sie müßten ihr gefaßtes Vorhaben, nach Mexiko zu kommen, aufgeben, weil die Gesetze und die Religion seines Lands nicht erlaubte, sich den Fremden zu zeigen.

Cortez wollte von einer Seite gerne mit den Tlaskalanern Friede machen, von der andern Seite dem Montezuma nicht Zeit lassen, Truppen zu errichten. Er antwortete den Gesandten also ganz kalt, sie sollten sich ein wenig ausruhen, ehe sie von ihm Abschied nähmen.

Unterdessen schickten die Tlaskalaner, die ungeduldig waren, ihn in ihrer Stadt zu sehen, in sein Lager einen Theil der Rathsherren, unter welchen auch ein blinder, aber um seiner Klugheit und seines Alters halber zu verehrender Greis war. Er trat zuerst zum Cortez, setzte sich neben ihm, und hielt ihn ungefehr diese Rede: „Großmüthiger Krieger, man glaubte, „du seyst aus dem Geschlechte der Unsterblichen: aber wahr oder nicht wahr, du „hast

„hast den Tlaskalanschen Rath in deiner „Gewalt; er kömmt, um dir den höch„sten Beweis seines Gehorsams abzule„gen. Wir suchen gar nicht, die Fehler „unserer Nation zu entschuldigen; wir be„laden uns vielmehr damit, in der Hof„nung, deinen Zorn durch unsere Auf„richtigkeit zu stillen. Wir, wir ent„schlossen uns, mit dir Krieg zu führen; „aber wir, wir haben uns auch entschlos„sen, dich um Friede zu bitten. Wir „wissen, Montezuma giebt sich alle mög„liche Mühe, dich von unserm Bunde „abzuwenden. Höre ihn, wie unsern „Feind, und wie einen Tyrannen, der „dich zur Ausübung einer Ungerechtigkeit „bereden will. Wir flehen dich gar nicht „um Hülfe wider ihn an, unsere Stär„ke ist wider alles hinreichend, was du „nicht bist; aber wir kennen seine Arglist. „Warum willst du uns nicht mit deiner „Gegenwart beehren? Wir kommen, „deine Freundschaft und dein Vertrauen „zu erhalten, oder unsere Freyheit in dei„ne Hände zu liefern: wähle, welcher „Vorschlag dir am angenehmsten ist. „Wir wollen deine Freunde, oder deine „Sklaven seyn.“

Diese Unterwürfigkeit hatte ein so we-
nig verdächtiges Ansehn der Aufrichtig-

keit, daß Cortez nicht widerstehen konnte. Er gab den Rathsherren eine sehr verbindliche Antwort, und bat sie, ihm Indianer zu schicken, die ihm sein Geschütze und sein Kriegsgepäcke fortschaften. Den Morgen drauf gieng er in die Stadt unter Zuruf des Volks, welches ihn und seine Armee zu sehen, herzugelaufen war. Die Weiber, welche sich mit unter die Menge vermischt hatten, warfen den Spaniern Blumen zu. Sie fanden mit allen Arten von Bequemlichkeiten versehne Wohnungen in einem so geraumigen Gebäude, daß die ganze Armee ohne Ungemach darinn wohnen konnte. Cortez hatte die mexikanischen Botschafter, trotz ihrer Weigerung, mitgenommen: er ließ ihnen eine Wohnung neben der seinigen geben, um sie in seinen Schutz nehmen zu können.

Der spanische General, der nicht sein völliges Vertrauen auf die Tlaskalaner setzen zu dürfen glaubte, ließ eine scharfe Wache um seine Wohnung setzen, und gieng niemals ohne Begleitung eines Theils seiner Leute aus, die immer ihre Flinten bey sich hatten, und erlaubte auch seinen Soldaten in der Stadt nicht anders, als mit dieser Vorsicht auszugehen. Dieß Mißtrauen bekümmerte die Indianer;

ner; der Rath beschwerte sich darüber. Cortez antwortete, er zweifelte keineswegs an der Aufrichtigkeit der Tlaskalaner. Scharfe Wache zu halten, sey in Europa gebräuchlich, wo die Soldaten mitten im Frieden Kriegsübungen hätten, um in der Fertigkeit des Wachens und der Unterwürfigkeit zu bleiben, und daß sie unaufhörlich Waffen trügen, sey ein Ehrenzeichen ihres Stands. Der Rath schien mit diesen Gründen zufrieden, vornemlich Xicotencatl, der von Natur eine kriegerische Seele hatte.

Cortez, der wohl einsah, wie viel er von einer so kriegerischen Nation hoffen könnte, ersparte nichts, um sich ihr durch Hochachtung und Liebe verbindlich zu machen. Er ließ einen Altar in dem schönsten Saale der für ihn bestimmten Wohnung errichten, und seine Schifprediger hielten darinn die Messe, im Beyseyn der vornehmsten Indianer, die ein ehrfurchtsvolles Stillschweigen beobachteten. Einer der ältesten Rathsherren fragte eines Tags den Cortez, ob er sterblich wäre; Ihre Handlungen, sagte er, scheinen übernatürlich; sie haben den Charakter der Größe und Güte, die wir den Göttern zuschreiben: aber ich begreife nicht diese Ceremonie, durch welche es scheint, daß

Sie einer höhern Gottheit ihre Unterthänigkeit bezeugen. Die Anstalten sind ein Opfer, und doch wird weder was geopfert noch dargebracht. Cortez antwortete, er und seine Soldaten wären sterblich; aber da sie unter einem bessern Klima geboren wären, so hätten sie auch mehr Kraft und Stärke, als die übrigen Menschen. Da er auch die Gesinnungen der Tlaskalaner wissen wollte, so sagte er zu dem Rathsherrn, daß sie nicht nur ein oberstes Wesen im Himmel erkennten, sondern daß sie sich auch zum Ruhm machten, Unterthanen des größten Fürsten der Erde zu seyn, dem die Tlaskalaschen Völker jetzt gehorchten, da sie Brüder der Spanier wären.

Der Rathsherr und seine Begleiter bezeugten gar keine Abneigung, Unterthanen des Königs von Spanien zu werden; aber sie hatten wenig Lust, ihre Religion zu ändern. Sie antworteten ihm, der GOtt der Spanier könnte wohl über die ihrigen seyn; allein jedes Land müßte seine Götter haben; ihre Republik brauche einen wider die Ungewitter, einen andern wider die Sündfluthen, die ihre Ernten verwüsteten, einen andern zum Beystande des Kriegs, kurz, zu allen Nothwendigkeiten, weil es unmöglich sey, daß

ein

ein einziger zu so viel Sorgen hinreichend sey. Cortez befahl einem seiner Schifsprediger, ihre Irrthümer zu widerlegen. Sie hörten ihn mit vieler Aufmerksamkeit: aber nachdem er aufgehört hatte zu reden, so baten sie den General, nicht zu erlauben, daß diese Unterredung über die Religion ausser seinem Quartiere verbreitet würde, weil die Götter, wenn sie es erführen, die Stürme herbey ruften, die Provinz zu ruiniren.

Cortez wollte in seinem Eifer die Götzen zerstören; aber der Schifsprediger stellte ihm vor, es wäre gefährlich, die christliche Religion unter einer so zahlreichen und kriegerischen Nation mit Gewalt einzuführen. Die Rathsherren aber wurden doch einmüthig überzeugt, daß die Menschenopfer den Gesetzen der Natur entgegen wären, und stellten sie ein. Man befreyte eine unglaubliche Menge Gefangene, die zu Opfern an den hohen Festtagen bestimmt waren. Man zerbrach am hellen Tage die Käfige, worinn man sie mästete, und zwang die Priester, ihren Unwillen in der Stille zu verbeissen.

Cortez befreyt die zum Opfer bestimmten Gefangenen.

Der General, welcher die Botschafter des Montezuma bey sich behalten, gab ihnen die Abschiedsaudienz. Marina mußte ihnen in seiner Gegenwart sagen,

sie könnten ihrem Kayser das, was geschehen sey, erzählen, mit dem Hinzufügen, daß, da die Tlaskalaner nun von ihm abhiengen, er sie wieder zu ihrer Pflicht zu bringen hofte, welches ein Beweggrund seiner Reise mit wäre; daß er aber noch andre Gründe von größerer Wichtigkeit hätte, welche ihn nöthigten, seine Reise fortzusetzen, und die Gnade des Montezuma mündlich zu suchen, damit er alsdann seine Freundschaft und Huld verdienen könne. Die Botschafter begriffen den Sinn dieser Rede, und konnten ihren Verdruß nicht bergen. Kaum waren sie abgegangen, so sah man die Abgeordneten der vornehmsten Städte der Provinz ankommen, welche dem Cortez ihre Unterthänigkeit bezeugten, die er im Namen des Königs von Spanien annahm. Das Glück hatte sich einmal zum Gesetze gemacht, den Cortez zur Eroberung von Mexiko zu begleiten: die gewöhnlichsten Begebenheiten mußten zu seinem Entwurfe beytragen.

Auf der Höhe, wo die Stadt Tlaskala damals lag, entdeckte man den Feuerberg Papocatepu, auf der Spitze eines Bergs, der acht Meilen davon ist, und ziemlich über die andern Berge hervorragt. Die Indianer waren gewohnt, ohne

ohne alles Entsetzen aus diesem Feuerberge einen beständigen Rauch aufsteigen zu sehn; aber als Flammen herausbrachen, so überfiel sie Schrecken und Furcht, und sie hielten es für die Ahndung eines vorstehenden Unglücks, weil sie in der Ueberzeugung stunden, daß die herausströmenden Funken die Seelen der Gottlosen wären, welche die erzürnten Götter zur Bestrafung der Erdbewohner schickten. Man sah auf einmal diesen Berg Rauchwirbel herausstoßen, welche mit solcher Gewalt und Schnelligkeit aufstiegen, daß sie den Winden widerstunden: und nachdem sie eine gewisse Entfernung erreicht, so theilten sie sich, und machten Asch- und Dunstwolken. Allein diese rauchende Wirbelwinde erschienen bald mit Flammen und Feuerklöser, welche sich in unendliche Funken zertheilten. Die vornehmsten Rathsherren, die sich um den Cortez gestellt, konnten ihm ihr Schrecken nicht verheelen, und gaben ihm den Beweggrund davon an. Da der spanische General merkte, daß sie doch einigen Begriff von der Unsterblichkeit der Seelen hätten, so suchte er ihnen Furcht und Hofnung, so wie er es seinen Absichten zuträglich hielt, einzuflößen. Die ganze Nation lief voller Bestürzung in das spanische Lager, und hielt es, so zu sagen, für einen Schutzort

vor dem ihnen drohenden Unglück. Unterdessen daß jeder durch Geschrey und Winseln seine Furcht äußerte, trat ein spanischer Officier, mit Namen Diego von Ordaz, mit ganz unruhiger Mine zu dem Cortez, und bat um Erlaubniß, den feuerspeyenden Berg in der Nähe, oben auf seiner Höhe, untersuchen zu dürfen. Die Indianer entsetzten sich über diesen Vorschlag: sie thaten ihr möglichstes, um ihn von seinem so verwegenen Vorhaben abzuwenden. Die tapfersten Tlaskalaner hatten sich niemals bis an die Spitze des Bergs gewagt, wo manchmal ein schreckliches Getöse zu hören, und gar keine Spur einer lebendigen Kreatur zu sehen war. Die ihm vorgespiegelten Schwierigkeiten vermehrten nur die Kühnheit des Ordaz; allein Cortez stund gar nicht an, ihm sein Verlangen zu verwilligen, damit die Indianer sähen, daß das, was sie für unmöglich hielten, der Tapferkeit der Spanier nicht unmöglich sey.

Ordaz gieng also dahin mit zwey spanischen Soldaten und einigen indianischen Edelleuten, welche ihn bis an die Hälfte des Bergs begleiten wollten, wo Einsiedler ihren Göttern Einsiedeleyen erbauet hatten. Ordaz fand, daß der erste Theil des Berges ein reizendes Land war, voll

der schönsten Bäume von der Welt, die einen angenehmen Schatten gaben; aber jenseit der Einsiedeleyen fand man nur einen unfruchtbaren und mit Asche bedeckten Boden, welcher wie der Schnee weiß schien. Die Indianer blieben an diesem Orte, und baten ihn nochmals, von seinem Vorhaben abzustehn: aber er stieg muthig mit seinen beyden Spaniern weiter hinauf. Sie mußten mit Händen und Füßen klettern, um auf die Spitze des Berges zu kommen. Als sie sich der Oefnung näherten, fühlten sie die Erde unter sich beben. Sie hörten das Getöse, welches man ihnen vorher gesagt hatte: darauf folgte ein Wirbelwind, der noch mit einem schrecklichern Gepraßle begleitet wurde, und in Asche gehüllte Flammen und einen entsetzlichen Rauch bey sich führte. Die drey Spanier wurden sogleich von einer unglaublichen Menge brennenden Sands bedeckt: retteten sich unter einen Felsen, wo sie mit vieler Mühe Athem schöpfen konnten. Nachdem das Erdbeben aufgehört, und der Rauch sich vermindert hatte, so ermunterte Ordaz seine Gefährten, und stieg mit ihnen bis an die Mündung des Feuerbergs. Er bemerkte unten in seinem Schlunde, eine große Menge Feuer, welches Blasen einer feuchten und sehr glänzenden Materie

warf. Der Umfang dieser schrecklichen Mündung, der fast die Spitze des Berges einnahm, betrug wenigstens eine Viertelmeile. Nach diesen gemachten Beobachtungen kam Ordaz ganz ruhig zurück, und seine Verwegenheit war das Erstaunen der Indianer. Cortez zog daraus in der Folge einen noch beträchtlichern Nutzen, als die Verwunderung der Indianer. Da es ihm bey einer seiner wichtigsten Unternehmungen an Pulver mangelte, so erinnerte er sich an diesen fließenden und brennenden Strudel, den Ordaz in der Tiefe des Feuerbergs beobachtet hatte, und er zweifelte nicht, daß daselbst ein Schwefelbergwerk seyn müßte: er ließ in dem Berge graben, wo er so viel Schwefel fand, daß er die ganze Armee damit versehen konnte.

Cortez, der seinen Marsch fortsetzen wollte, traf daher alle Anstalten zu seiner Abreise. Während daß er damit beschäftigt war, kamen Gesandten von dem Montezuma mit neuen Geschenken an. Ihr Auftrag enthielt nun nicht mehr, den Cortez von seiner Reise nach Mexiko abzuhalten, sie sagten ihm vielmehr, da der Kayser gemeynt hätte, er würde den Weg über Cholula nehmen, so habe er ihm eine Wohnung in dieser Stadt zubereiten lassen.

sen. Cortez sah nur zu wohl die Beweggründe ein, die den Montezuma zu diesem Betragen nöthigten, das von dem vorhergehenden so sehr verschieden war. Anstatt sie zu verhindern, nach Mexiko zu gehen, gab er sich nun selbst Mühe, ihnen die Mittel dazu zu erleichtern. Cortez sagte zu den Tlaskalanern, er wolle die Aufrichtigkeit des Montezuma prüfen, und könnte seine und seiner Mitschuldigen Untreu strafen. Da die Tlaskalaner nicht zweifelten, daß ihm Montezuma nicht einen Hinterhalt stellen würde, so boten sie ihm ansehnliche Hülfstruppen an: aber er schlug sie aus. Doch zum Zeichen seines Vertrauens gegen sie nahm er sechs tausend Mann ihrer Nation mit.

Als er Cholula ansichtig ward, ließ er seine Armee Halte machen, indem er in eine sehr bevölkerte Stadt nicht des Nachts einrücken wollte. Den folgenden Tag setzte er aber seinen Marsch fort, und da ihm niemand entgegen kam, so erneuerte sich sein Argwohn: er gab seinen Leuten Befehl, sich zum Schlagen fertig zu halten. Doch nicht weit von den Mauern erschienen die Kaziken und die Opferer, in Gefolge einer großen Menge unbewafneter Indianer. Sie gaben Merkmale der Freude und der Zufriedenheit

heit; aber sie baten den Cortez, die Tlaskalaner zurück zu schicken, oder sie in einiger Entfernung von ihren Mauern halten zu lassen, weil sie sie in den ihrigen nicht aufnehmen könnten, da sie ihre Feinde wären. Dieser Vorschlag setzte den Cortez etwas in Verlegenheit. Er fand darinn einen Anschein von Gerechtigkeit, aber wenig Sicherheit für sich selbst. Seine Officiere, welche er sogleich versammlete, waren der Meynung, die Tlaskalaner ausser der Stadt sich lagern zu lassen, bis daß man die Absichten der Kaziken entdeckt hätte.

Ende des zwanzigsten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marsy, François-Marie <<de>>, / Richer, Adrien, / Zachariae, Justus Friedrich Wilhelm,

Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und Russen ec Als eine Fortsetzung von Rollins ältern Geschichte

Bd.: 20

Berlin (1775)

H.as. 1390-19/20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10433477-3
VD18 8008687X-001